

NDL

NEUE DEUTSCHE LITERATUR

MONATSSCHRIFT FÜR SCHÖNE LITERATUR
UND KRITIK

HERAUSGEGEBEN

VOM

DEUTSCHEN SCHRIFTSTELLERVERBAND

INHALT

Im Himmlischen Garten / <i>Harald Hauser</i>	3
Gedenkblätter für Max Schroeder / <i>Günter Caspar</i>	49
Gedichte aus der Totenzelle / <i>Alfred Schmidt-Sas</i>	59
Die Brotkanten / <i>Jan Koplowitz</i>	64
Die Flucht der Grüngesichtigen / <i>Ludwig Turek</i>	83
Im Spiel / <i>Peter G. Hrivnak</i>	101
Furche und Frucht / <i>Hasso Grabner</i>	108
Zwei Gedichte / <i>Erich Mühsam</i>	117

LITERATURDISKUSSION

Thesen zum sozialistischen Realismus	120
--	-----

NEUE BÜCHER

Eduard Zak: Ein Weg in die Welt, S. 133; *Achim Roscher*: Wirklichkeit und Poesie, S. 136; *Adolf Endler*: „Es grünt in meinem Blute...“, S. 138; *Werner Ilberg*: Amerikanische Frauen im Kriegsalltag, S. 141; *Hans Friederici*: Goethe-Forschung auf Irrwegen, S. 142.

UMSCHAU

Fritz Erpenbeck: Lessing-Preis und Gegenwartsdramatik, S. 147; *Bruno Frei*: Kisch in Paris, S. 151 u. a.

Harald Hauser

IM HIMMLISCHEN GARTEN

Dramatische Erzählung

Tibet ist seit dem siebten Jahrhundert Teil des Chinesischen Reiches.

Im Jahre 1951 schlossen die regierenden Lamas und Adligen mit der Zentralen Volksregierung in Peking den „Vertrag über die friedliche Befreiung Tibets“. Die Engländer zogen sich zurück. Soldaten der Chinesischen Volksbefreiungsarmee zogen ein. Mit ihnen kamen Straßen, Kraftwerke, Schulen, Krankenhäuser – und neue Gedanken.

Heute geht Tibet den komplizierten Weg von einem feudalistischen Klosterstaat (etwa ein Sechstel der Bevölkerung sind Mönche) zu einem demokratischen Gemeinwesen.

PERSONEN

Tibeter:

Lo Ssang, Medizininmönch des Tempels „Im Himmlischen Garten“

Tsa Dodshi, Abt des Klosters „Im Himmlischen Garten“

Wu An, junge Leibeigene, insgeheim Frau des Mönchs

Der „kleine Buddha“, ihr neunjähriger Bruder, Verkörperung eines Gottgeistes

Bo An, Leibeigener des Abts, Vater Wu Ans und des kleinen Buddha

Schwager Tsa Dodshis, adliger Grundbesitzer

Fronbauer vom Gut des Schwagers

Mönchlein

Polizeimönche

Leibeigene Männer und Frauen, Hirten, Mönche, Vornehme

Angehörige des Han-Volks*:

Dr. Tsung Tsen-mo, Arzt

Wan Yi, Medizinstudentin, seine Assistentin

Junger Offizier der Chinesischen Volksbefreiungsarmee

Kraftfahrer

Ort:

Tibet, in den Bergen Transhimalajas

Zeit:

Herbst 1957

Das Bühnenbild soll sparsam sein und sich auf das Charakteristische beschränken.

* Han ist der Name der Hauptbevölkerung Chinas.

Gebet des Medizinmönchs

Im dunklen Tempel des Lama-Klosters „Im Himmlischen Garten“ sind, von einer kaum hereindringenden Nachmittagssonne schwach beleuchtet, zwei vergoldete, überlebensgroße Buddhabstatuen und ein Mönch zu erkennen. Zu Füßen der hockenden Götter brennen Dochte in kupfernen, mit Yakbutter gefüllten Schälchen. Vor dem ersten Gott betet der Medizinmönch Lo Ssang, etwa 30 Jahre alt. In angemessener Entfernung, einem Schwimmer vergleichbar, führt er rasch hintereinander liegestützartige Bewegungen am Boden aus. Bei Beginn der Übung erhebt er, stehend, die Hände hoch über den Kopf; dann läßt er sich nach vorn gleiten, bis er ausgestreckt, in Richtung auf die Götterstatue, am Boden liegt: die Stirn berührt dabei die Erde. Der Betende trägt die oxsenblutrote, bis zu den Knöcheln reichende, faltige Klosterkutte mit dem dunkelbraunen Überwurf, der den rechten Arm frei läßt. Das Haar ist kurz geschoren. Dicksoblige Filzschuhe mit roten Stoffschäften bedecken seine Füße. Über die Hände hat er, um beim Beten rascher zu gleiten und sich nicht an Unebenheiten des Fußbodens zu verletzen, Filzhüllen gezogen. In Abständen ist von weither Klostermusik (in der Hauptsache dumpfe, langgezogene Hornklänge, denen des Alphorns nicht gänzlich unähnlich) zu hören.

LO SSANG (hält inne, streift die Filzschoner von den Händen, vergräbt sie in den Falten seines Überwurfs und murmelt unverständlich die Worte: „Om mani padme hum“, Gruß dem Kleinod in der Lotosblume. Er entzündet an einem der Butterlämpchen ein Räucherstäbchen und steckt es in einen dunklen Tiegel, der zwischen den Lämpchen vor der Buddhabfigur steht. Das dünne Rauchfähnchen verbreitet einen fremdartigen Wohlgeruch. Der Mönch gleitet zurück, verneigt sich mit vorgestreckten, nach außen gekehrten Händen und verbarrt längere Zeit in dieser Haltung. Die Musik wird leise.) Dir widersteht kein Fels. Was hinter den Bergen geschieht – du siehst es, ohne deinen Blick dorthin zu wenden. Schwierigeres gelingt dir: durch die Finsternis des Menschen zu sehen. Von den Urvätern bis zu den Urenkeln – in der vielhundertstichtigen Nacht lesen deine Augen wie in der aufgeschlagenen Sutra, wenn der Mittag über dem Lichthof steht.

Ich sehe nichts. Was mir in tausend Jahre Dämmer weise eingebettet schien, erhält Konturen, wird von Licht bedrängt – seit Tibet wieder China ist.

Gib mir ein Zeichen, wo ich ein winziges Kristall deiner Weitsicht finde... woran ich es erkenne... wie es zu behandeln ist, damit es in mir wirke...

(Der Mönch richtet sich langsam auf und blickt eine Zeitlang unbeweglich der Statue in die Augen.)

LO SSANG *(leise)*: Denn, was ist ein Heilbeter, vor dem die Wege kreuzen und sich im Nebel verlieren?

(Die Musik tritt ein wenig hervor. Der Mönch geht langsam zu der weiter zurückliegenden Buddhastatue, zündet dort ebenfalls ein Räucherstäbchen an, verneigt sich in der gleichen Weise, wie er es zuvor tat. Die Musik tritt zurück und verstummt während des letzten Drittels des folgenden Zwiegesprächs mit dem Gott.)

LO SSANG: Ich bin nicht furchtsam. Weder Dämonen noch Teufel ängstigen mich. Der Tod bereitet mir keine Schrecken mehr. Selbst vor den Menschen mich zu fürchten habe ich abgestreift. Aber heiße Angst jagt mir der Irrtum ein. Seit zwei Regenzeiten zittere ich am Lager der Siechen: Welchen Tee braucht der Kranke? Braucht er Tee? In welcher Vene drängt sein giftiges Blut nach Austritt – drängt es, ist es giftig? Der Arzt aus Tschungking, ein Bruder aus dem Han-Volk, heilt ohne Tee und Trommel. Er heilt, wo meine Kunst erlischt. Zweifel, wie Schlangen, sind in mir erwacht. Du, Sieger über das Böse, hast alle Furcht in dir getilgt. Auch die Furcht vor dem Irrtum? Oder fürchtest du nicht, dich zu irren? Oder . . . ist es dir gleichgültig?

Ich verstehe: ich soll zu deinem See gehen und dort auf Antwort warten. Ich war an deinem See – einen halben Tag und eine ganze Nacht. Er schwieg. Aber hier im Tempel fleht ein krankes Kind um Rettung – ein Knäblein, das einen Gottesgeist umschließt. Und ich, statt ihm zu helfen, zweifle an mir und unsrer alten Kunst . . .

(Ein Geräusch von leisen Schritten. Im Hintergrund, kaum mehr als in Umrissen zu erkennen, ist ein zweiter Mönch erschienen. Er bleibt reglos stehen. Lo Ssang hält inne, verneigt sich ohne Hast und verläßt langsam den Tempel. Keine seiner Bewegungen läßt erkennen, ob er den Hinzugekommenen bemerkt hat.)

2. Bild

Streit im Tempel

Zur gleichen Stunde. Teerraum des Abts Tsa Dodshi im Kloster. Zwei rechteckige niedrige, im rechten Winkel aneinandergerückte Hockpolstersitze stehen um einen sehr niedrigen kupfernen Teetisch. Die Sitze sind mit dicken tibetischen Wollteppichen bedeckt, in die grellfarbige rote, grüne, weiße und orangefarbene Feuervögel und andere Ornamente eingewebt sind. Auf dem Teetisch stehen bunte Täßchen aus feinem Porzellan. Auf den Deckeln befinden sich Jadeknäufe. Während sich der Raum nach zwei Seiten hin

in Finsternis auflöst, gibt die dritte Seite den Blick frei über die vergoldeten Klosterdächer hinunter in ein weites Tal. Einige viereckige oxsenblutrote Säulen tragen hier an Stelle einer Wand das dunkle, geschnitzte und bemalte Gebälk. Die Sonne teilt den Raum beinahe wie mit Messerschnitten in Schwarz und Weiß.

Auf einem der beiden Hocker sitzt der Abt seinem adligen Schwager, einem reichen Großgrundbesitzer und Herrn über viele Leibeigene, gegenüber. Der Abt trägt eine karminrote Mönchskutte, in deren Ausschnitt ein gelbseidenes Unterkleid und eine goldfarbene Brokatweste zu sehen sind. Er ist barhäuptig mit kurzgeschorenem Haar und etwa sechzigjährig. An den Füßen trägt er rote Filzschuhe mit Goldbrokatstickereien. Der etwa vierzigjährige Schwager ist in lila Seide gekleidet; das Innenfutter seines bis zu den Knöcheln reichenden Gewandes besteht aus weißer Seide und ist im weiten Halsausschnitt sowie am Ende der Ärmel zu sehen, die breit umgeschlagen sind. Des Schwagers runder, roter, helmartiger Hut mit der gold- und türkisverzierten Spitze und dem goldgelben seidenen Futter liegt auf dem Sitz. Die beiden Zöpfe des Schwagers sind mit roten Seidenbändern straff über den Kopf gebunden und in der Mitte von einem Diadem aus Gold und Türkis zusammengehalten. Vom linken Obr baumelt ein etwa zwölf Zentimeter langer schlanker Schmuck, ebenfalls aus Gold und Türkis, an einem goldenen Ring, der durch das Ohrläppchen gezogen ist. Die Füße stecken in sauberen chromledernen Stiefeln.

SCHWAGER (ausweichend): O ja ... Gewiß ... Wenngleich ...

ABT (böbnt): „O ja!“ „Gewiß!“ „Wenngleich!“ Mann meiner mißbegnadeten Schwester, was für ein Furz Ihr seid!

SCHWAGER: Oh! Ich ...

ABT: Eure Gewinnsucht, Eure Freßsucht – sei's! Wenn nicht Eure Dummheit wär!

SCHWAGER: Wärt Ihr nicht mein Schwager und nicht Abt – ich ließ Euch peitschen!

ABT: Würdet Ihr begreifen und nicht schwätzen – Ihr wäret nützlich. (Er winkt zu der dunklen Ecke, aus der sofort ein gekrümmtes mageres Mönchlein mit einem kupfernen Teekessel erscheint, das die Tassen nachfüllt und verschwindet; nach einem Schluck:) Begreifen, daß Ihr umsponnen werdet, statt zu umspinnen, wie ich Euch riet; ausgehöhlt, statt auszuhöhlen; daß Ihr zerblasen werdet, statt zu zerblasen!

SCHWAGER: Das abgeschnittene Ohr des Oheims läßt Euch noch immer jedes Maß verlieren.

ABT: Ohr! Ich werde Euch die Maße nennen, die Ihr verloren habt! Den verseuchten Hang am Schieferfels riet ich Euch, den Fremden als Ver-

suchsgelände anzubieten – nicht den fetten Grund am Fluß, wo sie jetzt Weizen ernten, Bohnen und Kartoffeln!

SCHWAGER: Ein Drittel des Ertrags ist mein!

ABT: Und Knechts- und Mönchsvolk flüstert: „Seht, wie geschickt, wie gütig sind die Han!“ Daß eine Kartoffel Euch im Halse steckenbleibe!

SCHWAGER: Ich zerteile sie zuvor.

ABT (*hebt zornig die Hand*): Hundert Leibeigene riet ich Euch, den Han zum Straßenbau zu leihn – und ich sagt Euch welche. Sie hätten Verdruß geschaffen und gehemmt. Fünfhundert ließ Ihr ziehn! Sie halfen! Hundert blieben! Vierhundert Aufgewachte kehrten heim, mißtrauisch, unzufrieden mit dem Los, das sie seit tausend Jahren tragen, heute mürrisch, morgen aufbegehrend!

SCHWAGER: Seit es die Straße gibt, brauchen meine Maultierkarawanen nur noch die halbe Zeit – und bringen doppelt Geld. Die Tölpel hat man dort gelehrt, mit Schaufel, Hack und Spaten richtig umzugehn.

ABT: Die sie Euch eines Tages auf den hohlen Schädel schmettern werden, raffgieriger Esel! Ich riet Euch Höflichkeit und Vorsicht. Nicht Freundschaft und Umarmung! Ich riet Euch, sie zu besuchen, ab und an und aufzupassen, ob sie den Vertrag verletzten. Ihr legtet ihrem Arzt den Bauch vors Messer und grunzt vor Dank und Wollust, wenn er Euch das Freßgehäuse repariert!

SCHWAGER: Nun ist's genug! Ich könnte den Respekt vergessen.

ABT: Meine Wachen würden ihn Euch ins Gedächtnis rufen.

SCHWAGER: Ihr seid ein Schuft!

ABT: Wofür Ihr mich haltet, ist nicht von Belang. Von Belang ist, leider, was Ihr tut.

SCHWAGER: Um Eure Galle auszugießen, habt Ihr mich von meinem ruhigen Tal in Euer feindlich nacktes Felsgemäuer rufen lassen?

ABT: Schweigt! Eure Dummheit könnte Zinsen tragen, wenn Ihr endlich hören wollt: Die roten Teufel halten Euch für einen Toren; nützt Euren freien Zutritt zur Veterinärstation – wie sie den Teufelszauber nennen; mischt ein paar Tropfen Säure in ihr Serum – und die geimpften Yaks krepieren. Knecht und Hirten hungern und erkennen endlich ihren, unsern Feind: die Han!

SCHWAGER: Und meine Yaks krepieren auch?

ABT: Ein paar, zum Schein; die meisten habt Ihr vorher abgeholt.

SCHWAGER: Ein nutzlos Unterfangen, und gefährlich. Der Erfolg der Impfung ist schon weit im Tal bekannt. Selbst aus den Roten Bergen hinterm Paß lockt er Nomaden mit ihren Herden an. Und ich soll Gut und Geld und Kind und Frau und, am Ende noch, mich selbst auf Eure schwache Karte setzen? Für wen?

ABT: Für Tibet, Feigling, das sich mit Fremden nie versteht!

SCHWAGER: Mit Sir Tadden habt Ihr Euch gut verstanden, Schwager.

ABT: Er war ein Herr! Und wollte nichts verändern! Mit dem Han-Volk leben wir seit hundert Jahr' im Krieg.

SCHWAGER: König Ssun Tsan Gam Bu hat uns mit ihm vermählt – vor dreizehnhundert Jahren! Und die neuen Han sind anders als die der Ming und Tsing und Tschiang Kai-schek!

Abt: Anders? Schlauer! Und Euer kleiner Kopf ist ihren Fallen grade recht.

SCHWAGER: Was erhofft Ihr Euch von Eurer Fehde? Die Han sind stark, ein Riesenreich, und haben Zeit.

ABT: Und Indien? Ist es klein vielleicht? Und England schwach?

SCHWAGER: Ihr und ich erleben's nicht, daß Indien sich mit China überwirft. Und England ist jetzt weit; Sir Tadden sitzt in Hongkong vor einer gut verschloßenen Tür. Laßt uns lieber Handel treiben mit dem Han-Volk und ein angenehmes Leben führen, Schwager. Auch Ihr könntet ein paar Maß Gewicht vertragen – und bessern Tee als dieses fade Wasser!

ABT: Der Spott wird Euch vergehn, mein Freund; ich hab Euch in der Hand: wenn den Han ins Ohr gepfiffen wird, daß Ihr im Dienste Taddens standet oder steht, im besoldeten, und daß er Euch mit einem Auftrag...

MÖNCHLEIN (*macht büstelnd ein paar Schritte auf den Abt zu, der abbricht und sich umwendet; am Ohr des Abts*): Man hat Lo Ssang bei sonderbarer Zwiesprach mit den Göttern überrascht, als er...

ABT (*unterbricht*): Daß Euch die Läuse fressen! Was soll mir das Geschwätz?!

MÖNCHLEIN: Man weiß doch, daß er Pläne spinnt, den Buddha, den kranken kleinen Sohn Bo Ans, dem Han-Arzt auszuliefern...

ABT: So, weiß man das? Wo ist Lo Ssang?

MÖNCHLEIN: Unterwegs zum kleinen Buddha in den Sterberaum.

ABT: Zieht Euch zurück.

(*Mönchlein ab.*)

ABT (*zu dem Schwager*): Lo Ssang, ein gefährlich kluger Kopf, allen Kräutermischern berghoch überlegen und von den Mönchen hochverehrt. Sein Oheim und der meine waren Vettern. Nun lockt auch ihn das Han-Pack in den Käfig mit „Wissenschaft“ und Flausen vom „schönen und gerechten Leben“! Aber sie werden nicht weit fliegen, die Rebellen – nicht die weisen wie Lo Ssang, noch die dummen wie mein Schwager! (*Er erhebt sich.*) Ihr seid gewarnt. Ich lasse Euch nicht lange Zeit zum Überlegen.

SCHWAGER: Eure Drohung pufft ins Leere, abgefeimter Mönch: die neuen Han schätzen Denunzianten nicht.

ABT (*nähert sich dem Schwager*): Britische Agenten wohl noch weniger!

SCHWAGER: Ihr irrt. (*Er steht auf, während er spricht.*) Sie sagen: Feinde Chinas aus dem Weg zu räumen, sei Sache der Tibeter, nicht die ihre; so will es der Vertrag. Sache der Tibeter – also auch die meine, da ich Tibeter bin. (*Die beiden stehen einander während eines Augenblicks in gespanntem, feindlichem Schweigen unbeweglich gegenüber, die rechte Hand im Gewand verborgen.*) Laßt den Dolch, ich bin jünger.

(*Der Abt zieht langsam die Hand aus der Kutte. Der Schwager tut es ihm nach. Der Abt deutet, die geöffneten leeren Hände dem Schwager zukehrend, eine Verbeugung an.*)

ABT: Zu welchen Halluzinationen Euch der Jähzorn doch verleitet, Schwager. Wie sehr Ihr mich verkennt, sollt Ihr bemerken: Ein Gott des Tempels liegt im Sterben – ein neun Jahre alter Knabe, auf dem Feld geboren, niedrig an Gestalt und Sinn, der Last des Göttergeistes nicht gewachsen. Meine Schwester gebar Euch einen Knaben vor sechs Jahren, stimmt's? Nichts spricht dagegen, daß der Geist des Buddha aus dem toten Knabenkörper in den lebendigen Eures Söhnchens wechsele.

SCHWAGER: Das ändert manches, Schwager. Ich werde ernst mit mir zu Rate gehn.

ABT: Und sehen, was sich machen läßt?

SCHWAGER: Und sehen, was sich machen läßt. (*Er nimmt seinen Hut.*)

3. Bild

Am Lager des „kleinen Buddha“

Kurz danach. In einer kahlen dunklen Mönchszelle steht ein niedriges, hölzernes Bettgestell unter einem glaslosen, zur Hälfte verhängten Fenster. Die dunklen Seitenplanken des Bettes sind mit roten und goldfarbenen Ornamenten bemalt. Der in gelbe Seide gekleidete, nur mit einer dünnen braunen Wolldecke halb bedeckte neunjährige „kleine Buddha“ bewegt sich unter Schmerzen, verhalten stöhnend, von rechts nach links, von links nach rechts. Lo Ssang tritt ein, ein spitzschnabliges brennendes Öllämpchen in der Hand. Ihm folgen zwei ärmlich gekleidete Mönche; der eine trägt ein Kupfertablett, auf dem sich vielerlei Kräuter und Salben und ein paar primitive chirurgische Instrumente befinden; der zweite hält eine Schneckentrompete in der Hand. In einiger Entfernung vom Lager des kranken Knaben bleibt Lo Ssang stehen, stellt die Öllampe auf den Fußboden und verneigt sich. Dann nimmt er die Lampe wieder auf und tritt an das Lager des erkrankten lebenden Gottes. Die dunklen, in tiefen Höhlen liegenden Augen des Knaben starren Lo Ssang hilfesuchend entgegen. Eine blasse Hand streckt sich ihm hin; er nimmt sie in die seine.

LO SSANG: Haben die Schmerzen nachgelassen? (*Knabe schüttelt mit matter Gebärde den Kopf.*) Wollt Ihr mit mir beten? (*Knabe schüttelt den Kopf.*) Soll man Euch süße Milch mit gequollener Gerste bringen? (*Knabe schüttelt den Kopf.*) Wünscht Ihr Tsa Dodshi, den Abt, zu sehen?

KNABE (*beginnt zu schluchzen, mit kaum vernehmbarer Stimme*): Ich will nicht sterben... Ich will nicht sterben... Ich will nicht sterben... Ich will nicht...

LO SSANG: Habt Ihr versucht, die Stimme Eures Gottwesens zu be-lauschen?

KNABE: Ich will nicht... Ich will nicht... Helft mir! Ich will nicht!

LO SSANG: Ich kann Euch nur helfen, im Vorglück des Sonnenweges Eure Schmerzen zu vergessen. Seid Ihr geneigt, mich zu hören?

KNABE: Meine Schwester! Wo ist meine Schwester? Oh, der Bauch! Mein Bauch wird platzen! Schneidet mir den Bauch auf! Ich will nicht sterben. Schneidet doch!

LO SSANG (*leise*): Ich darf nicht. Und... ich kann es auch nicht.

KNABE: Meine Schwester darf es. Holt meine Schwester! Sie hat Dshing Li das Bein geschnitten, als er nicht mehr gehen konnte. Sie kann es... Sie kann es... Holt sie... Lauft... Lauft an den Fluß... Helft mir! (*Schwächer werdend:*) Helft mir doch... Oh, mein Bauch... Oh...

(*Schwacher, flackernder Lichtschein in der Ferne läßt Lo Ssang sich umwenden.*)

LO SSANG (*zu dem Knaben, flüsternd*): Bezwingt Eure Schmerzen, der Abt kommt.

(*Die Klagen des kranken Kindes gehen in unartikulierte Stöhnen über. Langsam legt der Mönch die Hand des Kindes auf die Decke zurück, macht einige Schritte rückwärts, gibt dem Mönch mit der Trompete ein Zeichen und erwartet in ehrfürchtiger Haltung den Abt. Der Mönch entlockt seiner Trompete gleichförmige schaurige Töne. Tsa Dodshi erscheint, begleitet von zwei Mönchen, die brennende Öllampen tragen. Er hat eine gelbe, röhren-artige Stoffmütze mit Fransen auf dem Kopf.*)

ABT (*im Näherkommen, macht dem Trompetenden ein ungeduldiges Zeichen, aufzuhören*): Nun, gelehrter Mann der Medizin, Eure Kunst versagt?

LO SSANG (*verneigt sich*): So ist es, Abt.

ABT: Ein Zeichen, daß seinem Geist die Hülle nicht entspricht.

LO SSANG: Der Grund mag auch ein anderer sein.

ABT: Andre Gründe gibt es nicht.

(*Tsa Dodshi bleibt am Lager des Kindes stehen und beobachtet es. Des Knaben Stöhnen verstummt allmählich.*)

ABT: Ein Zufall hat den Gottesgeist in diesen Knabenhörper eingeschlossen, der nach Bock und Ackerfurche stinkt.

LO SSANG: Ein weiser Ratschluß war's, so denk ich, ein Erkennen.

ABT: Ratschluß wohl, doch weise? Man glaubt so manches zu erkennen, was sich als Dunst erweist! Hätt ich an dem Concilium teilgenommen... Habt Ihr den Knaben vorbereitet?

LO SSANG: Er will leben, nichts als leben. Und... ich glaub, er könnt's.

ABT: Sagtet Ihr nicht, daß Eure Kunst am Ende sei?

LO SSANG: Die meine ja...

ABT: Ich verbiete Euch, den roten Teufel aufzusuchen und das Kind ihm auszuliefern! Es hätte noch gefehlt, daß uns die Han den Geist der Götter überlisten. Schlimm genug, wenn blöde Mönche sich behexen lassen... und ein paar kluge Zweifler...

LO SSANG: Euer Schwager ist beim Han-Arzt in Behandlung, Abt, und er genest.

ABT: Mein Schwager ist kein Mönch. Und überdies wird's ihn am Ende reun. Hier in diesem Tempel gibt's seit tausend Jahren Götter, die gehn und kommen, wann es ihnen paßt. Um die Kniffe von Chirurgen haben sie sich nie geschert, selbst als es noch eigne waren.

LO SSANG: Doch dieses Kind...

ABT: ... wird sterben oder leben – unberührt von aller fremden Teufelei.

LO SSANG: So leiht mir Eure Kräfte, Abt, um mit Inbrunst ein letztes Gotteszeugnis zu erwirken.

ABT: Sein Gottgeist will heraus – ist das so schwer zu sehn? Hört endlich auf zu drängen.

LO SSANG: Wie Ihr gebietet, Abt.

ABT (*im Gehen*): Vergeßt nicht, daß Ihr Tibeter seid, Mönch und Adelsmann. (*Ab.*)

(*Lo Ssang verneigt sich tief hinter dem davonschreitenden Abt.*)

4. Bild

Bei den Leibeigenen

Nachmittag, etwa gleichzeitig. Vor dem türlosen, oben rauchgeschwärzten Eingang zu der niedrigen, baufälligen gelben Lehmhütte Bo Ans und Wu Ans, hocken um die Asche eines winzigen verkohlenden Feuers aus getrocknetem Yakdung Bo An (an die 60 Jahre alt), der Vater Wu Ans und des kleinen Buddha, und ein etwa zehn Jahre jüngerer Mann, Fronbauer beim Schwager des Abts. Abseits steht Wu An (20 Jahre alt, schwarzhaarig, sie trägt einen langen schwarzen Kleiderrock und eine bauschige, langärmelige weiße Bluse, über die ihre beiden langen Zöpfe fallen) vor einem schmalen, ungefähr meterhohen, sich nach oben verjüngenden hölzernen Butterbereiter.

Sie stampft mit einem schweren, langstieligen, ebenfalls hölzernen Schwengel die Yakbutter. An der Hausmauer stehen ein kleiner und ein großer Sack mit Gerstenkörnern. Über einer Trockenleine hängen Wäsche und ein Lammfell. Auf der Mauer der Lehmhütte sind an einem verdorrten Ast vom Wind zerfetzte weiße Gebetswimpel angebracht. Die beiden Männer tragen verschnürte kniehohe Filztiefel, langärmelige Gewänder und abgenützte, runde europäische Filzhüte. Sie beenden gerade ihre Gerstenbreimahlzeit. Mit den Händen wischen sie den Boden ihrer tellerartigen Holzschalen aus. Wu An holt aus der Hütte einen verbeulten kupfernen Teekessel und gießt milchigen Tee in die Holzschalen. Dann, während die Männer trinken, geht sie zu ihrer Arbeit zurück. Der Fronbauer befestigt seine Schale am Hosensbund und leckt sich ungesättigt die Lippen.

BO AN: Was bleckst du die Zähne? Der Abt sagt: Satt macht faul, und der Faule bleibt arm.

FRONBAUER: Er ist reich – hast du ihn arbeiten sehn?

BO AN (*stellt seine Schale auf die Erde neben sich*): Wie dumm du redest. Mönche arbeiten! Wo hat man so etwas gehört? Sie dürfen es gar nicht!

(*Wu An nimmt die Schale des Vaters auf und trägt sie in die Hütte. Sie verfolgt auch während des weiteren Butterstampfens das Gespräch der Männer.*)

FRONBAUER: Also können sie nicht mitreden.

BO AN: Warum? Sie essen doch.

FRONBAUER: Beim Straßenbau waren wir fleißig und satt. In einem Mondwechsel gab's soviel Silbertaler wie bei den Herren in fünf Regenzeiten – und keine Prügel!

BO AN: Aber sie sind Han und wir Tibeter!

FRONBAUER: Seit die Lamas in deinem Sohn einen Gottesgeist entdeckt haben, verbiegst du dir das Maul beim Sprechen wie ein Abt.

(*Wu An hört auf zu stampfen und nickt dem Fronbauer zustimmend zu.*

Bo An bemerkt es.)

BO AN: Ich spreche, wie ich will. (*Zu Wu An:*) Du, stampf deine Butter. Misch dich nicht in Männersachen!

FRONBAUER: Sie hat ja nichts gesagt.

(*Wu An beginnt wieder zu stampfen.*)

BO AN: Sie redet auch, wenn sie schweigt.

FRONBAUER: Was nützt dir dein Gehorsam? Zahlst noch immer die Erbschuld und bleibst ein Knecht – trotz deines heiligen Sohnes!

BO AN: Bist du kein Knecht?

FRONBAUER: Nicht beim Abt!

BO AN: Beim Abt oder bei seinem Schwager – ist da ein Unterschied?!

FRONBAUER: Ist ein Unterschied zwischen Schnee und warmem Regen?! Ich geh wieder zum Straßenbau und verdiene mir bei den Han den goldenen Ohrring, ein Fahrrad und ein Maultier dazu. Mein Herr läßt mich bis zur nächsten Aussaat frei. Und nach der Ernte – vielleicht laufe ich ihm weg. Aber der Abt? Und dabei hat er deinen Sohn im Berg, einen lebenden Buddha!

BO AN: Als ob dein Sohn nicht bei den Mönchen wäre!

FRONBAUER: Im „Kleinen Lotoskloster“ am Fluß – nicht im „Himmlichen Garten“, bei deinem strengen Abt.

(Wu An verfolgt das Gespräch mit steigender Aufmerksamkeit; sie stellt ihr Butterstampfen endgültig ein.)

BO AN: Er ist eben nicht dafür...

FRONBAUER: Geizig ist er und gegen die Brüder aus dem Han-Volk, weil sie nicht geizig sind – jeder weiß es!

BO AN: Herr ist Herr. Alle Herren sind geizig.

FRONBAUER: Er ist schlimmer als meiner. Ein Wucherer ist er. Keinem hat er die Ackererschuld erlassen. Die Straße verflucht er, weil sie uns Armen Salz und billigen Tee bringt, und auch das Maschinenhaus am Fluß, weil es Licht macht. Und die neuen Wassergräben und das Weizenfeld und die Schule – alles ist ihm zuwider, dem Abt.

WU AN: Den weißen Zelten am Fluß wünscht er Brand und Überschwemmung.

BO AN: Du – schweig!

FRONBAUER *(zu Wu An)*: Stimmt's, daß der Han-Arzt dort an einem Tag mehr Kranke heilt als die Gesundheitsbeter von einer Regenzeit zur anderen?

(Wu An will antworten, sie nickt bejahend.)

BO AN *(zornig)*: Du sollst schweigen!

FRONBAUER: Schweigen wird deinen Sohn nicht gesund machen. Vielleicht solltet ihr den kleinen Buddha zum Han-Arzt bringen.

BO AN *(zu Wu An)*: Wehe, du wagst es! Der Abt allein hat zu entscheiden!

FRONBAUER: Warum bedrohst du sie? Seit dem Tod deiner Frau ist sie für deinen Sohn auch die Mutter.

BO AN: Eine läufige Wölfin ist sie, mit einer frechen Zunge! Treibt sich mit Mönchen herum und bei dem fremden Arzt! *(Zu Wu An:)* Stampf deine Butter!

(Wu An nimmt das Lammfell von der Trockenleine.)

BO AN: Du bleibst hier!

WU AN: Ich geh in den Berg, hören, wie es um den kleinen Bruder steht. *(Sie wendet sich zum Gehen.)*

BO AN (*wirft ihr einen Fladen getrockneten Yakdung nach*): Die Schenkel treiben dich zu deinem Mönch!

FRONBAUER: Jetzt schreist du. Wenn ihr Lama da ist, beugst du die Knie und machst ihm Augen wie ein Schlachtlamm.

BO AN: Hätt ich sie doch den Nonnen überlassen! Den Zorn des Abtes und der Götter zieht sie auf uns! (*Zu Wu An:*) Die Butter muß ins Kloster! Wir schulden sie dem Abt!

WU AN: Die Milch ist sauer.

FRONBAUER: Der Abt wird nicht verhungern.

BO AN: Er braucht sie für die Götterlampen.

WU AN: Sie sind noch voll, ich weiß es.

BO AN: Alles weißt du besser! Bring ihm wenigstens Gerste hinauf!
(*Wu An bindet den kleineren der beiden Säcke zu und nimmt ihn auf die Schulter.*)

BO AN: Der große muß hinauf!

WU AN: Das nächste Mal. Wenn wir unser Teil gemahlen haben...
(*Geht ab.*)

BO AN (*feuert ihr noch einen Fladen Yakdung nach*): Drei gehorsame Söhne sind mir gestorben. Aber dieses Leopardenweib hat alle Seuchen überstanden!

FRONBAUER (*erhebt sich*): Es ist deine Schuld, daß sie dich nicht achtet.

BO AN: Meine geröstete Gerste läßt du dir schmecken – und verspottest mich. Scher dich zu den Wölfen!

FRONBAUER (*kramt ein paar Kupfermünzen aus einem Lederbeutel, wirft sie dem Bo An vor die Füße*): Um deine spelzige Gerste brauch ich nicht zu betteln. Du wirst's bereuen, daß du die Straße verläßt! Deine Tochter, die ist gescheit. (*Geht ab.*)

BO AN: Geh, bevor ich dich mit Steinen treibe!

FRONBAUER (*im Geben*): Du denkst wie ein Maultier. (*Ab.*)
(*Bo An wirft ihm Steine nach.*)

5. Bild

Das Rendezvous

Am Abend des nächsten Tages. Steinwüste in rotgelber Dämmerung. Am fernen Horizont abnt man hohe Schneeberge. Ein primitiver, aus unregelmäßigen Granit- und Basaltsteinen zusammengesetzter Tschorten (lamaistisches Bauwerk mit sich nach oben verjüngender Spitze). Wu An sitzt an seinem Sockel mit gekreuzten Beinen auf ihrem ungegerbten Lammfell. Sie ist barfuß.

WU AN (*singt eine Strophe aus einem tibetischen Volkslied*):

Wo dehnt sich Weite – wie bei uns?
Wo steigen Berge – wie bei uns?
Wo spannt zum Himmel Hochland sich
Zum blauen Himmel, an dem die weißen Wolken fliehn
Und den die klaren Flüsse spiegeln –
Wo anders als bei uns?

(*Die Melodie ist fast monoton; sie drückt die Weite des tibetischen Hochlandes aus. Das Mädchen wippt leicht mit dem Oberkörper im Rhythmus des Liedes. Noch bevor die Schritte des nahenden Lamas zu vernehmen sind, bricht sie den Gesang ab und blickt in die Richtung des Ankommenden. Dann erhebt sie sich, streift ihre Röcke glatt und wirft die Zöpfe über die Schultern, bleibt aber, an den Tschorten gelehnt, stehen. Langsam senkt sie den Kopf. Lo Ssang naht; in einer gewissen Entfernung von dem Mädchen hält er an.*)

LO SSANG (*ohne sichtbare Begrüßung*): Schon kommen die Nächte früh. (*Er geht langsam auf Wu An zu. Aus den Falten seiner Kutte reicht er ihr ein Beutelchen.*) Eine Handvoll Rosinen, wenn du sie magst. (*Ohne Hast öffnet Wu An das Beutelchen, führt aber nur einmal ein paar Früchte zum Mund.*) Hast du lange auf mich gewartet?

WU AN (*noch immer mit gesenktem Kopf*): Seit gestern abend.

LO SSANG: Wo hast du die Nacht verbracht? (*Wu An deutet mit einer Kopfbewegung auf das am Boden liegende Lammfell.*) Und die Wölfe?

WU AN: Es kamen keine.

LO SSANG: Wenn sie aber gekommen wären?

WU AN: Ich weiß nicht. Ich hätte mein Lied gesungen.

LO SSANG: So stark ist deine Liebe? (*Das Mädchen antwortet nicht.*) Wem gilt sie: dem kranken Bruder oder dem Lama?

WU AN: Sehr krank?

LO SSANG: Ja.

WU AN: Es ist zweierlei Liebe.

LO SSANG: Nicht e i n e – die du teilst zwischen dem Bruder und dem, der ihn retten soll?

WU AN: Wenn du es so willst.

LO SSANG: Ich will die Wahrheit, ich brauche sie. Nur was aus der Wahrheit kommt, wird gut.

WU AN (*hebt zum erstenmal den Kopf und sieht Lo Ssang in die Augen*): Lies!

LO SSANG (*blickt sie an, lächelt, streicht ihr über das Haar. Mehr zu sich*): Ob meine Zweifel die Strafe für unsere verbotene Liebe sind?

WU AN: Woran zweifelst du?

LO SSANG: Das verstehst du nicht, Wu An.

WU AN: Wahrscheinlich verstehe ich es nicht. Aber es macht mich froh.

LO SSANG: Was macht dich froh?

WU AN: Daß du mit mir sprichst. Daß du über Dinge mit mir sprichst, die eine Frau nicht versteht.

(Lo Ssang beginnt langsam zu gehen. Wu An nimmt das Lammfell vom Boden, wirft es über die Schulter und hebt den Gerstensack an; Lo Ssang hilft ihr, sich den Sack auf das Lammfell über die Schulter zu legen.)

LO SSANG: Abt-Gerste? Aus Eurer Fron?

WU AN: Ja.

LO SSANG: Gestern war Einlaß. Du hättest das Korn ins Kloster bringen dürfen.

WU AN: Aber dich nicht ansehen, wenn wir uns begegnet wären . . .

(Beide gehen, nach einer Verneigung vor dem Tschorten, langsam in der Richtung fort, aus der Lo Ssang gekommen ist.

Die Sonne ist untergegangen. Der Tschorten verschwindet allmählich aus der Sicht.)

6. Bild

Auf dem Weg

Unmittelbar anschließend. Lo Ssang und Wu An gehen schweigend in den Abend. Die Umrisse der Berggrate erlöschen im Dunkel. Wu An bleibt einen Schritt hinter Lo Ssang zurück. Sie summt die Melodie ihres Liedes.

LO SSANG: Geh an meiner Seite.

WU AN: Das darf ich nicht.

LO SSANG: Wir tun mancherlei – was davon dürfen wir? *(Zieht sie zu sich und hält ihre Hand im Gehen. Nach einer Weile bleibt er stehen, deutet in den Himmel:)* Siehst du den Stern mit dem goldenen Schweif?

WU AN: Den Feuerreiter?

LO SSANG: Feuerreiter. So nannten ihn die Alten, unsere Väter, als Gautama Buddhas Weisheit sie noch nicht erleuchtet hatte.

WU AN: Er heißt so.

LO SSANG: Bei euch.

WU AN: Du sagst es verächtlich.

LO SSANG: Nicht verächtlich. Nur: es war vor mehr als tausend Regenzeiten. Aber das verstehst du nicht.

WU AN: Nein, das verstehe ich nicht. Ist es schlecht, was vor . . . was damals war?

LO SSANG: Unwissend. Warum fragst du?

WU AN: Weil wir seit tausend Regenzeiten Yakherden hüten am Fluß des weißen Pari-Bergs, auf dem ein Gott wohnt . . .

LO SSANG: Der Gott des Schweigens.

WU AN: Manchmal, wenn die Hügel kahl wurden, wußten wir uns keinen Rat: sollten wir die Tiere nach Norden treiben oder nach Süden? Im Norden mochte der Schnee die Weide begraben, im Süden die Sonne sie versengen. Da kam der Feuerreiter über den Himmel und zeigte uns den Weg: Zieht nach Osten!

LO SSANG: Wie zeigte er den Weg?

WU AN: Man braucht nur dem Bogen seines Schweifs zu folgen.

LO SSANG: Und ihr fandet die Weiden?

WU AN: Immer.

LO SSANG (*im Weitergehen*): Der Feuerreiter . . .

WU AN (*leise*): Schön und stark bist du, wenn du schweigst und denkst.

LO SSANG (*zu sich*): Auch der Tulku in Gyangtse lehrt: Sobald der große Stern mit dem Schweif über den Tsu Mu Lang Ma kommt, sind Entscheidungen gereift. (*Zu Wu An:*) Glaubst du, dein Feuerreiter würde dir auch heute noch einen Weg zeigen?

WU AN: Einen Weg für wen?

LO SSANG: Für mich.

WU AN (*deutet in den Himmel*): Siehst du den Bogen des Feuerschweifs? Er deutet hinunter ins Tal zu den weißen Zelten am Fluß, die der Mond bescheint. Dort ist Hilfe für den kleinen Buddha und für dich.

LO SSANG: Der Abt hat mir verboten, deinen Bruder zum Han-Arzt zu bringen.

WU AN: Ein kalter Herr, ihn kümmert nur der Geist. Doch dem Armen ist das Leben nicht nur Schale. Der Feuerreiter sagt: Heilt den Leib – dann heilt ihr auch den Geist des kleinen Buddha! (*Leise:*) Er ist so jung.

LO SSANG: Du bist starrköpfig. Dein Feuerreiter sollte weiser sein als unser Abt? Die alte Kunst ist gut; ich hab mit ihrer Hilfe Lamas, Herrn und Bauern oft geheilt.

WU AN: Der Han-Arzt schneidet auf besondere Weise, und immer geht es gut.

LO SSANG: Ich komme durch die Nacht zu meiner Liebe – und du gibst mir Unterricht in Chirurgie.

WU AN: Er ist mein Bruder! (*Sie kniet vor Lo Ssang nieder, wobei der Gerstensack zu Boden gleitet und unbeachtet liegenbleibt. Sie hebt einen Stein von der Erde auf und hält ihn dem Mönch hin:*) Wenn es dir verwehrt ist, die Weisung des Feuerreiters zu befolgen, laß den Steinwurf entscheiden: Schließ die Augen! Dreh dich siebenmal um dein Herz und schleudere den

Stein! Fällt er gen Süden, gehst du ins Tal. Fällt er gen Norden . . . (*leise:*)kehrst du zurück in den „Himmlichen Garten“ und betest den kleinen Buddha in den Tod.

LO SSANG (*steht eine Zeitlang unbeweglich vor dem Mädchen. Dann streckt er langsam die Hand aus*): Gib.

(*Wu An drückt den Stein rasch an ihr Herz und küßt ihn; dann reicht sie ihn Lo Ssang. Der entfernt sich ein paar Schritte zu einer kleinen Bodenerhebung, vollführt rasch in vollständiger Körperbeherrschung die sieben Drehungen um seine Achse und schleudert den Stein. Wu An hat sich währenddessen in Richtung auf den Tschorten vornüber geneigt, so daß ihre Stirn die Erde berührt. Sie verbarrt, auch als der Stein geschleudert ist, unbeweglich in dieser Haltung. Lo Ssang öffnet nach dem Werfen die Augen und verfolgt den Steinflug.*)

WU AN (*noch mit gesenktem Kopf*): Gen Norden.

LO SSANG: Woher weißt du es?

WU AN (*sich ohne Hast erhebend*): Weil dein Mut beim Werfen kleiner war als deine Furcht.

LO SSANG: Vor wem sollte ich mich fürchten?

WU AN: Vor deinen Gedanken. Sieh, wie i c h werfe!

(*Wu An nimmt rasch einen Stein von der Erde, läuft zu der Bodenerhebung, schleudert nach sieben Umdrehungen mit geöffneten Augen, bewußt zielend, den Stein in südlicher Richtung. Beide verfolgen den Steinflug.*)

LO SSANG: Man muß dabei die Augen schließen!

WU AN (*hebt einen neuen Stein auf*): Das muß man. (*Während Wu An den Steinwurf in der gleichen Weise, mit geöffneten Augen, ausführt wie zuvor, verdeckt sich Lo Ssang mit einer Hand die Augen.*)

7. Bild

Im weißen Zelt

Wenige Stunden danach. Vor der schrägen weißen Wand eines chinesischen Sanitätszeltes (Innenseite) liegt auf einem Feldbett der Schwager des Abts mit angezogenen Beinen auf dem Rücken. Auf einer Kiste neben dem Feldbett stehen eine Teekanne und drei Emailleteebecher mit Deckeln. Auf einer anderen Kiste an der Zeltwand steht ein Radioapparat. An einer Zeltstrebe hängt eine Petroleumlampe, die nicht brennt. Mitten im Raum baumelt am Ende eines langen elektrischen Drahtes eine brennende Glühbirne ohne Schirm. An der Seite ist ein Durchgang zu einem Nebenzelt. Auf einem Koffer in einer Ecke steht ein Telefon. Auf einem Brett an der Zeltwand liegen ein paar reife Tomaten. Dr. Tsung Tsen-mo (etwa vierzigjährig) erhebt sich vom Bettrand des Patienten. Seine Assistentin, die

Medizinstudentin Wan Yi (etwa zwanzigjährig) füllt aus einer Thermosflasche heißes Wasser in die Teebecher und fügt einen Eßlöffel Medizin in den Becher des Adligen. Dr. Tsung Tsen-mo trägt dunkelblaue Wattekleidung. Er führt alle Bewegungen gemessen und präzise aus. Seine Assistentin trägt über Rock und rotem Pullover einen langen weißen Labormantel aus derbem Stoff. Sie hat das Haar nach Art einer Pagenfrisur geschnitten und trägt keine Kopfbedeckung. Das kurzgeschnittene Haar des Arztes ist von einer dunkelgrauen Sportmütze verdeckt. Vor Nase und Mund trägt er ein weißes Schutztüchlein, das er jetzt abnimmt. Er trinkt einen Schluck Tee, geht an das Radiogerät und schaltet es ein. Kurz danach ist sehr leise chinesische Musik zu hören.

SCHWAGER (im Liegen): Der Adel verfault von innen heraus – hab ich recht?

WAN YI: Die Rollkur nicht vergessen!

SCHWAGER (zu Wan Yi): Jetzt träumt er von Tschungking!
(*Er dreht sich mit angezogenen Beinen gehorsam zur Seite und wippt ab und zu. Dr. Tsung Tsen-mo beißt in eine saftige rote Tomate, die er von dem Brett an der Zeltwand genommen hat. Wan Yi reicht dem Schwager den Teebecher.*)

WAN YI: Bitte.

SCHWAGER: Wird mir der schweigsame Magier ein zweites Mal den Bauch zerschlitzen?

WAN YI: Solange Ihr nicht aufhört, dreiviertelrohes Hammelfleisch in Euch hineinzustopfen.

SCHWAGER: Womit soll ich mir die Innereien füllen – mit Tomaten, wie der Doktor?

WAN YI: Das hättet Ihr früher tun sollen.

SCHWAGER: Welchem Tibeter wäre eingefallen, in viertausend Meter Höhe Gemüse anzupflanzen – bevor Ihr kamt.

ARZT: Einem weitgereisten Mann wie Euch hätte es einfallen können.

SCHWAGER: Ich wäre im Hohn erstickt. Doktor, der salzlose Gerstens Schleim, den Ihr mir verordnet, schmeckt wie Strafe.

ARZT: Eine milde Strafe für fünfhundert Jahre Versäumnis! Habt einen himmlischen Garten und laßt ihn verkommen!

SCHWAGER: Verkommen ließen ihn die Klöster. (*Arzt lächelt den Adligen zweifelnd an.*) Der Adel hätte manches gern geändert. Doch die Lamas wandten ein: dem Boden abzutrotzen, was er nicht schenkt, erzürne die Götter. Lalu A Srong, ein Freund von mir, hat bei Lhasa Wein gerntet in einem Glashaus.

ARZT: Wein! Kartoffeln!

SCHWAGER: Peking denkt in Tonnen und in Kilometern.

WAN YI: Zu einem Tropfen Rosenöl...

SCHWAGER: ... braucht man zehntausend Rosen. Wir sind nicht blöd in Tibet, Lotosknöschen.

WAN YI: Verzeiht, das hab ich nicht...

SCHWAGER: Ein Glück, daß Ihr gekommen seid. (*Wendet sich an den Arzt:*) Nur möchte ich wissen, wie lang Ihr bleibt.

ARZT: Spötter! So lang, bis Ihr uns nicht mehr braucht.

SCHWAGER: Und wer bestimmt den Eintritt dieses Augenblicks?

ARZT: Ihr.

SCHWAGER: Ich?

ARZT: Vielleicht auch Sie.

(*Das Licht der elektrischen Birne flackert und verlöscht. Gleichzeitig verstummt auch das Radio. Wan Yi zündet die Petroleumlampe an.*)

ARZT: Der Himmel reicht nicht, Euren Garten zu erleuchten.

SCHWAGER (*hat mit einem Ruck innegehalten*): Schwört, daß Ihr das Licht nicht wieder nehmt, wann's Euch beliebt – und uns sitzenlaßt.

ARZT (*lacht*): Beschwören – den Inhalt des Vertrags?!

SCHWAGER: Nur ein Schwacher hält Verträge.

ARZT: Und ein Kommunist.

SCHWAGER: Ihr seid doch stark. Wer könnt Euch zwingen, Verträge einzuhalten?

ARZT: Wer zwingt den Fluß, das Schiff zu tragen.

SCHWAGER: Ihr habt auf alles eine Antwort.

(*Dr. Tsung Tsen-mo schaltet den verstummen Radioapparat aus und zündet sich eine neue Zigarette an, ohne zu antworten.*)

SCHWAGER (*nach einer Weile zu Wan Yi*): Säg ich ihm die Nerven mit meiner Fragerei?

ARZT (*lacht*): Im Gegenteil. Ihr ehrt mich.

SCHWAGER: Ich ehr Euch wenig. Aber bei mir geht es um Äcker, Vieh und Waren! Ein Mann aus meinem Stande muß doch die Geschäfte planen.

ARZT: Und die Geschäftsmoral.

SCHWAGER: Getroffen. Lebensregeln den Gegebenheiten anzugleichen erfordert einen schnellen Kopf.

LO SSANG (*klopft von draußen mit einem Stock leise gegen die Zeltwand*): Ich komme sicher ungelegen, Doktor.

ARZT (*nach einem Blick auf seine Armbanduhr zu Wan Yi*): Sehen Sie bitte nach, wer draußen ist.

(*Wan Yi geht hinaus. Der Schwager richtet sich auf.*)

SCHWAGER: Im Tiefland hab ich einen Arzt gesehen, der empfing nur morgens, zu bestimmter Stunde – und im Sessel.

(Lo Ssang tritt ein und bleibt am Eingang stehen. Der Arzt erhebt sich. Auch der Schwager steht auf. Lo Ssang verbeugt sich mit tibetischem Gruß.)

LO SSANG: Ich komme ungelegen, Doktor.

ARZT (*verbeugt sich ebenfalls nach tibetischer Sitte*): Wann käme ein Weiser ungelegen! Ich freue mich über Euren Besuch. Nehmt Platz.

SCHWAGER (*sich verneigend*): Sieh an, der Rivale meines Schwagers auf weltlichem Pfad!

(*Wan Yi stellt das Teegeschirr von der Kiste auf den Fußboden und schiebt dem Mönch die Kiste hin. Lo Ssang setzt sich nicht. Wan Yi geht einen vierten Teebecher holen, füllt ihn und reicht ihn dem Mönch, der ihn annimmt und mit einem Nicken höflich dankt.*)

LO SSANG (*den Becher in der Hand, ohne zu trinken*): Die Nächte werden schon kühl.

ARZT: Es ist Oktober.

SCHWAGER: Das Laub in den Hainen färbt sich rot und segelt im Wind.

LO SSANG: Bald sind die alten Erlen kahl und grau wie der Fels.

SCHWAGER: Um im Frühling sich erneut zu recken.

LO SSANG: Sofern sich Kraft in ihrem Stamm erhielt.

ARZT: Zuwenig Erlen gibt es. Zuwenig Wald, zuwenig Felder. Bäche und Flüsse vergeuden sich. Die Erde wartet. Aber der Mensch hockt hungrig auf ihr und sieht sie nicht. Frierend steht er am Fluß und hört ihn nicht.

SCHWAGER: Ihr habt eine Schwäche für die lauten Stimmen.

LO SSANG: Wenn der Mensch erst sieht und hört, wird er unersättlich. Begierden töten ihn.

SCHWAGER: Jetzt spricht aus ihm der Abt.

ARZT: Noch töten Hunger und Kälte den Menschen – und Krankheit! Setzt Euch, Lo Ssang.

LO SSANG (*läßt sich neben der ihm hingeschobenen Kiste in den Hocksitz nieder, trinkt einen Schluck Tee*): . . . und Krankheit.

(*Der Schwager bleibt stehen. Dr. Tsung Tsen-mo läßt sich, wie sein Gast, in den Hocksitz nieder. Wan Yi rückt die freigebliebene Kiste in eine Ecke und setzt sich darauf.*)

ARZT: Habt Ihr ein Anliegen? Sprecht.

SCHWAGER (*strafft sein Gewand*): Ich lasse Euch allein.

ARZT: Ihr stört uns nicht. Bitte, bleibt.

SCHWAGER (*zu Lo Ssang*): Und Euch?

LO SSANG: Wenn mein weltliches Begehrt Eure schwägerliche Würde nicht verletzt . . . Doktor, was kann ich tun, einen Knaben zu retten? Er ist

neun Jahre alt und lebender Gott. Sein Leib schwillt an. Fieber schütteln ihn. Meine Kräuter bleiben ohne Wirkung und mein Gebete auch.

(Der Schwager horcht auf und zieht sich auf das Feldbett zurück.)

ARZT: Wo liegt er?

LO SSANG: In unserem Tempel auf dem Sterbebett.

ARZT: Wann begannen denn die Schmerzen?

LO SSANG: Vor drei, vier Tagen.

ARZT: Und das Fieber?

LO SSANG: Vor zwei Tagen.

ARZT: Weshalb habt Ihr das Kind nicht mitgebracht?

LO SSANG: Ich . . . hoffte noch auf m e i n e Kunst. Doch dann besann ich mich der Euren, Eurer Art zu schneiden und zu heilen – und die Hoffnung flog dahin.

ARZT: Schickt Euren Falken aus, sie einzuholen! Denn Euch fehlt nichts als einige Ergänzung – so wie mir. Die möcht ich mir im übrigen von Euch erbitten.

LO SSANG: Was soll nun mit dem Kind geschehn?

ARZT: Ich fürchte – Blinddarm oder Bauchfell. Wir werden schneiden müssen.

WAN YI: Und zwar sofort. Denn übermorgen, bei Sonnenaufgang, holt Euch das Auto, Doktor. Im Dreigletschertal ein Impfzelt einzurichten, bedarf's drei Wochen, mindestens.

ARZT: Das stimmt. Also, keine Zeit verlieren. *(Steht auf, zu Wan Yi:)* Wir brauchen Pferde – ein langer Ritt, das Maultier ist zu träge.

LO SSANG *(bleibt hocken)*: So geht es nicht, Ihr Freunde. All dies muß heimlich bleiben. Handeln darf nur i c h.

ARZT: Ich versteh Euch nicht.

LO SSANG *(tauscht einen Blick des Einvernehmens mit dem Schwager)*: Der Abt hat mir verboten, Euch zu konsultieren.

ARZT: Ich denke, er schickt Euch.

LO SSANG: Nein.

(Schweigen. Währenddessen erscheint, sehr vorsichtig und scheu, die barfüßige Wu An und bleibt, im Halbdunkel von den anderen unbemerkt, gespannt zuhörend, hinter einer Strebe stehen.)

LO SSANG *(hat sich nicht aus seinem Hocksitz bewegt)*: Ich bin gekommen, um einen Rat zu bitten, nicht um Euch.

ARZT: Hier hilft kein Rat, hier muß geschnitten werden! Wer soll es tun?

LO SSANG: Gibt es keinen anderen Weg?

ARZT: Es gibt ihn nicht.

SCHWAGER: Ach, mein Schwager ist ein Wicht.

LO SSANG: Und . . . wenn ich den Knaben nun herunterbringen ließe?

ARZT: Gegen den Willen des Abts?

LO SSANG: Würdet Ihr ihn operieren?

ARZT: Nein!

SCHWAGER (*erhebt sich*): Angenommen, Ihr schnittet doch: Könntet Ihr den Knaben retten?

ARZT: Vermutlich – doch ich werd's nicht tun. Der Abt ist Euer Oberhaupt.

SCHWAGER: Er haßt das Han-Volk, nennt euch „rote Teufel“.

ARZT: Das ändert nichts. Und warum haßt er uns?

LO SSANG: Ein Han-Soldat hat vor vierzig Regenzeiten seinem Oheim ein Ohr vom Kopf getrennt.

SCHWAGER: Hinter diesem Vorwand verbirgt er seine Feindschaft.

LO SSANG: Das Herz des Abts ist aus grünem Jadestein.

ARZT: Wir legen Telefon und Licht in seinen Himmelsgarten. Wir impfen seine Yaks und heilen seine Knechte von der Auszehrung.

SCHWAGER: Um so unversöhnlicher wird er Euch hassen.

ARZT: Er dankt uns, schickt Geschenke: Decken für die Kranken.

SCHWAGER: Gewandtheit. Er war lange in Indien, bei seinem Bruder. Doch noch einmal: Ihr werdet das Kind nicht retten?

ARZT: Nicht ohne die Erlaubnis Eures Schwagers!

SCHWAGER: Versteh Euch einer! Ich muß jetzt gehn.

LO SSANG: Und wenn Ihr's beim Abt versuchtet? Als ein naher Anverwandter?!

SCHWAGER (*lacht*): Ein Witz! Ich bin der Dämon seiner Träume! Wollt Ihr den Tod des kleinen Gottes? Laßt Euch nicht stören, mich ruft das Haus.

(*Als sich der Schwager zum Gehen wendet, verschwindet Wu An blitzschnell von ihrem Posten. Lo Ssang und der Arzt tauschen mit dem Adligen höfliche Verbeugungen nach tibetischer Art.*)

WAN YI: Die Rollkur nicht versäumen, bitte!

SCHWAGER: Ihr seid ein guter Geist, fast hätte ich die Medizin vergessen. (*Geht zum Feldbett und steckt die dort liegende Medizinflasche in sein Gewand; dabei macht er Wan Yi versteckt ein Zeichen. Dann zu allen:*) Ich wünsch Euch eine Nacht voll Rosenduft.

ARZT: Schlaft gut.

LO SSANG: Träumt von den Lotosteichen.

(*Der Adlige geht. Unauffällig folgt ihm Wan Yi.*)

LO SSANG (*nach einer Weile*): Abt und Schwager sind einander spinnefeind. Keiner wird dem andern etwas hinterbringen.

ARZT: Heimlich geht es nicht, Lo Ssang, Ihr wißt es.

LO SSANG: Der Vertrag?

ARZT: Ein Vertrag ist heilig wie die Freundschaft. Er duldet keine Schliche.

LO SSANG: Gut. Jedoch, wenn Ihr ein Kind vom Tode rettet, seid Ihr im Recht, als Gottloser.

ARZT: Gottlos achten wir Gott, wo Gott geachtet wird. Über Leben und Tod der Tibeter bestimmt noch der Priester Gesetz.

LO SSANG: Und wenn ein Priester sich irrt?

ARZT: Er wird lernen, seltener zu irren.

LO SSANG: Es kann lange dauern. Kinder werden sterben.

ARZT: Es wird lange dauern. Entscheidend ist, daß jedem Tod eine Geburt folgt, zum Beispiel die eines richtigen Gedankens.

(Der leise Tritt der zurückkehrenden Wu An, die ihren Gerstensack vorsichtig vor sich herschiebt, läßt den Arzt aufhorchen. Er sieht gerade noch, wie Wu An, die Hände vor dem Gesicht, davonläuft und den Sack stehenläßt. Auch Lo Ssang, dem Blick des Arztes folgend, bemerkt das Mädchen.)

ARZT: Wu An! Bleib doch! Komm herein! *(Zu Lo Ssang:)* Sie ist oft in den Zelten; schon fast eine Krankenschwester.

(Wan Yi führt die widerstrebende Wu An freundschaftlich herein. Dabei stopft sie einen gefalteten Bogen Schreibpapier in die Tasche ihres Schwesternmantels.)

WAN YI: Setz dich zu uns.

(Sie deutet auf die Kiste. Wu An bleibt unbeholfen stehen und nimmt nur zögernd die Hände vom Gesicht. Dr. Tsung Tsen-mo geht auf sie zu.)

ARZT: Nun, was gibt's so spät, Wu An?

(Er reicht ihr Wan Yis Teebecher, den diese ihm binhält. Aber Wu An nimmt den Becher nicht; er gibt ihn Wan Yi zurück.)

LO SSANG: Der kleine Buddha ist ihr Bruder.

WU AN *(plötzlich heraussprudelnd)*: Ich werde ihn herunterbringen. Heute nacht. Wenn der kleine Buddha vor Euch liegt, werden wir schon sehen, ob Ihr ihn sterben laßt! Ich kenne seine Zelle. Niemand wird mich sehen. Leih mir ein Pferd! Bitte! *(Sie läuft zu ihrem Gerstensack, den sie vor den Arzt zerrt.)* Nehmt den Sack Gerste, sie ist frisch, und leih mir ein Pferd! *(Sie will vor dem Arzt niederknien. Doch dieser bindert sie daran.)*

ARZT *(hält ihr beide Arme fest)*: Bevor du ihn brächtest, wäre er tot, Wu An. Tsa Dodshi würde dir Kopf und Hände für ein gutes Jahr ins Schandholz stecken. Eure Gerste braucht Ihr selbst.

WU AN *(reißt sich los)*: Als ob er nicht stürbe, wenn Ihr ihn verlaßt! Und das Schandholz? Man kann es spalten! Ihr seid feige – ihr und ihr! *(Sie läuft ohne den Sack davon. Wan Yi will ihr nacheilen. Der Arzt winkt ab.)*

ARZT: Wir können sie nicht halten. Ich versteh sie gut: mein Bauernkopf und ihrer sind Verwandte. *(Zu Lo Ssang:)* Sind wir feige, Lo Ssang?

LO SSANG: I h r gewiß nicht. Was mich betrifft . . .

ARZT *(nach kurzer Überlegung)*: Wißt Ihr, wo die Eltern leben?

LO SSANG: Es gibt nur noch den Vater – einen Knecht vom Gut des Abts.

ARZT: Und der wäre nicht bereit, das Leben seines Kindes zu erbitten?

LO SSANG: Vielleicht wäre er's. Aber, er hat die Straße mitgebaut.

ARZT: Kennt Ihr das Mädchen – ich meine: gut?

LO SSANG *(erhebt sich)*: Sie ist meine Frau. Im geheimen. Ich müßte ehelos sein. Ihr seht: Ich bin vertraut mit Heimlichkeiten.

ARZT: . . . und vertraut sie mir an – uns?

LO SSANG: Es wird nicht verborgen bleiben. Warum solltet nicht Ihr die ersten sein? Wu An sagt: Ihr handelt, wie Ihr redet. In Euch sei Wissen und Güte.

ARZT: Und Feigheit – hat sie das nicht auch gesagt?

LO SSANG: Ihr versteht sehr wohl zu unterscheiden. Was kann ich für den kleinen Buddha tun?

ARZT: Ihr könnt, was Ihr Euch zutraut.

LO SSANG: Wenig. Was davon hätte Aussicht?

ARZT: Ich gebe Euch ein kräftiges Tier. Ihr müßt vor Wu An in den Bergen sein – sie hat sich gewiß ein Pferd gegriffen – und verhindern, daß sie den Bruder raubt. Es wär sein Tod. Dem Kind laßt ein feuchtes Tuch auflegen, kalt. Und diese Herzarznei soll man ihm geben – zehn Tropfen mit ein wenig Tee *(reicht dem Mönch ein dunkles Fläschchen, das dieser in seiner Kutte verbirgt)*. I h r aber müßt den Abt umstimmen!

WAN YI: Noch heute nacht, sonst ist's zu spät! Übermorgen, in früher Stunde, wird der Doktor abgeholt.

ARZT: Gelingt es Euch, so laßt das Kind heruntertragen, behutsam, aber rasch.

LO SSANG: Und wenn es nicht gelingt?

ARZT: Vielleicht helfen Medizin und Eure starken Kräuter. Sonst . . . Ja, wenn Ihr schneiden gelernt hättet . . .

(Lo Ssang erhebt sich, verneigt sich tief vor dem Arzt und vor Wan Yi.)

LO SSANG: Ich danke Euch. *(Er geht rückwärts zum Zeltausgang.)*

ARZT *(bemerkt den Sack, hebt ihn hoch und reicht ihn Lo Ssang)*: Bitte, gebt ihn ihr zurück.

WAN YI: Ich werde Lo Ssang zu den Pferden führen.

ARZT: Geben Sie unserem Freund den kleinen Hengst, den grauen mit der weißen Mähne.

WAN YI: Ich weiß. *(Sie reicht dem Arzt den Brief.)* Von unserem Hammelfleischverzehr.

(Dr. Tsung Tsen-mo geht zum Zeltausgang. Er blickt den beiden nach, kehrt zurück und zündet sich eine Zigarette an. Dann liest er den Brief.)

ARZT *(lesend)*: „Seid auf der Hut! Der Mächtige, den Ihr so achtet, ist ein Wolf. Euer Besucher hat die Seele eines Kindes. Er sieht nicht, daß Dolch und Fallen Euch erwarten. Vertraut mir. Ich bin nicht gut, aber auf das meinige bedacht.“ Ohne Namen, ohne Unterschrift – der Fuchs!

(Der Arzt geht wieder zum Zeltausgang. Wan Yi kommt zurück.)

WAN YI: Haben Sie den Brief gelesen?

ARZT: Ja.

WAN YI: Er schrieb ihn hastig, auf meinem Rücken, in Angst vor seinen Dienern.

ARZT: Er warnt uns.

WAN YI: Vor wem?

ARZT: Vor unserem Vertrauen. – Was hat Lo Ssang gesagt?

WAN YI: Er ist sofort davongeritten.

ARZT: Ich war voreilig. Den Hinweis auf die Mängel ihrer Chirurgie hält er für Tadel, die vielen Worte für Ausflucht. Er sieht nur den Fremden, der sich nicht stellt.

WAN YI: Und Sie, Genosse – Verzeihung! – sehn Gespenster.

ARZT: In Tibet haben die Gespenster Namen und werfen Schatten.

WAN YI: Oho! Hat Sie der Hokuspokus angesteckt?

ARZT: Die Gespenster Zwietracht, Mißtrauen . . . und Verdacht.

WAN YI: Wir werden sie verscheuchen.

ARZT *(läßt sich auf das Feldbett nieder)*: In zwei Tagen wird mein Söhnchen . . . neun Jahre alt.

8. Bild

Ein Auftrag

Finsterer, ziemlich großer Klosterraum. An einer Seite, etwa einen Meter über dem Fußboden, steht thronartig ein schwarzer, schmuckloser hölzerner Sessel. An der Vorderwand des Sockels ist das Relief eines feuerspeienden Ungeheuers zu erkennen. Im Sessel sitzt in karminroter Mönchskutte der Abt Tsa Dodshi. Hinter seinem Sitz erhebt sich eine vielarmige kupferrote Buddhabastatue auf einem Marmorsockel. Zu Füßen des Abtes steht, gebeugt, der leibeigene Landmann Bo An. Seine Kleidung ist ärmlich und durchgeschabt. Sein langer Kittel ist um die Hüften gebunden, die Ärmel hängen herunter. Der Oberkörper steckt in einem hellen Hemd, dessen Ärmel zu lang sind; Füße und Beine stecken in grauen, mit Schnüren umwickelten Filzstiefeln. Mondlicht fällt durch eine Maueröffnung, vor der ein halb ge-

öffneter dunkler Außenvorhang hängt, auf den Abt und, schwächer, auf Bo An. Durch die Maueröffnung ist die hochgebogene Spitze eines vergoldeten Daches mit Dämonenkopf als Wasserspeier zu sehen. Bo An hebt seinen neben ihm am Boden liegenden alten, breitrandigen, grauen europäischen Filzbut auf.

ABT: Wir kennen unsere Pflichten, mein Freund. Du folgst den Wegen des Mönchs, ohne ihm aufzufallen. Und ich will dir dreifache Gunst gewähren: vergessen, daß du gegen mein Gebot den Fremden beim Bau der Straße geholfen hast; selbst am Lager deines Sohnes beten, daß sein Gottgeist den Pfad der hellen Gefilde finde, aus denen er kam; und dir den goldenen Ohrreif schenken, nach dem dein gläubiger Sinn verlangt.

BO AN (*in tiefer Verbeugung, mit betenden Händen, den Hut unter den Arm gepreßt*): Alles sei, wie ihr befiehlt, großer Tulku.

ABT: Sagt nicht großer Tulku, ich bin nur Tsa Dodshi, der Winzige, der nichts vermag als in die Seelen einzudringen.

BO AN (*nach mehreren Verbeugungen*): Da Ihr durch die Seelen seht, großer Tul... Da Ihr durch die Seelen seht, Herr... In mir brennt der Kummer: Könnte mein Sohn nicht gerettet werden?

ABT: Ich sagte dir, daß ich selbst bei ihm beten werde.

BO AN: O ja, ich danke Euch, ich danke Euch. Ich meinte, ob sein Leib...

ABT: Der Leib ist nichts. Ein Stäubchen Asche im Orkan der Welten.

BO AN: Ich weiß, ich weiß. Und doch: ein Vater...

ABT (*unterbricht*): Ein Vater ist stolz, daß ein göttlicher Geist in seinem Sohne weilt. (*Sich erhebend*.) Geh nun. Die Zungen sollen ruhen.

(*Bo An trippelt mit vielen ehrfürchtigen Verbeugungen rückwärts zum Portal. Dort bleibt er plötzlich stehen, als Tsa Dodshi schon fast in entgegengesetzter Richtung verschwunden ist.*)

BO AN: Herr!

ABT: Ist's deine Zunge noch nicht leid! Ich habe anderes zu tun.

BO AN: Ihr vergaßt...

ABT: Die ererbte Bauernschuld? Sie ist beträchtlich. Zeig erst, was du leistest, wir sprechen dann davon.

BO AN: Danke, Herr. Nein, Ihr vergaßt, mir den Namen des Mönchs zu nennen, dem ich folgen soll.

ABT: Schweig! (*Kommt rasch näher*.) Du hast recht, mein Kopf wird alt. (*Dicht bei Bo An, fast flüsternd*.) Er ist ein hoher Weiser der medizinischen Künste. Sein Name ist Lo Ssang.

BO AN (*kann eine Bewegung der Überraschung nicht unterdrücken. Erleichtert*): Es wird nicht angehen, von ihm unbemerkt zu bleiben, Herr.

ABT: Was sprichst du?

BO AN: Er kennt mich.

ABT: Woher?

BO AN: Er besucht meine Tochter.

ABT: Seit wann?

BO AN: Seit mehr als einer Regenzeit.

ABT: Oft?

BO AN: Das weiß ich nicht, Herr. Da er ein hoher Lama ist, kümmerte ich mich nicht darum.

ABT: Und deine Tochter?

BO AN: Was meint Ihr, Herr?

ABT: Erwartet sie ein Kind von ihm?

BO AN: Ich glaube nicht.

ABT: Wäre es möglich, daß sie ein Kind erwartet? Nimm den Kopf hoch, damit mein Auge deine Seele sieht! (*Hält Bo An am Kinn und sieht ihm in die Augen.*)

BO AN (*zögernd*): Es wäre möglich . . .

ABT: Geh nun, schweig über alles! Dem Auftrag ist der neue Umstand förderlich. Dir zu begegnen wird er arglos nehmen. Und deine Tochter mag dir dienlich sein.

BO AN (*bedrückt*): Ja, Herr, ja.

ABT: Geh, geh schnell! Und halte Ohr und Auge wach!

(*Bo An geht rasch ab. Der Abt wartet, entnimmt dann seiner Kutte ein langes weißes Hata-Tuch aus bauchdünnem Tüll, breitet es über seine angewinkelt vorgestreckten Arme und schreitet langsam auf die vielarmige Buddhabstatue zu, über deren beide vorwärts gerichtete Arme er das Tuch in feierlicher Weise gleiten läßt. Rückwärts gehend, verneigt er sich und beginnt, sich zurückzuziehen. In diesem Augenblick erscheint mit einem brennenden Öllämpchen, staubig und müde von dem langen Ritt, Lo Ssang. Ohne die Anwesenheit Tsa Dodsbis zu bemerken, der im Halbdunkel unbeweglich stehengeblieben ist, geht er in ehrfürchtiger Haltung auf den vielarmigen Buddha hinter dem Abtsitz zu, entzündet mit seinem Öllämpchen eine der Butterlampen vor der Statue, stellt das Lämpchen auf die Erde und verneigt sich tief vor dem Gott. Dann überreicht er dem Gott ebenfalls ein weißes Tuch. Dabei bemerkt er die Hata des Abtes und reibt den Stoff, die Qualität prüfend, zwischen Daumen und Zeigefinger.*)

LO SSANG: Ein neues Tuch? Dem Rang nach ist's vom Abt. Ein Zweifler und ein Unbeirrter suchen den Gott des Seelenfriedens auf? Seltsam . . . Das kann nur heißen, daß auch der Unbeirrte zweifelt.

ABT (*während er langsam näher kommt*): Wie nun, wenn der „Unbeirrte“ den Gott um Euren Seelenfrieden bäte? Ihr schließt zu schnell, mein Freund.

LO SSANG (*den das plötzliche Auftauchen des Abtes nicht erschreckt hat*): So wißt Ihr denn, was mich bedrängt?

ABT: Mein inneres Auge sieht es. Ihr kommt vom Han-Arzt.

LO SSANG: Die späte Zeit, den Staub zu sehn, genügt das äußere Auge, Abt.

ABT: Ihr wollt den kleinen Buddha zu den Zelten bringen!

LO SSANG: Nicht ohne Euer Ja. Ich hab es nicht verheimlicht.

ABT: Ihr seid beweibt!

LO SSANG: Das wurde Euch verraten. Ich weiß, daß ich den Orden nun verlassen muß.

ABT: Noch ist Zeit, Euch zu besinnen.

LO SSANG: Ich will auf die Geliebte nicht verzichten.

ABT: Wenn's das nur ist!

LO SSANG: Auch auf das gute Denken nicht.

ABT: „Gut“ nennt Ihr die Art der Fremden?

LO SSANG: Ich kenne ihre Art noch nicht. Ich weiß nur, daß Forschen, Wissen, Neubewerten keinem unserer Götter widerstrebt, indes das Gift, das wir den Fremden braun, uns selber frißt.

ABT: Spürt Ihr die Teufel nicht in Euch rumoren?

LO SSANG: Ich spüre, der Wahrheit auf der Spur zu sein, die uns der Buddha lehrt.

ABT: Ausgerechnet mit fremden Zungen in der Sprache Mao Tse-tungs?!

LO SSANG: Die Zunge ist dem Buddha einerlei, wenn sie das Wahre spricht.

ABT: Es ist sehr spät, ich muß jetzt ruhn. (*Wendet sich zum Gehen:*) Vertieft Euch in die Sterne. Dort ist das Schicksal vorgezeichnet.

LO SSANG: Ich werde Euren Rat befolgen, Abt. Nur eine Bitte noch!

ABT (*bleibt stehen*): Was denn?

LO SSANG: Laßt mich den kleinen Buddha hinunter zu den weißen Zelten tragen. Ich bring ihn Euch geheilt zurück!

ABT: Geheilt im Bauch, vielleicht. Doch in Sinn und Herz verderbt! Ich . . . muß die Götter fragen. (*Entfernt sich.*)

LO SSANG: Es muß sofort geschehen.

ABT: Der Rauch wird steigen, wenn es tagt. Jetzt ist es Nacht, und keiner kann ihn sehn.

LO SSANG: Es geht auch ohne Rauch – so Ihr es wollt.

ABT (*schon im Halbdunkel*): Ohne Götter geht es nie! Vergeßt nicht: Noch seid Ihr, was Ihr seid, durch mich! (*Ab.*)

(*Lo Ssang möchte etwas erwidern, verzichtet aber und verneigt sich hinter dem verschwundenen Abt.*)

Das Gottesurteil

Spätnachmittag des folgenden Tages. Ecke im quadratischen Lichthof des Klosters. Das Dach des den Lichthof umgebenden Ganges wird von wenigen schlanken roten Holzsäulen getragen. Stechendes Sommerlicht kündigt kommende Gewitter an. Mönche stehen um zwei Arbeiter herum, einen Han und einen Tibeter, die gerade einen Telefonmast mit bereits an seiner Spitze befestigtem Kabel aufrichten. Zwei etwa zehn- bis zwölfjährige Kindermönche rennen durch den Hof und bewerfen einander mit Steinen. Ein leibeigener Wasserträger, in Lumpen, mit einem durch Schnüre auf den Rücken gebundenen großen tönernen rotbraunen Krug, gesellt sich zu den Gaffern. Als Lo Ssang hinzutritt, wird gerade der Mast in seine vertikale Stellung gebracht. Alle blicken zur Mastspitze. Ein neugieriges Gemurmel ist vernehmbar.

LO SSANG: Wo ist der Abt?

(Die Mönche brechen ihr Gemurmel ab, blicken ehrfurchtsvoll auf den Hinzugekommenen und treten, sich verneigend, ein wenig zurück. Einer der Knaben schmiegt sich an Lo Ssang, der ihm den Kopf streichelt. Die beiden Arbeiter stampfen die Erde um den Mast fest, schultern Spaten und Schaufel und verlassen gemeinsam den Lichthof. Ihren stummen Gruß erwidert zunächst nur Lo Ssang; ihm tun es dann die meisten Mönche nach.)

LO SSANG: Weiß keiner, wo Tsa Dodshi ist?

EIN JUNGE: Bei der magischen Maschine, durch die er mit den Geistern spricht.

DIE MÖNCHEN: Pst! Schweig! Was weißt du schon?!

LO SSANG: Beim Telefon? Man spricht damit zu Menschen. *(Zu den Mönchen:)* Hat er den Rauch entfacht?

1. MÖNCH: Das Gottesurteil für den kleinen Buddha?

2. MÖNCH: Den Rauchgeist?

3. MÖNCH: Er hat den Rauchgeist nicht befragt.

LO SSANG: Obwohl er's in der Nacht versprach!

3. MÖNCH: Sobald es um die Han geht, gilt dem Abt kein Wort.

LO SSANG: Das Kind wird sterben, wenn er weiter zögert.

2. MÖNCH: Warum befragt er nur den Rauchgeist nicht?

1. MÖNCH: Das Kind ist ihm zu bäurisch. Er hätte dem Erkennen niemals zugestimmt!

1. MÖNCH: Auch den Vater hat er bis heute nicht aus seiner Fron befreit.

2. MÖNCH: Der wird zu tief bei ihm verschuldet sein!

1. MÖNCH: Kein Grund, daß er das Kind verderben läßt!

3. MÖNCH: Der Grund ist einfach: nur der Han-Arzt könnt es retten, versteht ihr?

2. MÖNCH: Ich versteh, daß er ein Feind der Fremden ist.

3. MÖNCH: Der Han!

1. MÖNCH: Sie heilen aber gut. Mich hat der Han-Arzt von der Syphilis kuriert.

2. MÖNCH: Mich von meinem bösen Augenleiden.

3. MÖNCH: Das eben steigert seine Wut.

2. MÖNCH: Aber niemand gibt ihm das Recht, das Kind dem Tod zu weihn, wenn es gerettet werden kann.

3. MÖNCH: Er hat die Macht. Wozu benötigt er ein Recht, solange die hohen Priester ihn gewähren lassen? (*Blickt auf Lo Ssang.*)

LO SSANG: Töten darf er nicht.

2. MÖNCH: Nein, töten darf er nicht.

1. MÖNCH: Nein, töten darf er nicht.

3. MÖNCH: Ich werd ihn suchen und bitten, daß er Euch empfängt. (*Der Abt tritt hinter einer Säule aus dem Schatten des Rundganges in den Lichthof, einen Telefonapparat in der Hand, mit Hörer und Anschlußdraht.*)

ABT: Man braucht Tsa Dodshi nie zu bitten! Was gibt's?

(*Erschrocken und ehrfürchtig treten die Mönche zurück und verneigen sich tief vor dem Abt, der stehenbleibt. Auch Lo Ssang verneigt sich. Die beiden Kindermönche verkriechen sich, nach hastigem Gruß, hinter die Kutten der Erwachsenen. Einige neugierige Mönche kommen hinzu.*)

LO SSANG: Ich komm zum fünften Mal an diesem Tag, Euch nach dem Gottesurteil zu befragen, Abt. Was sagt der Rauch?

ABT: Der Rauch! Solange Wind weht und von den Kämmen Blitze züngeln!

LO SSANG: Bald wird Sturm sein. Dann ist's zu spät.

ABT: Zu spät – wofür?

LO SSANG: Für Rauch und Rettung.

ABT: Wie kann ich's ändern?

LO SSANG: Noch könnt Ihr alles. Im Betsaal weht kein Wind.

ABT: Es zieht aus allen Fugen. Ihr wart schon lange nicht mehr dort.

LO SSANG: So laßt den Rauch im Lichthof steigen. Wir Mönche formen eine Mauer.

(*Die Mönche schicken sich sofort unter freudig zustimmenden Gesten an, einen dichten Kreis zu bilden.*)

ABT (*beobachtet die Mönche*): Das möchte annehm. Doch... (*Beim „Doch“ des Abtes halten die Mönche wie auf ein magisches Zeichen inne.*)

ABT: Doch vorher hätt ich eine Bitte: Ihr kennt das Ding? (*Hält Lo Ssang das Telefon hin.*)

LO SSANG: Das Telefon, das Euch als ersten die Han vor einer Woche legten.

ABT (*rasch*): Gut, gut. Jedoch es weigert sich zu sprechen. (*Blickt sich suchend um.*)

LO SSANG: Plötzlich?

ABT: Plötzlich. (*Reicht Lo Ssang den Apparat.*)

LO SSANG: Ihr spracht? (*Untersucht den Apparat.*)

ABT: Ich sprach mit einem hohen Gast in Gyangtse, einem Pilger, der aus Indien kommt. (*Wirft erneut einen Blick in den dunklen Rundgang.*)

LO SSANG: Ich kann nichts finden. Hattet ihr den Stecker in der Wand?

ABT: Freilich – bin ich ein Ochs?

LO SSANG: Man wird den Anschluß unterbrochen haben, als die Männer hier die zweite Leitung legten. (*Deutet auf den eben errichteten Mast und gibt den Apparat zurück.*)

ABT: Sagt Ihr! Und wenn man uns reinlegt?

LO SSANG: Wozu?

ABT: Oder überwacht?

LO SSANG: Wär Ursach?

ABT: Ihr seid ein Schwärmer voll Gefahren! (*Blickt wieder in den Rundgang.*)

LO SSANG: Gefährlich? Dem nicht, der nach der Sutra lebt.

ABT: Die Sutra zielt nach innen. Doch äußerem Feind muß man mit anderer Waffe kommen.

LO SSANG: „Feind“, „Waffe“ – Gautama Buddhas Sprache ist das nicht.

ABT: Ihr sucht Streit.

(*Mit eiligen Schrittbchen trippelt das krumme Mönchlein, aus dem dunklen Rundgang kommend, auf den Abt zu und flüstert ihm etwas ins Ohr.*)

ABT: Doch es ist anderes zu tun. Ihr müßt mich nun entschuldigen. Der goldene Dämonenkopf am Mitteldach hat sich nach Süd gedreht. (*Will mit dem Mönchlein davoneilen.*)

(*Die Mönche sind erschrocken. Zwei berühren mit der Stirn die Erde.*

Die anderen flüstern aufgeregt.)

LO SSANG: Halt! Ihr flieht mir nicht zum fünften Mal! Das Gottesurteil hat den Vorrang!

ABT (*laut*): Habt Ihr nicht gehört: der Tempel ist bedroht! Oder bleibt Ihr unbewegt, wenn ihm Dämonen nahn, Lo Ssang?

LO SSANG: Im Tempel stirbt ein Kind! Wir alle sind bewegt!

ABT: Ihr haltet mich auf. Ich komme wieder! (*Gebt.*)

LO SSANG: Ihr haltet uns hin.

ABT (*wendet sich schroff um*): Uns? Wer seid ihr denn?

LO SSANG (*mit einer Geste zu den Mönchen*): Wir alle, die wir den kleinen Buddha lieben ... und Euch verehren, noch.

(*Haltung und Gebärde der Mönche drücken Zustimmung aus. Der sie beobachtende Abt ist bestürzt. Er findet nicht sogleich eine Antwort.*)

ABT: Es ist ... gut von Euch, den kleinen Buddha zu umsorgen. Geht beten jetzt! Sobald ich wiederkomme, wird der Rauchgeist sprechen. (*Zum Mönchlein, im Geben:*) Los! Blast das Horn! Die Äbte sollen kommen! (*Ab.*)

(*Lo Ssang bleibt einen Augenblick stehen und sieht dem Abt nach. Während aus dem Klosterinnern die schaurig langgezogenen Töne des Horns dröhnen, schreitet er langsam durch die Reihe der ehrfürchtig zurücktretenden Mönche davon.*)

LO SSANG: So muß ich denn auf meine Weise beten.

10. Bild

Auf halbem Weg

Darauffolgende Nacht. Tschorten (wie im 3. Bild). Nach einem Gewitter. Lo Ssang und der 3. Mönch aus dem vorigen Bild, den „kleinen Buddha“ auf den Armen tragend, erreichen erschöpft den Tschorten. Hinter ihnen stampft der 2. Mönch, die Tragbahre mit einem gebrochenen Schaft hinter sich herschleifend. Alle vier sind von Regen und Schweiß durchnäßt.

3. MÖNCH: Absetzen! Absetzen!

(*Lo Ssang und der 3. Mönch setzen den bewußtlosen kleinen Buddha am Fuß des Tschorten ab. Der 2. Mönch legt die Reste der Bahre und zwei Decken neben das Kind. Eine davon stopft Lo Ssang unter den Knaben, mit der anderen deckt er ihn zu. Währenddessen schicken sich die beiden Mönche an, in die Richtung zu fliehen, aus der sie gekommen sind. Lo Ssang bemerkt sie und richtet sich auf.*)

LO SSANG: Bleibt! Ich befehl es euch!

3. MÖNCH: Die Götter haben mächtiger gesprochen.

2. MÖNCH: Sie haben unserem verbotnen Tun Blitze, Donner, Sturm und Hagel nachgejagt.

3. MÖNCH: Und die Bahre zerschlagen.

2. MÖNCH: Wir berühren das Kind nicht mehr.

3. MÖNCH: Wir eilen zurück in den Tempel.

LO SSANG: Mönche seid ihr! Und wollt ein Kind hier sterben lassen!

3. MÖNCH: Vielleicht ist es schon tot.

2. MÖNCH: Dann wird uns noch sein Geist bestrafen, weil wir ihn nicht in Ruhe ziehen ließen. Wir hätten Euch nicht folgen sollen.

LO SSANG: Doch habt ihr es getan! Und bei halber Tat, weil sie euch beschwerlich wird, lauft ihr davon!

3. MÖNCH: Nicht, weil sie uns beschwerlich wird. Weil die Götter sie verdammen!

LO SSANG: Ein bißchen Regen und ein' Wind macht ihr zu Gotteszorn! Ihr seid nur tapfer mit der Zunge.

2. MÖNCH: Komm! Die Nacht vergeht. Er hält uns auf.

LO SSANG: Der Abt, der uns betrog, wird euch jetzt Richter sein.

2. MÖNCH: Vielleicht betrog er uns. Vielleicht weiß er auch mehr als Ihr und wir von Gottesgeistern und vom Han-Volk. Komm! Schon lauert dort der Tag. *(Deutet in östlicher Richtung, fliebt.)*

3. MÖNCH *(geht dem 2. Mönch nach, wendet sich um)*: Ihr tut mir leid. Ihr tut mir leid ... Doch mehr noch fürcht ich mich! *(Ab.)*

(Lo Ssang lebnt sich entmutigt an den Tschorten und blickt in das Mondlicht. Nach einer Weile kniet er neben der Bahre nieder, nimmt den Kopf des Knaben in die Hände, öffnet ihm die Lider, fühlt den Puls, legt das Ohr an das Herz des Kindes.)

LO SSANG: Er lebt!

(Dann gibt er dem Kranken in einem Becher, den er in einer Regengrotte mit Wasser gefüllt hat, ein paar Tropfen von der Herzarznei des Arztes. Der Knabe hat das Bewußtsein wiedererlangt und blickt Lo Ssang mit großen Augen unbeweglich an.)

LO SSANG: Was soll nun aus uns werden, hier in der Nacht, verlassen von den alten Kräften und von den neuen nicht bemerkt? Im Morgengrauen wird der Abt die Häscher schicken – und der Han-Arzt zu den Pässen ziehn ... Dies zu wagen in der letzten Nacht, die nun zur letzten wird! Dein Leben lösch ich aus und meins gerät aus seiner Bahn – am Rand des Wegs, so ohne Sieg und ohne Niederlage. Ohne Sinn und ohne Weisung für die andern, und ohne Nutzen für den Geist ... Ich bin von einem morschen Kahn gesprungen, bevor das Ufer nah genug. *(Bemerkt, daß der Knabe die Lippen bewegt.)* Ihr wollt leben. Ich soll Euch weitertragen. Zu spät. Zu spät gehandelt und zu früh! Hätt ich die neue Wissenschaft erlernt, statt sie zu preisen! Der Abt hat recht: ich bin ein Schwärmer voll Gefahren, voll erbärmlicher Gefahren. *(Streicht dem Knaben über das Haar.)* Schlaft jetzt, ich will die Götter bitten ... *(Lo Ssang erhebt sich und schickt sich an, ein Gebet zu verrichten, das Gesicht dem Tschorten zugewandt und die Hände nach außen gekehrt.)* Noch immer bin ich auf der Suche nach deinem Kristall, Gott der Weitsicht ...

(Da ertönt in Abständen ein rhythmisches Rufen. Der Mönch hält inne.)

WU AN *(unsichtbar)*: Loo-o ... Loo-o ... Loo-Ssang ... Loo-o ...

(Der Knabe wendet den Kopf in die Richtung, aus der das Rufen kommt.)

Der Mönch läßt die Hände sinken. Dann formt er sie zu einem Schalltrichter vor dem Mund.)

LO SSANG: Wu-An... Wu-An...

WU AN (*noch unsichtbar*): Loo-Ssang...

LO SSANG (*zu dem Knaben*): Deine Schwester.

WU AN (*schon nabe*): Lo Ssang...

(Wu An kommt, einen Stock in der Hand, mit raschen Schritten aus dem Dunkel. Sie bemerkt den am Boden liegenden Knaben nicht. Sie hat ihr Lammfell übergebängt, trägt einen langen Rock, eine tibetische Fellmütze und umschnürte hohe Filzstiefel. Sie ist durch das eilige Klettern angestrengt, aber nicht atemlos. Kurz vor Lo Ssang macht sie halt.)

WU AN: Seit Sonnenaufgang warte ich am blauen Stein. Wo ist der kleine Buddha? Ist er tot? (*Sieht ihren Bruder, kniet neben ihm nieder, legt ihr Ohr an sein Herz und drückt dann seinen Kopf an ihre Brust:*) Er lebt... (*Sie nimmt ihre Fellmütze vom Kopf und setzt sie dem Knaben behutsam auf; dann blickt sie sich suchend um.*)

LO SSANG: Ja, noch lebt er. Dennoch hat die List des Abts gesiegt. Ich habe mich zu spät entschlossen, ohne ihn zu handeln. Die Bahre brach, die Träger sind geflohn. Nun liegt der kleine Buddha unterm Göttermal und ahnt: Die ersten Sonnenfeuer auf den roten Kämmen werden...

WU AN (*heftig*): ... werden uns mit ihm im Tale finden!
(Entschlossen löst Wu An mit einem kleinen Dolch die Schnüre von ihren Stiefeln und bindet damit den Stock an den zerbrochenen Schaft. Dann zieht sie die Stiefel aus.)

LO SSANG: Dein ruheloser Sinn will den Arm der Götter zwingen?

WU AN: Die Götter gaben uns die Arme: faß an!

LO SSANG: Der Arzt verläßt die Zelte, wenn es tagt.

WU AN: Am blauen Stein hab ich sein Pferd gelassen. Von dort an geht es schneller. Sobald wir uns den Zelten nähern, singe ich. (*Sie breitet eine Decke auf der geflickten Bahre aus. Lo Ssang hilft ihr, den leise aufstöhnenden Knaben umzubetten. Während sie das Kind fest in die zweite Decke spannt:*) Wenn Tsung Tsen-mo die Zelte schon verlassen hat – Wan Yi bleibt da. (*Sie breitet ihr Fell über das Kind.*)

LO SSANG: Ein Mädchen! Sie wird's nicht wagen.

WU AN: Du wirst ihr helfen. Beeile dich, faß an!
(Sie hängt ihre Fellstiefel über die Schulter und ergreift die Bahre in Wegrichtung. Lo Ssang nimmt die Bahre am anderen Ende. Behutsam, aber rasch schreiten die beiden in die Nacht.)

II. Bild
Operation

Etwa zwei Stunden später, während der Morgendämmerung. Zelt Dr. Tsung Tsen-mos (wie Bild 7). Die Petroleumlampe brennt. Ein Soldat der Chinesischen Volksbefreiungsarmee, Lastwagenfahrer (Han), lädt auf Anweisung des Doktors mit Hilfe des jungen Leutnants (sechszwanzig Jahre alt) eine Kiste auf die Schultern und trägt sie zu dem vor dem Zelt wartenden Fahrzeug. Fahrer und Offizier tragen die khakigrüne Wattekleidung der Chinesischen Armee. Der Offizier ist an den Schulterstücken und an der Pistole zu erkennen. Seine Uniform ist sauberer als die des Fahrers.

LEUTNANT (zu dem Fahrer): Ist alles aufgeladen?
(*Der Soldat nickt unter der Last der Kiste.*)

LEUTNANT (zum Arzt): Bitte, beeilen Sie sich, Doktor. Auf der Nordseite des Passes liegt Schnee. Wir müssen drüben im Schritt hinunterfahren.

ARZT: Ich komme.
(*Dr. Tsung Tsen-mo nimmt seinen Militärpelzmantel vom Feldbett und zieht ihn an.*)

OFFIZIER: Und im Dreigletscher-Tal steht uns ein steiler Weg zu Fuß bevor.

(*Dr. Tsung Tsen-mo reicht dem Leutnant einen Teebecher. Beide trinken. Dann nimmt er seine Fellmütze vom Bett, faßt den Offizier um die Schultern und wendet sich mit ihm dem Zeltausgang zu.*)

ARZT: Gehen wir.
(*Während beide auf den Zeltausgang zugehen, stoßen sie mit der rasch hereinkommenden Wan Yi zusammen. Wan Yi trägt über ihrem Labor-mantel einen dunkelblauen Wattermantel. In der Hand hält sie einen Feldstecher, den sie dem Arzt hinhält.*)

WAN YI: Der Lama kommt! Mit Wu An! Und einem Pferd!

ARZT: Und auf dem Pferd das Kind?!
(*Dr. Tsung Tsen-mo nimmt den Feldstecher nur, weil Wan Yi ihn ihm immer noch hinhält und tritt damit langsam aus dem Zelt. Der Offizier folgt, nicht verstehend. Nach einem Blick durch das Glas gibt der Arzt es Wan Yi zurück und tritt mit ihr wieder in das Zelt. Der Offizier folgt be-unruhigt. Der Motor des Lastwagens springt an.*)

ARZT (zieht den Mantel aus und wirft ihn aufs Feldbett): Ich muß wahrscheinlich operieren. (Zu Wan Yi:) Bereiten Sie alles vor!

OFFIZIER: Wo? Wann?

ARZT (zu Wan Yi, die ins Nebenzelt läuft): Bitte Wasser und Seife!
(Zu dem Offizier:) Hier. Jetzt. Lassen Sie bitte den Motor abschalten.

(Der Offizier zögert kurz, geht aber dann hinaus. Ebe er zurückkommt, hat das Motorgeräusch aufgehört.)

OFFIZIER: Verzeihung, Doktor, wie lange wird es dauern, bis . . . Ich habe . . .

ARZT: Selbstverständlich, Leutnant. Setzen Sie sich.

OFFIZIER: Ich habe Befehl, Sie heute dorthin . . . Die neue Sanitätsstation untersteht der Armee.

ARZT: Setzen Sie sich, Leutnant. *(Er drückt den Offizier auf das Feldbett nieder, setzt sich vor ihm auf eine Kiste, bietet ihm eine Zigarette an. Der Offizier lehnt ab. Der Arzt zündet sich selbst eine Zigarette an.)* Sie und ich und die Armee unterstehen der Regierung?

OFFIZIER: Natürlich.

ARZT: Die Regierung hat uns nach Tibet geschickt, damit wir helfen. *(Wan Yi kommt mit einem Waschbecken voll dampfenden Wassers, stellt es auf eine Kiste und legt Seife und Handtuch daneben. Der Arzt steht auf und beginnt sich gründlich und umständlich die Hände zu bürsten, während Wan Yi das Zelt aufräumt und zwischendurch nach den Ankommenden Ausschau hält.)*

ARZT: Über die Vordringlichkeit müssen wir allein entscheiden – von Fall zu Fall.

OFFIZIER: Wie lange dauert die Operation?

ARZT: Etwa eine Stunde.

OFFIZIER: Dann starten wir?

ARZT: Nein. In einer Woche, frühestens, wahrscheinlich erst in zwei.

OFFIZIER: Das heißt, daß die Station . . .

ARZT: Sie wird errichtet!

OFFIZIER: Ab November ist der Zugang zum Dreigletscher-Tal von Schnee blockiert. Vor dem Zelt warten sechs Mann mit einem Marschbefehl. Und der Lastzug . . .

ARZT: Ich habe einen Bleibbefehl.

OFFIZIER: Den Sie sich selbst ausstellen!

ARZT: Ja. In wenigen Minuten wird ein totkrankes Kind hereingebracht – ein Buddha nach dem Glauben der Tibeter. Soll es sterben?

OFFIZIER: Ich verstehe. Doch . . . können wir nicht nach dem Eingriff fahren? Den langen Verzug werde ich im Stab begründen müssen.

ARZT: Können Sie begründen, weshalb wir in diesem Hochland sind?

OFFIZIER: Ja.

ARZT: Gut.

WAN YI *(zum Leutnant)*: Ich werde die Station einrichten. *(Zum Arzt:)* Wu An wird mich vertreten. In vier Wochen bin ich zurück.

OFFIZIER: Oder erfroren. Dort oben sind nur ein paar Zelte mit

Soldaten. Ohne Verbindung. Der Weg zur Straße führt durch eine Schlucht und über den Gletscher. Das ist nichts für eine Frau.

WAN YI: Sie sollten weniger reden, Leutnant – und mehr Achtung vor den Frauen haben.

ARZT (*zu Wan Yi*): Haben Sie gut überlegt?

WAN YI: Ja.

ARZT: Entschlossen?

WAN YI: Ja.

ARZT: Dann nehmen Sie, Sie werden ihn brauchen! (*Er gibt ihr seinen Pelzmantel.*)

WAN YI (*nimmt den Pelz*): Und Sie werden frieren! (*Zu dem Offizier:*) Kommen Sie! Ich denke, es eilt! (*Sich plötzlich besinnend, zum Arzt:*) Die Operation! Sie brauchen mich doch!

ARZT (*zum Offizier*): Eine Stunde Aufschub, Leutnant...?

OFFIZIER: Ja. Aber...

WAN YI: Ich werde Wu An soviel wie möglich zeigen.

OFFIZIER (*zum Arzt*): Das Leben dieser jungen Frau steht auf dem Spiel, wissen Sie das, Doktor?

WAN YI (*zum Arzt*): Verzeihen Sie ihm, Genosse Tsung Tsen-mo.

ARZT: Wie alt sind Sie, Leutnant?

OFFIZIER: Sechszwanzig.

ARZT: Was steht auf dem Spiel, wenn das Kind in unseren Zelten stirbt? Ein Wink des Abts genügt, und die alte Finsternis verdunkelt wieder dieses Tal.

OFFIZIER: Das... Daran habe ich nicht gedacht.

WAN YI: Ich bringe meine Sachen auf den Wagen.

ARZT (*zu Wan Yi*): Ist alles vorbereitet?

WAN YI: Ja. (*Sie geht, den Pelz mitnehmend, ab.*)

OFFIZIER: Entschuldigen Sie, Genosse Tsung Tsen-mo.

ARZT: Sorgen Sie dafür, daß Wan Yi in vier Wochen abgeholt wird. Und bestimmen Sie einen Verantwortlichen auf der Station, der für das Mädchen bürgt!

OFFIZIER: Ich verspreche es Ihnen.

(*Pferdegetrappel. Stimmengewirr. Wu An und Lo Ssang tragen die Bahre mit dem kleinen Buddha herein. Wan Yi geht an der Seite und fühlt den Puls des Knaben. Der Offizier macht Platz. Wu An und Lo Ssang setzen die Bahre auf das Feldbett. Beide sind in Schweiß gebadet und ermattet. Der Arzt untersucht das Kind, hebt seine Lider, betastet kurz den Leib und tauscht mit Wan Yi einen Blick besorgten Einverständnisses. Diese holt rasch den Operationsmantel, das Becken mit den Gummihandschuhen und ein weißes Gesichtstuch. Während der Arzt den Mantel und die Hand-*

schube anzieht, bindet Wan Yi ihm das Tuch um Mund und Nase und setzt ihm die weiße Mütze auf.)

ARZT: Bitte, tragt ihn hinüber!

LO SSANG: Es geschieht gegen den Willen des Abts.

(Der Arzt fährt ruhig und ohne Unterbrechung in seinen Vorbereitungen fort.)

LO SSANG: Wenn das Kind in Euren Händen stirbt...

ARZT: In unseren Händen! Ihr werdet assistieren!

LO SSANG: Wenn der kleine Buddha stirbt, wird der Abt das Tal aufwiegen.

ARZT: Er darf nicht sterben. Wir vereinen unsere Kunst. Die Wundkräuter – habt Ihr sie mitgebracht?

LO SSANG: Hier sind sie. *(Legt einen Lederbeutel auf die Kiste.)* Wenn er lebt, wird Euch der Haß des Abts wie Euer Schatten folgen.

ARZT: Und wie ein Schatten nichts vermögen. Wascht Euch die Hände, gründlich! *(Zu Wu An:)* Du auch!

(Der Offizier und Wan Yi tragen die Bahre hinüber, während Wu An und Lo Ssang sich die Ärmel hochzukrempeln beginnen. Der Arzt begibt sich ins Operationszelt.)

12. Bild

Der zweite Auftrag

Spätnachmittag des nächsten Tages. Abtsaal (wie Bild 8). Der Abtsitz ist leer. Das durch die Maueröffnung hereinfallende Sonnenlicht teilt den Raum in Hell und Dunkel. In einer Ecke ist, schwitzend und zerzaust, den Hut unter dem Arm, Bo An zwischen zwei baumlange Polizeimönche gequetscht, deren Schultern durch sichtbare Auspolsterungen besonders breit wirken. Sie halten Bo An wie einen Delinquenten an den Armen und im Genick. Alle drei stehen unbeweglich.

BO AN *(nach einer Weile, leise):* Wird ... der Abt bald kommen?

1. POLIZEIMÖNCH: Halt's Maul!

BO AN: Ich schwör Euch, ich habe einen Auftrag ...

(2. Polizeimönch lacht.)

BO AN: Der Abt erwartet mich.

(1. und 2. Polizeimönch lachen.)

(Der Abt erscheint mit zwei Begleitern, die Öllampen tragen. Als er die Wartenden entdeckt, bleibt er stehen. Bo An will sich vor ihm auf die Knie werfen, wird aber durch die Griffe der Polizeimönche daran gebindert.)

ABT: Seid ihr ganz verblödet? Nehmt die Pfoten von meinem Gast!

(Die Polizeimönche lassen erschrocken Bo An los.)

1. POLIZEIMÖNCH (*stottert*): Er ... hat sich ... hat sich durch das verbotne Tor Eingang in die Klo ... Klosterstadt verschafft!

2. POLIZEIMÖNCH: Einen Auftrag will er haben, lügt er!

ABT (*zu Bo An*): Klug bist du, Bo An, und recht hast du gehandelt. (*Zu den Polizeimönchen*.) Schert euch auf eure Posten!

(*Die Polizeimönche wenden sich in geduckter Haltung dem Ausgang zu.*

Der Abt hält auf dem Weg zu seinem Sitz erneut inne.)

ABT (*zu den Polizeimönchen*): Daß ihr's wißt ... (*Die Polizeimönche bleiben stehen.*) ... und ich es euch nicht wiederholen muß: Dieser Mann ist ab heut kein Fronknecht mehr.

(*Bo An glaubt erst seinen Ohren nicht und fällt dann auf die Knie.*)

BO AN (*murmelt*): Wie soll ich Euch das danken, großer Lama?!

ABT: Steht auf! Ein freier Mann kniet nicht vor einem Abt! Setzt Euch zu mir! Hier bei den Göttern sind wir ungestört. (*Auf einen Wink des Abtes holen seine Begleiter aus dem Dunkel hinter dem Abtsitz zwei niedrige Hockpolster, die sie in rechtem Winkel zueinander vor dem Abtsitz anordnen. Der Abt läßt sich auf eines der Polster nieder und läßt mit einer Handbewegung Bo An ein, neben ihm Platz zu nehmen. Bo An zögert, nähert sich schließlich und schickt sich an, sich in den Hock-sitz zu Füßen des Abtes niederzulassen. Dieser zieht ihn aber auf das für ihn bestimmte Kissen, auf das sich Bo An schließlich niederläßt. Noch immer stehen die beiden Polizeimönche wie angewurzelt, mit offenem Mund, am Ausgang. Der Abt bemerkt sie, deutet auf die Polizeimönche, spricht zu Bo An*): Mit ihren offenen Mäulern hoffen sie, den Verstand zu fangen. (*Die zwei erschrockenen Polizeimönche schließen sich mit der Hand den Mund und eilen davon. Abt zu seinen Begleitern*.) Bringt Tee und laßt mich mit meinem Freund allein! (*Die beiden verschwinden, die Öllämpchen rechts und links vom Abtsitz stehenlassend. Kurz darauf erscheinen sie wieder. Der eine stellt ein zierliches Teetischlein mit zwei silbernen Teebechern und verschnörkelten Deckeln vor dem Abt und seinem Gast auf, der andere füllt aus einer silbernen Teekanne die Becher mit milchigem Tee. Abt zu Bo An*.) Trinkt! Euer Hemd ist naß. Seid Ihr auch hungrig? (*Bo An schüttelt den Kopf, trinkt aber gierig seinen Tee, nachdem der Abt ihn durch eigenes Nippen dazu ermächtigt hat. Der Abt klopft ungeduldig auf den Teetisch, ein Zeichen für einen seiner Begleiter, davonzu-eilen und sogleich mit einer Schale getrockneter Aprikosen und einer Schale bunter Karamels zurückzukehren. Der andere füllt den in einem Zug geleerten Teebecher Bo Ans auf. Dann ziehen sich die beiden Mönche rasch zurück. Bo An wischt sich mit dem Handrücken den Mund. Abt mit einer Geste auf das Konfekt*.) Nehmt!

BO AN (*schüttelt den Kopf*): Danke, Abt, ich bin nicht hungrig, danke.

Ihr tut mir zuviel Gutes an, zuviel. Ich hab mir's nicht verdient. Ich ... Es war alles wie verhext ... Ich denk, der Lama ist im Berg, und leg mich schlafen. Da kommt die Tochter nicht. Ich mach mich auf den Weg. Der Blitzgott hält mich auf. Wind und Eisgeschosse treiben mich zurück. Als der Himmel endlich aufspringt, erfahr ich ... zu spät ... der Lama hat ... vor zwei Nächten schon ...

ABT: ... Euren Sohn geraubt und ihn dem Fremden, dem Zauberer der Kinderfresser ausgeliefert.

BO AN: Ihr wißt? Was sagt Ihr: den Kinderfressern?

ABT: Ich sah die Gefahr, die Eurem Söhnchen droht, und wies Euch auf die Spur Lo Ssangs. Jedes Tal, in das die Fremden dringen, weint. Ich hätt's Euch gern erspart. Trinkt! *(Füllt Bo Ans Teebecher aus der auf dem Fußboden neben dem Abt abgestellten Teekanne.)*

BO AN *(trinkt nicht)*: Sprecht, Abt, bitte: Was geschieht mit meinem Sohn?

ABT: Faßt Euch! Ihr sollt Erbauung haben, die Euch das Los des Kindes tragen hilft. *(Der Abt nimmt aus seiner weiten Kutte ein Pergament und einen goldenen, türkisbesetzten Obrreif, den er Bo An mit Hilfe eines an dem Reif befestigten dunklen Bandes um die linke Ohrmuschel hängt. Dann entrollt er, absichtlich langsam, das Pergament und liest vor:)* „Die Ackererbschulden der Fronbauern Bo An, Ahnen, Kinder und Kindes-
kinder, auf den Gutsäckern und Weiden von Tsa Dodshi, Abt des Klosters
,Im Himmlischen Garten', in Höhe von 833 Silbermünzen sind mit Zins und Zinseszins am heutigen Tag, da der Abt Bo An aus seiner Fron entläßt, er-
lassen ...“ Das hier ist meine Unterschrift und das mein Siegel. Verwahrt es gut. *(Rollt das Pergament zusammen und überreicht es Bo An.)* Den Boden könnt Ihr, so Ihr wollt, in Pacht behalten.

(Bo An, von den sich überstürzenden Ereignissen verwirrt, nimmt das Pergament erst, als der Abt es ihm unter die Nase hält. Dann fällt er auf die Knie, um dem Abt gleichzeitig für die vielen Wohltaten zu danken und Auskunft über das Schicksal seines Sohnes zu erleben. Dabei stößt er an das Teetischchen. Die silbernen Teebecher klirren. Der Lärm ruft die beiden Mönchsdiener herbei. Doch auf ein ärgerliches Zeichen des Abtes verschwinden sie sofort wieder.)

BO AN: Verzeiht! Ewigen Dank! Bitte! Ich bin Euch tausend Jahr verpflichtet, Abt. Mein Sohn, was widerfährt ihm? Wo ist er jetzt? Sprecht! Ich will ihn holen! Die Götter werden mich ...

ABT: Kniet nicht! *(Zieht Bo An erneut auf seinen Sitz:)* Setzt Euch! Nur, weil Euer Leid mich brennt – ich hab wie Ihr ein Vaterherz: Eurem Sohn ist schon der Sinn geraubt. Er liegt im Zelt des fremden Zauberers, der sich als Arzt ausgibt ...

BO AN: Ein Zauberer, der Han-Arzt? Meine Tochter sagt, er heilt!

ABT: Ab und an kuriert er einen, zur Täuschung. E i n Köder, den er laufen läßt, bringt ihm zehn wohlgenährte Kinder ein. Doch erlaßt mir, Euch den Fortgang zu berichten . . .

BO AN: Sprecht, ich bitt Euch!

ABT: Ihr solltet Euch jetzt schonen.

BO AN: Ich fleh Euch an, Abt! Sprecht!

ABT: Wenn die Kinder ganz betäubt sind, schafft er sie heimlich fort, des Nachts, im Innern dieser fremden Räderkasten . . . (*Füllt seinen Becher, trinkt.*)

BO AN: Wohin verschleppt er sie, der Teufel, sagt's?!

ABT: Es geht über meine Kraft, die blutige Wahrheit vor Euch auszusprechen, leidgeprüfter Vater!

BO AN: Sagt's!

ABT: Er schickt sie in die großen Städte seines Landes. Tibeterkinder sind dort hochbezahlte Leckerbissen!

BO AN: Ein Schwert! Ich werd den Schlächter töten und meinen Sohn erretten! Befehlt es, Abt!

ABT: Ich kann Euch nichts befehlen, Freund. Ihr seid ein freier Mann ab heut.

BO AN: Dann tu ich's ohne Auftrag!

ABT: Besinnt Euch doch, Bo An!

BO AN: Da ist nichts zu besinnen. Nur ein Schwert erbitt ich mir von Euch; mein Spieß ist in der Hütte.

ABT: Ich kann Euch keine Waffe geben. Ich bin ein Abt und achte selbst das Leben meiner Feinde.

BO AN: Ich bin kein Mönch, die Götter werden meine Tat verstehn.

ABT: Das läßt sich leicht erkunden. Der Gott des Seelenfriedens bewahrt seit tausend Regenzeiten ein scharfes Schwert im Marmorschrein zu seinen Füßen. (*Deutet auf die Götterstatue hinter dem Abtsitz.*) Wer es ihm zu böser Tat entreißen will, den tötet er. Billigt er die Tat, läßt der Stein sich öffnen.

BO AN: Ich will's sogleich versuchen. (*Geht auf die Götterstatue zu.*)

ABT (*erhebt sich*): Nehmt Euch in acht. Er hat noch stets getötet.

BO AN: Ist meine Absicht schlecht, dann soll er's tun! (*Tritt vor die Statue.*)

ABT: Ich warne Euch, er tötet schnell.

BO AN (*zur Statue, in demütiger Haltung*): Leih einem Vater zu gerechtem Streich das Schwert. Ich leg es nach der Tat an seinen Ort zurück . . .

ABT (*nach einer Pause*): Ein Wunder! Er hat Euch nicht getötet! (*Bo An kniet zu Füßen der Statue nieder und zieht mit aller Kraft an dem Vorder-*

teil des marmornen Sockels. Nach mehrmaligem Ziehen gelingt es ihm, den Schrein zu öffnen. Ehrfürchtig nimmt er ein kräftiges tibetisches Schwert heraus, zieht es aus der silberbeschlagenen Scheide und zeigt es stolz dem Abt, der vor dem Anblick der Waffe zurückweicht.) Wenn sich ein Gott auf solche Art für Eure Tat erklärt, müssen die Ängste eines kleinen Abtes schweigen. (Bo An steckt das Schwert in die Scheide zurück und will es auf den Rücken gürten. Der Abt macht ihm ein Zeichen, es zu verstecken.) Nicht so! Verbergt es! Der „Himmlische Garten“ – hat zu viele Gaffer.

(Bo An steckt das Schwert senkrecht zwischen Hüfte und Achsel und verdeckt es mit Hose und Hemd. Dann verneigt er sich vor dem Abt.)

BO AN: Mein Herz ist voller Unruh; ich will eilen, bei Tagbeginn am Fluß zu sein. Ich danke dem Gott des Seelenfriedens und Euch, Abt. (Bewegt sich rückwärts zum Ausgang.)

ABT: Er möge Euch beschützen, Euch und Euren Sohn – und Eure Zunge schweigen lehren! Ein Rat noch: Laßt Euch mit dem Fremden nicht auf Wortgefechte ein; er versteht es, Ahnungslose zu umgarnen.

(Bo An geht nach einer nochmaligen Verbeugung ab. Der Abt bleibt einen Augenblick stehen, dann geht er rasch auf den Abtsitz zu, nimmt eine dort hängende silberne Glocke und klingelt kurz und kräftig. Das krumme Mönchlein erscheint, nach ihm die beiden Begleiter des Abtes, die die Öllämpchen aufnehmen und sich schweigend neben dem Abtsitz aufstellen. Das Mönchlein tritt aufgeregt an den Abt heran.)

ABT: Ist mein Schwager angekommen?

MÖNCHLEIN: Er ist ungehalten, daß Ihr ihn warten laßt, er tritt nach uns und nennt uns Darmgewürm.

ABT: Bring ihn zu mir!

(Das Mönchlein geht eilig ab.)

13. Bild

Der Buddha des Mao Tse-tung

Am folgenden Morgen bei Sonnenaufgang vor dem weißen Zelt des Han-Arztes. An der Seite lagern wartende Patienten, zu denen sich später mehr gesellen: Mönche, leibeigene Männer und Frauen, Hirten, auch zwei oder drei Vornehme. Unter ihnen ist auch der Fronbauer (aus Bild 4). Alle beschäftigen sich: die Mönche mit Abbeten ihres Rosenkranzes, die anderen mit Essen, gedämpfter Unterhaltung und dem Austausch von mitgeführten Waren. Sie lauschen nicht auf das in der entgegengesetzten Ecke halblaut geführte Gespräch zwischen dem Han-Arzt und dem Schwager. Dieser hält den Arzt, der es eilig hat, zu seinen Konsultationen ins Zelt zurückzukehren, immer wieder am Ärmel fest.

SCHWAGER: Er ist also geheilt, der kleine Buddha?

ARZT: Ich sagte es bereits.

SCHWAGER: Endgültig?

ARZT: Ja. Verzeiht – ich muß zu meinen Kranken.

SCHWAGER: Ein Rückfall ist nicht möglich?

ARZT: Unwahrscheinlich.

SCHWAGER: So daß er bald zurück ins Kloster . . .

ARZT: In zehn Tagen oder zwölf. (*Er will gehen, wird aber erneut von dem Schwager zurückgehalten.*) Wan Yi ist in den Bergen. Ich bin . . .

SCHWAGER: Dafür hat Lo Ssang den Berg verlassen. Kein schlechter Zuwachs, denk ich, wie?

ARZT: Ein ausgezeichnete. Doch seht, wie viele warten. (*Er deutet auf die Gruppe der Wartenden.*)

SCHWAGER: Sie sind's gewohnt! Warten ist in Tibet Gnade. Zwar nicht für mich – zu kalter Stunde aus dem Bett zu krauchen ist nicht mein Fall. Hört also zu! (*Am Obr des Arztes, den er zur Seite führt.*) Ich hatte einen üblen Traum . . .

ARZT: Wollt Ihr mir später nicht, beim Tee . . .?

SCHWAGER: Nach Eurem Tod beim Leichentee? Vielleicht wär's klug, ihn vorher anzuhören! Ein Dämon spricht zu mir – im Traum; er will zu einem Schurkenstreich mich überreden. Ich sage: nein. Drauf er: „Ich verpfände dir im Gegenzug für deinen Sohn den Gottgeist eines Knaben, der im Sterben liegt!“ Eigensüchtig, wie ich bin – im Traum! –, sag ich: Ja. Das Kind stirbt nicht – im Traum! Der Dämon tobt und schwört dem, der es ihm entriß, den Tod – in meinem Traum! Ein übler, aber interessanter Traum! Geht nun Euren Geschäften nach . . .

(*Der Schwager entfernt sich nach einem unzeremoniellen Gruß in Richtung auf die Gruppe der Wartenden. Der Arzt zögert einen Augenblick, dann begibt er sich langsam zum Zelteingang.*)

ARZT: Ich weiß Euren „Traum“ zu schätzen! (*Ab ins Zelt.*)

(*Wu An, in weißem Mantel, zwei leere Eimer tragend, verläßt im gleichen Augenblick singend das Zelt, um Wasser vom Fluß zu holen. Die Wartenden blicken der Vorübergehenden nach und lauschen ihrem Lied.*)

WU AN (*singt*):

Wo dehnt sich Weite – wie bei uns?

Wo steigen Berge – wie bei uns?

Wo spannt zum Himmel Hochland sich

Zum blauen Himmel, an dem die weißen Wolken fliehn

Und den die klaren Flüsse spiegeln –

Wo anders als bei uns?

(Einige Patienten summen mit. Wu An geht hinunter zum Fluß. Als Wu Ans Stimme verklungen ist, kommt Bewegung unter die Wartenden, zu denen sich auch der Schwager gesellt hat. Als erster entdeckt der Fronbauer den aus entgegengesetzter Richtung ankommenden Bo An, der das Schwert sichtbar auf dem Rücken trägt.)

FRONBAUER *(während Bo An erscheint, lachend zu den Leibeigenen):* Die Läuse haben seinen Stolz gebrochen! *(Zu Bo An:)* Oder treibt das Reißen dich zum Medizinmann? *(Nach einem Zeichen zu den Leibeigenen:)* Oder ... hast du dich am Hunger überfressen? *(Alle Wartenden – außer den Vornehmen – lachen, während Bo An langsam auf den Zelteingang zugeht.)* He! Du bist nicht an der Reih! Komm hierher, warten!
(Lo Ssang schlägt die den Zelteingang verhängenden Planen zurück. Er trägt einen weißen Arztmantel über seiner Kutte.)

LO SSANG *(mit zum Schalltrichter geformten Händen):* Wu An! Das Wasser! *(Er bemerkt Bo An.)* Ah, Bo An! Ihr kommt, Euren Sohn zu sehn?
(Bo An prallt zunächst vor Lo Ssang zurück, bleibt dann stehen.)

WU AN *(unsichtbar):* Ich komme!

BO AN: Ja! Und den Entführer!

(Die Wartenden werden aufmerksam.)

FRONBAUER *(zu den Wartenden):* Was? Sein Sohn ist hier?

LO SSANG *(zu Bo An):* Ich muß Euch mißverstanden haben?

BO AN: Gebt den Eingang frei! Wo ist mein Sohn? Wo ist der fremde Zauberer?

(Die Wartenden schrecken aus ihren Hock- und Sitzstellungen hoch, einige Gebrechliche recken sich nur. Wu An erscheint mit den gefüllten Wassereimern; sie erschrickt, als sie ihren Vater bemerkt.)

WU AN: Vater! Das Schwert – es ist nicht d e i n e Waffe! *(Sie stellt die Wassereimer ab.)*

LO SSANG: „Zauberer?“ „Schwert?“ Was redet ihr?!

BO AN: Macht den Weg frei! Eure Kutte hält mich nicht auf! *(Er greift mit einer Hand nach dem Schwert, dessen Griff hinter seinem Nacken hervorragt.)*

WU AN *(eilt auf Bo An zu):* Vater!

(Auch Lo Ssang will sich Bo An freundschaftlich nähern.)

BO AN: Zurück!

(Beide bleiben erschrocken stehen. Durch den Lärm und das Fernbleiben Lo Ssang und Wu Ans aufmerksam geworden, tritt Dr. Tsung Tsen-mo aus dem Zelt.)

ARZT: Was gibt's?

BO AN *(noch immer die Hand am Schwertgriff, weicht einen Schritt zurück):* Kinderfresser! Wo ist mein Sohn?

DIE WARTENDEN (*halb ungläubig, halb verängstigt*): „Kinderfresser“? Ein „Kinderfresser“ ist der Han-Arzt?

(*Wu An, abnend, was folgt, stürzt in das Zelt, um das Feldbett mit ihrem genesenden Bruder herauszuziehen.*)

LO SSANG: Bo An, kommt zur Vernunft!

ARZT: Ihr seid Bo An?

BO AN: Der Vater des kleinen Buddha!

ARZT: Kommt! Ich führ Euch zu Eurem Sohn. Er ist geheilt; bald kann er Euch besuchen.

(*Dr. Tsung Tsen-mo wendet Bo An, trotz dessen drohender Haltung, den Rücken zu und schickt sich an, ins Zelt voranzugehen. In diesem Augenblick greift Bo An auch mit der zweiten Hand nach dem Schwertgriff, zieht die Waffe aus der Scheide und will dem Arzt von hinten den Schädel spalten. Lo Ssang springt in letzter Sekunde dazwischen. Er stemmt sich mit seiner ganzen Kraft gegen die beiden zum Streich erhobenen Arme Bo Ans.*)

LO SSANG: Seid Ihr von Sinnen? Er ist ein Mensch!

FRONBAUER: Medizinmann! Wehrt Euch!

(*Dr. Tsung Tsen-mo fährt herum, wobei, durch die plötzliche Bewegung, seine Armeepistole aus ihrer unter dem Arztmantel verborgenen Tasche geschleudert wird und zu Boden fällt.*)

ARZT (*bückt sich ohne Hast nach der Waffe und steckt sie wieder ein*): Gegen wen?

WU AN (*das Feldbett mit ihrem Bruder aus dem Zelt zerrend, zum Vater*): Hier ist dein Sohn! Der Buddha des Mao Tse-tung hat ihn gerettet!

DER KNABE (*sich etwas aufrichtend, leise*): Vater!

(*Bo An läßt langsam die Arme sinken. Wie betäubt geht er zu dem Feldbett, läßt dort die Waffe aus der Hand gleiten und kniet neben dem Kind nieder; den Kopf vergräbt er in die Falten der Decke. Die Umstehenden, zahlreicher geworden, kommen näher.*)

SCHWAGER: Ihr hattet eine Waffe! Und zogt sie nicht?

ARZT: Waffen gelten dem Feind.

SCHWAGER: Und dieser ist ein „Freund“?

ARZT: Ja.

SCHWAGER: Der Euch um ein Haar erschlagen hätte.

ARZT: Und sich und Euch dazu! Ihr wißt, daß dieser Bauer redlich ist, daß ein Verborgner ihm den Arm geführt.

SCHWAGER: Das Warum macht den Toten nicht lebendig! Ihr läget jetzt im Blut und könntet niemand überzeugen!

ARZT: Hätte ihn ein Schuß von unserer Freundschaft überzeugt?

(*Wieder gerät Bewegung unter die Wartenden.*)

FRONBAUER: Der Abt kommt.

(Alle treten ehrfürchtig zurück. Wu An bleibt am Bett des kleinen Buddha, wo noch immer Bo An kniet. Lo Ssang und der Arzt stehen am Zelteingang. Der Schwager des Abtes tritt ein wenig zurück und hält sich in der ersten Reihe der anderen. Der Abt, barhäuptig, nähert sich dem Zelt, umgeben von seinen beiden ständigen Begleitern, dem Mönchlein, einem bärtigen hohen Lama und drei Polizeimönchen (von denen zwei die aus Bild 12 sind). Die meisten der Wartenden verneigen sich tief beim Anblick des Abtes. Lo Ssang, der Arzt und der Schwager des Abtes verneigen sich gemessen. Der Abt erwidert würdevoll den Gruß aller. Einige Sekunden lang steht er unbeweglich da und betrachtet die Szene. Dann macht er dem Mönchlein ein ungeduldiges Zeichen, ihm ein Begrüßungstuch zu geben. Das erste schleudert er dem verschüchterten Mönchlein ärgerlich in die unsicher herumfuchtelnden Hände. Schließlich kramt das Mönchlein das richtige Tuch, ein etwa zwei Meter langes und etwa fünfunddreißig Zentimeter breites weißes Seidentuch, mit kurzen Fransen an beiden Enden, aus den Falten seiner Kutte und reicht es dem Abt. Dieser flüstert dem Mönchlein rasch einen Befehl ins Ohr. Das Mönchlein winkt einen der Begleiter und einen Polizeimönch herbei und hastet mit ihnen zu den unweit stehenden Pferden davon. Der Abt breitet das Tuch über seine vorgestreckten Arme und bewegt sich auf Dr. Tsung Tsen-mo zu. Alle verfolgen die Szene schweigend und aufmerksam. Nur Wu An ist ins Zelt geeilt. Sie erscheint wieder, als sich der Abt gerade vor dem Arzt verneigt. Sie schiebt dem Arzt geschickt ein zusammengefaltetes weißes Tuch in die Hand und zieht sich rasch zu ihrem Bruder zurück. Bo An hebt langsam den Kopf und blickt von nun an unverwandt auf den Abt. Der überreicht jetzt dem Arzt auf vorgestreckten Armen die Hata.)

ABT: Ihr also seid der Weise, dem die Herzen des Hochlands sich öffnen. Selbst in die felsige Öde unseres Tempels „Im Himmlischen Garten“ dringt Euer Ruhm, Meister.

ARZT *(legt dem Abt die eigene Hata über die Arme)*: Ich bin nichts als ein Arzt aus dem Han-Volk. Euer Besuch ist mir Freude und Ehre.

ABT: Der Anlaß meines Kommens ist der Dank, den wir Euch schulden für die Heilung eines Gottes. Den kleinen Buddha, so ich sehe *(blickt zum Feldbett)*, hat Eure Kunst vom Tod bewahrt.

ARZT: Wir haben ihn, Lo Ssang und ich, in letzter Stunde operiert. Und hatten Glück.

(Inzwischen hat sich das Mönchlein mit seinen zwei Begleitern und fünf wertvollen, bunten, handgewebten tibetischen Wollteppichen neben dem Abt eingefunden. Der überreicht sie einzeln dem Arzt.)

ABT: Erlaubt mir dies beschämend ärmliche Geschenk als Zeichen meiner Huld.

ARZT: Das größte Glück für uns Chinesen ist das Vertrauen unserer Brüder. Als solches seh ich Eure Gabe an.

(Während dieses Dialogs hat sich Bo An erhoben, das Schwert vom Fußboden aufgenommen, es wie eine Hata auf die vorgestreckten Arme gelegt und sich langsam genähert. Jetzt steht er unmittelbar neben dem Abt, der nicht mehr umbin kann, ihn zu bemerken.)

BO AN: Bitte, Abt, bringt dem Gott sein Schwert zurück.

ABT *(weicht einen Schritt zurück)*: Ich? Das Schwert? Was sollt ein Abt mit einer Waffe? Wu An! Kümmre dich um deinen Vater. Mir scheint, daß er im Kopf nicht recht...

(Bo An umspannt mit gemessener Bewegung den Griff seines Schwertes. Der Abt und die Mönche, während einer Sekunde erschrocken, weichen zurück. Langsam schiebt Bo An das Schwert in die Scheide auf seinem Rücken und tritt zu der Gruppe wartender Bauern und Hirten, wo ihn der Fronbauer als erster empfängt. Am Schluß befinden sich der Arzt, Lo Ssang, Wu An, Bo An, der kleine Buddha, der Schwager und die Wartenden in einer Gruppe.)

GEDENKBLÄTTER FÜR MAX SCHROEDER

Nun hat uns auch Max Schroeder allein gelassen. Wieder ist einer aus der „alten Garde“ für immer gegangen. Vieles ist, viele sind durch seinen Tod verwaist. Als marxistischer Publizist, Literatur- und Kunstkritiker von Format hat er, ein selten musischer Mensch durch und durch, die progressive deutsche Literatur der letzten zwanzig Jahre wie kaum einer aus seiner Profession durch Rat und Tat fördernd begleitet. Über ein Jahrzehnt war er Cheflektor des größten belletristischen Verlages unserer Republik.

In einem der Nachrufe, die die Tagespresse Max Schroeder gewidmet hat, war zu lesen, er habe die gerade erschienene Sammlung seiner kritischen Publizistik, „Von hier und heute aus“, nicht mehr sehen können. Das wäre schmerzlich gewesen, und gar kein kleiner Schmerz in der großen Trauer um diesen Verlust. Nein, als die Freunde und Mitarbeiter die böse Nachricht aufgenommen hatten, sagte mehr als einer: „Wie gut, daß er sein Buch noch gesehen hat.“ Am Sonnabend vor seinem Ableben, am Sonnabend vor diesem 14. Januar, hat er es in den gar nicht mehr kräftigen, knochen-mageren Händen gehalten, durch die, als sie noch festhalten konnten, Hunderte von Manuskripten gegangen waren, um zu Büchern zu werden.

Das war nun sein Buch, Niederschlag eines kleinen, aber bedeutenden Teils seines Wirkens, Max Schroeders einzige Buchveröffentlichung, dieser Band mit der für seinen Autor so charakteristischen langen Entstehungsgeschichte. Da lag nun das vom Kranken natürlicherweise mit immer größerer Ungeduld erwartete Geisteskind endlich auf dem Bett, in dem Umschlagkleid, auf das er sich kapriziert, das er ein paar Monate zuvor im Krankenzimmer der Bucher Klinik mit noch sicheren Strichen entworfen hatte, diese lebenden Buchstaben des Hier und Heute: Werft und Fabrik zeigend, den Dresdener Zwinger und das Lübecker Holstentor, die Berliner Nationalgalerie und das kahle, vierstöckige Haus des Aufbau-Verlages.

Einer der Besucher an diesem Sonnabend war Gustav Seitz, der rasch ein paar Skizzen zeichnete. – Auch wer Max Schroeder während der langen Krankheit gesehen hat, stellt es sich schwer vor: Ein Häuflein Mensch, abgemagert, geschwächt bis ins letzte, unheilbar krank – der Geist aber wie je auf der Höhe im Urteilen, Wägen, Raten, anregend wie je, von Ideen sprü-

hend wie je, sprühend in dieser verhaltenen, kargen Art des Sich-Mitteilens durch klar durchdachte, Genaues aussagende, oft druckreife Sätze. Ja, so wie Gustav Seitz ihn sah, werden wir Max Schroeder im Gedächtnis halten können. Wir erkennen ihn – obwohl von der Krankheit gezeichnet, ist er der alte: scharfgeschnitten; hager; die Brille, dieses ewig rutschende, ewig durch den Ruck mit dem Zeigefinger hochgeschobene Etwas, auf der Nase; das schütterte Haar ein wenig zerzaust; die hohe, kantige, kluge Stirn.

Max Schroeder war ein Publizist, wie er im Buche steht. Mit dem Beruf des Redakteurs durch lange Jahre hindurch eng vertraut, schrieb er, mit einem Artikel spät dran, genau „nach Maß“, genau die Seiten, die er – wenn etwa der „Aufbau“ bereits im Umbruch stand – freizuhalten gebeten hatte. Das war keine Sache der Routine. Er wußte genau, was er zu sagen hatte, und wußte somit auch vorher, auf welchem Raum. Und wenn er stets kurz schrieb und knapp, dann nicht deshalb, weil er die übliche Raumknappheit der Zeitungen und Wochenschriften gewöhnt war. Auch wenn man ihm Platz genug bot, sagte er das Wesentliche, seine Gedanken, seine Einschätzung auf unverhältnismäßig wenigen Seiten mit einer verblüffenden Treffsicherheit und Präzision. Dieser Typ des Publizisten ist leider sehr rar geworden. Von ihm könnten nicht nur die jüngeren Berufskollegen viel, sehr viel lernen, denn wie souverän muß man seine Materie beherrschen, damit man das Notwendige in Zeilen, nicht Seiten sagen kann. Man lese, pars pro toto, nur eine Rezension des Jahres 1954 nach, wie Max Schroeder auf ganzen dreieinhalb Seiten Thomas Manns damals gerade erschienene, viel umstrittene Erzählung „Die Betrogene“ deutete, wertete, in das Gesamtwerk eingliederte und noch Gelegenheit fand, gegen einen „entrüsteten“ Kritiker zu polemisieren.

Der Form maß er große Bedeutung bei. Im Geleitwort seines Buches heißt es: „Zu meiner Vorstellung von Publizistik gehört eine knappe, aktive, uneintönige Form, die fesselt und festhält.“ Doch sind die Kennzeichen seiner publizistischen Arbeit inhaltlich, von der Sache her bedingt. Max Schroeder definierte so: „Publizistik bedarf wissenschaftlich vertretbarer Anschauungen, doch ist der publizistische Beitrag keine wissenschaftliche Abhandlung. In meinen Arbeiten bekenne ich mich zum Marxismus-Leninismus, von dem sie genährt sind, aber sie wollen nicht als marxistische Forschungen betrachtet werden. Publizistik erhält ihre Grundrisse von der Wissenschaft und gibt ihr Anregungen zurück.“

Er ging vom aktuell Notwendigen aus und schrieb bewußt für den Tag. Jahrelang war er ständiger Theaterkritiker, erst des „Neuen Deutschland“, dann des „Sonntag“. Nie scheute er sich, am „kleinen Teil“ einer Zeitschrift mitzuarbeiten. Der Kritiker wollte wirken durch sein Werturteil, durch seinen genau fixierten Standpunkt und wollte einwirken auf Leser oder Zu-

schauer, Autor oder Schauspieler. Dem Leser wollte er den Zugang erleichtern, dem Schauspieler die Interpretation; den Autor, vor allem den noch unbekannten, unsicheren, wollte er zu höherer Einsicht bringen. Dem Neuen, Zukunftsträchtigen zum Durchbruch zu verhelfen, war Max Schroeder eine Selbstverständlichkeit.

Musterbeispiele des Einwirken-Wollens sind seine Vorworte zu den Ausgaben der „Deutschen Volksbibliothek“ des Aufbau-Verlages. Es war seine Idee, diesen billigen, wirklich volkstümlichen Publikationen guter und großer Literatur maximal zwei Druckseiten umfassende Geleitworte voranzustellen, die den Leser an das Problem, an das Thema des Buches heranzuführen und ihm den Schlüssel besseren Verständnisses in die Hand geben sollten. Er hat etwa ein Dutzend der überaus schwierig zu schreibenden, zuerst anonym erschienenen Vorworte verfaßt und damit für den speziellen Zweck fast unerreichte Muster. (In sein Buch aufgenommen hat er nur zwei dieser Studien von auch eigenständigem Wert, die zu Brechts „Hundert Gedichten“ und die zu Heinrich Manns „Professor Unrat“. Die anderen schienen ihm wohl allzu zweckgebunden, er hatte sie nur für den einen Tag bestimmt.) Und sicher kann man behaupten, daß Max Schroeder auch deshalb ein Meister der gehaltvollen Kürze wurde, weil ihm beim Schreiben *der* Leser vor Augen war, dem er etwas sagen und von dem er gelesen werden wollte.

In dieser Anschauung von Wirken und Wirkung muß man wohl die Ursache dafür suchen, daß Max Schroeder die Vorschläge, die besten seiner Arbeiten in einem Band zusammenzufassen, erst einmal überhörte. (Er blieb im Grunde auch dann ein Gegner des im Schwange befindlichen Brauchs, aus zwei Dutzend zufälliger Arbeiten ein Buch zu machen, wenn er die Nützlichkeit des Unternehmens einsah und solch einen Band eines Kollegen zur Herausgabe annahm. Denn immer fehlte ihm die thematische Linie, die Komposition, die runde, geschlossene Aussage.) Und er war sicher der einzige Autor nicht nur seines Verlages, den man förmlich überreden mußte, den Plan einer solchen Auswahl aus seiner eigenen Publizistik doch noch zu akzeptieren.

Die Arbeit hat er sich dann nicht leicht gemacht. Ohne auch nur in einem Fall sein Urteil anzutasten oder antasten zu müssen, hat er, größtenteils auf dem Krankenlager, als sein strengster Kritiker ausgewählt und wieder verworfen, gegliedert und neu gegliedert, bis er glaubte, dem Band – von dem von vornherein nur der programmatische Titel feststand – sein Imprimatur geben zu können.

Die Spanne an Themen ist groß. Literatur- und Theaterkritik steht neben Artikeln zur bildenden Kunst, zu allgemeinen kulturpolitischen Fragen, Aufsätze zu Werken des Erbes neben einem Kapitel „Erinnerungen“. Im Mittelpunkt findet sich der geliebte Brecht und das „Doppelgestirn“ Heinrich

und Thomas Mann, und zur richtigen Einschätzung Brechts und eben des Doppelgestirns der Gebrüder Mann hat Max Schroeder entscheidend beigetragen.

Die Kontinuität des Standpunktes in der Interpretation realistischer und sozialistischer Kunst gegen vulgäre Inhaltsdeutung und ästhetische Unverbindlichkeit und das stete Bemühen um die Anwendung des Marxismus-Leninismus geben dem Buch die bleibende Bedeutung. Der Versuch, die inneren Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Künsten herauszufinden, ohne die jeweilige Eigengesetzlichkeit zu beeinträchtigen, verleiht der Sammlung die besondere Note. Da sind Anregungen auszuwerten. Da findet sich vieles, an das anzuknüpfen wäre.

Max Schroeders publizistische Tätigkeit ist durch die Verleihung des Lessing-Preises, der öffentlichen Auszeichnung, die er zu Lebzeiten entgegennehmen konnte, anerkannt und geehrt worden. Ein Preis, der Lessings Namen trägt, einem Kritiker verliehen, dem Humanismus und Sozialismus Synonyme waren, das hat einen guten, tiefen Sinn.

Max Schroeders Wissen war ungewöhnlich. Es gab kein Gebiet der Künste, auf dem er sich nicht zu Hause fühlen konnte. Kunsthistoriker war er von Profession. Umfang seines Verständnisses und Geschmacks weisen die zwölf „Jahresweiser durch alte und neue Kunst“ aus, die er für den Aufbau-Verlag zusammengestellt hat. Die deutsche und ausländische Weltliteratur vor allem des letzten halben Jahrhunderts hatte er jederzeit parat. Der Theaterkritiker bewies genaue Kenntnis auch all dessen, was hinter den Kulissen spielt. Die Geschichte des Films hatte er im Kopf. Geschichte und Theorie der Künste überhaupt beherrschte er ohne Zettelkasten. Über musikalische Fragen hat er zwar nie geschrieben, doch konnte der leidenschaftliche Liebhaber und Kenner der Musik jedes Fachgespräch mit einem Komponisten oder Musikwissenschaftler bestehen. Ihn die „Zehnte“ von Schostakowitsch und ihre deutsche Erstaufführung unter Konwitschny interpretieren zu hören, war ein Genuß.

Entsprechend ungewöhnlich war sein Gedächtnis – ein lebendes Lexikon der zwanziger bis vierziger Jahre auch in Politika, in Parteigeschichte. Worüber auch immer gesprochen wurde, er hatte seine genaue Meinung und Anregung, Hinweise zur Hand. In seinem Fach, besser: in seinen Fächern, wußte er aus dem Kopf, wo wann was erschienen war und wer wann wie worüber geschrieben hatte. Von Inszenierungen, die Jahrzehnte zurücklagen, konnte er Einzelheiten, sagen wir, über die Dekoration erzählen, als habe er das Stück am Tag zuvor gesehen. Die Toscanini-Konzerte seiner New-Yorker Zeit waren ihm im geringsten Detail fest und genau gegenwärtig. Werke der bildenden Kunst, die er kannte, ehe der Krieg sie zerstören konnte, beschrieb er mit großer Plastizität.

In Gespräch und Diskussion war er so undogmatisch wie zurückhaltend, nicht die Spur eines Intellektuellen im Sinne des auch ungewollt Überheblichen. Unter Auguren konnte er – bei Mokka und Cognac, Zigarette an Zigarette anzündend mit den nikotinbraunen Fingern – stundenlang fachsimpeln, den Jargon des Berufs nicht scheuend bei aller Akkuratess des Ausdrucks und einer gepflegten, bilderreichen Sprache. Aber ebenso erklärte er im Kreis seiner Parteiorganisation das schwierigste Problem für jedermann verständlich.

Die Gleichmäßigkeit seiner Ruhe und Besonnenheit war sprichwörtlich. Wirklich erregen konnte er sich nur über die Dummheit. Am meisten gehaßt hat er wohl die Renegaten. Ärgern konnte er sich vor allem über die kleinen Unzulänglichkeiten des Alltags, die nicht hätten sein brauchen. Manchem unverständigen Brief- und Manuskriptschreiber, der vergaß, daß man das Farbband der Schreibmaschine ab und zu erneuern muß, hat er ein sarkastisches P. S. unter die Antwort gesetzt. Ihm unnötige Strapazierung der ohnehin schlechten Augen zuzumuten! Was ist denn ein Lektor, Leser aus Profession und Neigung, dem das Lesen schwer gemacht wird.

Zum Cheflektor eines großen belletristischen Verlages war Max Schroeder prädestiniert. Er verfügte über das Wissen, das Gedächtnis, die Besonnenheit. Er hatte den sicher seltenen Ehrgeiz, diese komplizierte, aufopferungsvolle Arbeit mit Engelsgeduld in tiefster Anonymität zu leisten, ganz zurückzutreten hinter dem Dienst am Manuskript, das ein Buch werden sollte. Er verfügte über die notwendige Arbeitsintensität, die Urteilskraft, das Verantwortungsbewußtsein. Er hatte die übergroße Liebe zur Sache. Kenntnis stützte den Geschmack und das musische Empfinden die politische Einschätzung. Der Gedanke saß ihm tief in Fleisch und Blut: Man muß die nützliche und notwendige Literatur den Tausenden Lesern so darbieten, daß das Lesen zur Erkenntnis verhilft und hilft, den Menschen und die Welt zu verändern, aber auch hilft, sich zu entspannen, Kraft zu schöpfen, naive Freude an der Kunst zu finden. Und in einem sozialistischen Staat mit Riesenmassen von Lesern, denen sich erstmals die Gelegenheit bietet, die alten Bildungsprivilegien zu überrennen, hat der Lektor, der Verleger eine größere Verantwortung denn je.

Max Schroeder irrte sich selten in seinem Urteil. Auch aus einem Gutachten ersah er, was es mit einem Manuskript so auf sich hatte. Auch eine Übersetzung aus einer Sprache, die er nicht beherrschte, kritisierte er genau an ihren wunden Punkten. Er war der Lektor par excellence. Übersetzer und Schriftsteller verdanken seiner unermüdlichen Arbeit am Manuskript, seinem Rat, seiner Hilfe unendlich viel. Autoren wie Becher und Brecht, Seghers und Zweig, Wolf und Bredel und Uhse, viele andere, waren ihm als einem

„Mentor“ und „Mäzen“ in echtem Dank freundschaftlich verbunden. Viele der Jungen nannten ihn ihren Lehrmeister. Bis in die letzte Einzelheit konnte er ihnen in einem Gedicht, einer Novelle, einem Romankapitel die „faulen Stellen“ ankreiden. Autoren wie Fühmann, Gloger, Wiens, Berger, Deicke hat er „entdeckt“. Er war immer bemüht, die große Lücke, die Faschismus und Krieg in die potentiellen Talente der jüngeren Generationen gerissen hatte, die Lücke in der Folge, im Anschluß an die weltbekannten Autoren und die Exilliteratur durch besonders liebevolle Aufmerksamkeit, besonders intensive Förderung der Jungen soweit wie irgendmöglich zu schließen. – Unter Berufskollegen und Autoren war sein Name berühmt. Viele weltbekannte Schriftsteller, auch des Auslands, nannten ihn ihren Freund. Im Kreis der Fachleute war seine stille Arbeit alles andere als anonym.

Hunderte von Büchern sind durch Max Schroeders Hände gegangen. Sein Hauptverdienst als Verleger ist es, die große deutsche Literatur des Exils in relativ wenigen Jahren auch den Lesern erschlossen zu haben, für die sie unter fremdem Himmel vornehmlich geschrieben worden war. Und er hat das Buch vom Alpha bis zum Omega begleitet: vom Manuskript über den Druck, die Ausstattung, die ökonomischen Fragen, die Werbung und den Vertrieb bis hin zur Aufnahme durch Kritik und Leser. An einem Klappentext konnte er stundenlang herumfeilen. Diskussionen mit ihm über einen Einband-, einen Schutzumschlagentwurf machte den Graphikern oft zu schaffen. Ein schlecht gedrucktes Buch bereitete ihm ebenso eine schlaflose Nacht wie der mangelnde Absatz eines gehaltvollen Werks. Max Schroeder war ein Bibliophile und ein Bibliomane.

Er war schließlich, aber nicht zuletzt, ein Lehrmeister seiner Lektoren. Wer durch seine Schule gegangen ist, hat ein gut Teil seiner Art der Arbeit aufgenommen, im Urteilen, im Redigieren, in der Akribie, als musischer wie politischer Mensch. Er begann die Arbeit mit ein paar jungen Schriftstellern. Am Ende stand ein stattliches Lektorat akademisch ausgebildeter junger Fachleute. Er ließ die auch in Verlagen unserer Republik praktizierte Trennung des Lektors vom Verlagsredakteur nicht zu. Sein Lektor war verantwortlich für das ganze Buch, für die kulturpolitische und für die künstlerische Einschätzung, für den sauberen Text, für Dudenregel und Korrekturtechnik, für Inhalt und Form, für die Ideologie und für Punkt und Komma. – Der Aufbau-Verlag ist dabei nicht schlecht gefahren.

Mehr als zehn Jahre hat Max Schroeder auf Profil und Programm des Aufbau-Verlages, auf die von Jahr zu Jahr in der Qualität und Quantität wachsende Produktion entscheidend eingewirkt. Der sich ständig mehrende Einfluß des Verlages kommt zu einem gut Teil auf sein Konto. „Es ist nicht zuletzt sein Verdienst“, schrieb Maximilian Scheer, „– und ich sage es als

Autor –, daß der Aufbau-Verlag zum führenden Verlag der schönen Literatur ganz Deutschlands geworden ist.“

Das ist ein hohes Lob für eine große Leistung. Unter den Pionieren unseres Verlagswesens, des Verlagswesens im ersten deutschen Arbeiter- und Bauern-Staat, wird Max Schroeder immer ehrend genannt werden.

Hans Fallada hat einmal aus der Verlags-Schule geplaudert und folgende Schnurre erzählt: „Später lernte ich, daß mein Verleger nicht im geringsten an Weihnachtsfreude gedacht hatte. Vielmehr hatte er die Einrichtung des Komposthaufens: alle Dinge, die er nicht gleich erledigen konnte oder wollte, kamen auf einen ständig wachsenden Haufen und lagerten dort ab. Nahte aber irgendein verlegerischer Urlaub (in diesem Fall ein längerer Weihnachtsurlaub), so trat des Verlegers Sekretärin in Tätigkeit. Schon seit Jahrzehnten war sie bei ihm. Im Verlage hieß sie nur Anita, die Holzkuh, und sie war stolz auf diesen Namen. Mit unerschütterlicher Ruhe ertrug sie das ganze Jahr hindurch alle Temperamentsschwankungen ihres Chefs. Und ebenso unerbittlich hielt sie ihn zur Erfüllung seiner Pflichten an. Vor jedem Urlaub mußte der Komposthaufen abgetragen werden, da half ihm gar nichts. Anita war von zähem Holz.“

Nun, diese Anekdote ist erstens natürlich die pure Wahrheit und hat sich zweitens vor über einem Vierteljahrhundert zugetragen. Heute, in unseren Verlagen, Betrieben innerhalb der sozialistischen Planwirtschaft, in denen mit wissenschaftlicher Akribie gearbeitet wird, ist so etwas natürlich nicht... Wäre so etwas wirklich nicht möglich, wenn Manuskripten und Korrespondenzen nicht das bisher unerforschte Gesetz innewohnte, sich selbständig zu stapeln zu stapeln. (Tatsächlich!)

Max Schroeder hatte eine Schwäche für so einen Komposthaufen, wie Fallada ihn beschreibt, bei Planwirtschaft und wissenschaftlicher Akribie, eine Schwäche, die nicht minder liebenswürdig war, weil es dann und wann Ärger gab mit so einem erstmal spurlos verschwundenen Manuskript, einem kaum mehr entwirrbaren „Vorgang“. Doch doch, manches muß sich ablagern, die Zeit muß schon sein, man muß anlesen können, beiseite legen, wieder hereinschauen, überlegen, was damit anzufangen ist, ob ein Gutachten genügt, ob man es nicht selbst lesen muß... Aber die nächsten Tage brachte die Post neue Stapel, und dann bedurfte es schon des ganzen Geschicks – ja, eben: – der „Anita“, das Gesuchte rasch herauszufischen. („Sagen Sie mal, Frau X., da war doch das Manuskript von Y., wissen Sie nicht, wo es liegen kann?“) Und hatte Max Schroeder die richtige „Anita“, von zähem, echtem Holz nämlich, dann fand sich auch alles andere sicher nach der ersten Mahnung an. Und sie konnte ihm auch unter- oder wegschmuggeln, was immer notwendig war – bloß merken durfte er's nicht!

Manch einer hat Max Schroeder solcher und anderer Eigenheiten wegen einen Boheme nennen wollen. Das war er nicht. Er hatte keine Ordnung auf dem Schreibtisch, aber genaue Ordnung im Kopf, eine Schreibtischstrategie eigener Art. Auch hier hat ihn sein Gedächtnis nicht verlassen, er wußte, was „schmorte“, was im „Komposthaufen“ lag. (*Finden* mußte es „Anita“!) Und daß darunter etwa ein neues Manuskript eines seiner, der Verlagsautoren oder die Arbeit eines neuen vielversprechenden Talents, etwas Wichtiges also, gelegen hätte, das hat wohl keiner erlebt. Der Blick für das Wesentliche war es immer, der Max Schroeder vor jeglichem Praktizismus bewahrte, davor, sich im Urwald des „Eingesandt“ zu verlaufen, statt mit sicherem Blick den tragenden Baum zu erkennen.

Ja, der etwas skurrile, von außen gesehen nie ganz verständliche, eben nur scheinbar anarchische Arbeitsstil – denn was kam dabei alles heraus, welche umfassende Leistung! – gehört zu seinem Bild wie so viele andere Züge, die ihn auch im kleinen, alltäglichen liebenswert-vertraut machten, diesen sehr eigenen Mann, diese so ganz unverwechselbare Persönlichkeit.

Schon die äußere Erscheinung, die anekdotenumwobene! Wer, auch von den nächsten Freunden, hätte sagen mögen, ob der immer etwas schleppend und gebückt gehende sehr Hagere heute einen guten Maßanzug trug oder das erste beste Etwas von der Stange? Und er trug natürlich einen Maßanzug! Er war auch im Äußerlichen kein Mann des Proletkultes, obwohl ihn die Äußerlichkeit nie bewegen konnte; ihn, der Kern war und im Menschen zuallererst den Kern suchte.

Wem wäre die erste Begegnung mit dem reifen Max Schroeder anders ausgefallen als dem jungen Schriftsteller N.? Der 1950 im Aufbau-Verlag als Redakteur zu arbeiten beginnt und, gespannt auf das Zusammentreffen, das, wie der Zufall es will, in einer Parteiversammlung stattfindet, den für ihn geradezu legendären Max Schroeder nun im Kreise der Genossen sucht und durchaus nicht finden kann, bis der Gesuchte in der Diskussion das Wort ergreift. Der recht enttäuscht ist ob des äußerlich Unscheinbaren – muß nicht gerade der Held unserer Phantasie herausragen? – und von der dritten Minute an fasziniert von dem, was dieser Unscheinbare an Richtigem, Klugem beisteuert zu einem alltäglichen, zu einem wichtigen Gespräch der Genossen aus all den Berufen, die so ein Verlag braucht, um Bücher zu machen ...

Ja, vieles gehört zu seinem Bild. Er war kein alltäglicher Mensch, aber ein Mensch im Alltag. Nein nein, nirgendwo versponnen, sondern mit scharfen Augen hinter der scharfglasigen Brille. Man lese etwa seine „Sommerfrische in der Provence“ nach, diese Erinnerung an den verehrten Lion Feuchtwanger und an die verteilte Situation der Flucht vor Herrn Hitler, lese nach die Fahrt des Blessierten in die Stadt Aix, lese nach, was er da

sieht: den „hohen Frühling“, die Bauten („manche Ecke, die denken läßt, so war es bereits bei den Römern“), die Eckcafés, und lese nach, was ihm schon fehlt: „die Farbenpracht von Früchten und Gemüse in den Auslagen“, und daß „das Menschengewimmel nicht groß war um diese Stunde“. Das ist die genaue und poetische Beobachtung eines, der aus kluger Selbstbeschränkung kein Schriftsteller sein wollte, aber eben – eine genaue Beobachtung des Alltags.

Früchte und Gemüse, ja, die stechen hervor. Nicht nur, weil ihm eben hier in Aix die „leichte Gartenarbeit“ gewissermaßen ärztlich verordnet wird, die er als Illegaler wenig später aus Not und Neigung verrichtete. Nein, man hört ihn noch erzählen von seiner Gärtnerei irgendwo an der französischen Mittelmeerküste und hört ihn gleichzeitig fünfzehn Jahre später in irgendeiner Kantine, einem Club oder Restaurant fuchsteufelswild werden über einen schlecht zubereiteten Salat, ein vermanshtes Gemüse, ihn, den Gourmand, der auch Gärtner blieb auf dem Grundstückchen in Berlin-Grünau und ein Koch war, der aus selbstgezogenen Bohnen ein Wundergericht zauberte (und der gern seinen halben Liter Roten trank, ein gutes Pils, Cognac, Pernod).

„Max Schroeder lebte gern“, hat ihm der Freund Maximilian Scheer nachgeschrieben und meinte selbstredend mehr; aber er meinte auch das. Max Schroeder, nie Misanthrop, war ein Lebenskünstler auch hierin wie in so vielen guten und schlechten Lebenslagen. Und ohne dies und manches andere wäre das Bild von ihm nur halb.

Hier ist – in Stichworten notiert – sein Lebensweg: Im April 1900 in Lübeck geboren. Dort Besuch des Humanistischen Gymnasiums, des Katharineum. („Zum erstenmal las ich die ‚Buddenbrooks‘ mit zwölf Jahren in den großen Ferien auf Sylt.“) Bis 1923 Studium der Kunstgeschichte in Rostock, Freiburg, München, Berlin und Göttingen. Erste Veröffentlichungen. Ende der zwanziger Jahre stärkere Beschäftigung mit Literatur. Hinwendung zur sozialistischen Weltanschauung. („Ein Hang zum Realismus brachte mich schon in meiner Studienzeit in Gegensatz zum modischen Kunstkult, doch war es erst die Ausstrahlungskraft der marxistischen Lehren, die Anziehungskraft der Partei der Arbeiterklasse, die meine Gedankenwelt löste und langsam auf die Füße stellte.“) Mitarbeit im Schutzverband. 1932 Beitritt zur KPD, der er, bürgerlicher Herkunft, unbeirrbar und ohne Schwankung treu bleibt. 1933 zur Emigration gezwungen. In Paris Mitarbeit am „Braun-Buch“ gegen den Reichstagsbrand und an der „Deutschen Freiheitsbibliothek“. Literarische und redaktionelle Tätigkeit. Ab 1939 in französischen und marokkanischen Lagern interniert. 1941 über Ellis Island nach New York. Stellvertretender Chefredakteur des „German American“.

1947 Heimkehr. Cheflektor des Aufbau-Verlages. Publizist. („Ich stützte mich auf die ideologischen Auseinandersetzungen mit den Irrlehren des Hitlerfaschismus, an denen ich in den zwölf Jahren Anteil genommen hatte, und, zum andern, auf die daraus gewonnene neue Einsicht in die Bedeutung der Klassik für die Gegenwart. Vom ersten Tag an ging es um den Standpunkt des Realismus.“) Seit August 1956 auf dem Krankenbett, vieles lesend, ein paar Gedichte schreibend und eine Filmnovelle, ein Theaterstück planend. Und kaum, daß er, aus der Klinik entlassen, ein paar Schritte laufen konnte, kam er für eine oder zwei Stunden in den Verlag, weil er nicht untätig sein konnte und weil ihm seine Arbeit über alles ging.

Von einigen dieser Stationen hat Max Schroeder erzählt. Seine Prosa solcher Berichte ist lesenswert. Seine Erinnerungen an Erich Weinert und den „Roten Block“ am Laubenheimer Platz, die Künstlerkolonie in Berlin-Friedenau, an Wilhelm Pieck und die Volksfront, an Lion Feuchtwanger und die Lager in Frankreich runden uns sein Porträt.

Er hat vielen Schriftstellern die Totenwache gehalten. Jetzt haben wir sie ihm gehalten. Die Freunde und Autoren des Verlages Willi Bredel und Kurt Stern. Andere. Am Sarg sprachen der Freund und Autor Bodo Uhse, der Freund und langjährige Verlagsleiter, der Stellvertretende Minister Erich Wendt. Stephan Hermlin las ein Gedicht, das Edith Anderson ihrem Lebensgefährten geschrieben, das der Sprecher, Freund und Autor auch er, übersetzt hatte. Arnold Zweig ließ es sich ebensowenig nehmen, nach Baumschulenweg hinauszufahren, wie Anna Seghers, die den langen Weg von ihrem Urlaubsort im Harz nicht scheute. Viele gaben Max Schroeder die letzte Ehre. Schriftsteller, Verleger, Vertreter des Ministeriums, des Zentralkomitees, des Schriftstellerverbandes, der Akademie, seine Genossen und Mitarbeiter.

Jetzt fühlen wir die große Lücke. Zuerst war sie unvorstellbar. Sein Platz ist leer. In unserem Andenken hat er den Platz eines erstaunlichen Publizisten und eines erstaunlichen Verlegers.

Wenn ich an ihn denke, so erwarte ich, wider das Wissen, daß er zur Tür hereinkommt, eine Anregung auf den Lippen: Man solle doch dies noch einmal lesen und über jenes nachdenken.

GEDICHTE AUS DER TOTENZELLE

Über Alfred Schmidt-Sas

Aus dem düsteren Zug der vom Faschismus Gemordeten, der Hingerichteten, möchte ich eines Leipziger Lehrers und Musikerziehers ehrend gedenken, der unter dem Namen Sas bekannt war.

Wir Lebenden, Davongekommenen, neigen meist dazu, unsere Gedanken vorwärts eilen zu lassen; oft nur flüchtig erinnern wir uns jener Menschen, die mit allen Fasern ihres Herzens dem gleichen Zukunftsbilde zustrebten wie wir, die aber dieses Streben mit dem Leben bezahlen mußten.

Am 9. Oktober 1942 wurde über einen solchen Menschen vom Volksgerichtshof das Todesurteil gesprochen; sechs Monate später, am 5. April 1943, endete dieses Leben unter dem Beil des Henkers.

Viele in Leipzig kannten ihn, den Lehrer Alfred Schmidt, genannt Sas, der an einer Volksschule in Kleinzschocher unterrichtete; 1933 wurde er wegen Zugehörigkeit zur Kommunistischen Partei aus dem Schuldienst entlassen.

In den schweren politischen Kämpfen vor Hitlers Machtübernahme vertrat Sas als marxistischer Pädagoge den Standpunkt der kommunistischen Jugenderziehung. Die Flamme der Menschlichkeit, die in ihm loderte, entzündete alle, die mit ihm in Berührung kamen. Er war ein berufener Jugenderzieher, Lehrer aus innerster Überzeugung.

Als schöpferisch tätiger und künstlerisch empfindender Kommunist hatte er die Gabe, Menschen zu aktivieren, zu begeistern, sie denken zu lehren. Er entwarf ein Bild der neuen Schule, er strebte nach der allseitigen Ausbildung des Menschen. Für die Erziehung zur Musik hatte er folgenden bezeichnenden Leitsatz aufgestellt: „Musik ist fröhliche Wissenschaft, deshalb dürfen weder Fröhlichkeit noch Wissenschaftlichkeit beim Musizieren fehlen!“ Seine besondere Liebe gehörte Bach.

Er war am 26. März 1893 als Sohn eines Bäckers in Schlegel (Lausitz) geboren, besuchte das Lehrerseminar in Löbau, zog kurz vor der Abschlußprüfung in den ersten Weltkrieg und kam, wie viele seiner Generation, als fanatischer Kriegsgegner zurück. Noch war er ein Suchender, rastlos sich Bemühender: der Buddhismus beschäftigte ihn, Schopenhauer zog ihn in seinen Bann; doch immer mehr wurde ihm bewußt, daß der Befreiungskampf der Menschheit nur vom Proletariat, nur von dessen konsequentesten Vertretern durchgefochten werden konnte. So schloß er sich der Kommunistischen Partei an.

Er holte sein versäumtes Lehrerexamen nach und studierte zugleich Musik. Für einige Zeit ging er als Werftarbeiter nach Hamburg, 1930 fand er in Leipzig eine Anstellung als Lehrer.

Als die Verfolgung der Antifaschisten begann, war Schmidt-Sas einer der ersten Inhaftierten. Doch durch geschicktes Spiel mit seinen beiden Namen Schmidt und Sas gelang es ihm, sich den Fängen der Leipziger Gestapo zu entwinden. Später hielt er es für klüger, seinen Wohnsitz nach Berlin zu verlegen, auch im Hinblick auf seine freiberufliche Existenz als Musikerzieher.

Es gelang ihm, in der Hauptstadt eine Schar begeisterter junger Menschen um sich

zu sammeln, die er durch seine Lehrmethode und seine lautere künstlerische Persönlichkeit faszinierte. Es war ja nicht nur Musik, die er lehrte, er kündete Wahrhaftigkeit des Charakters und verkörperte die Zuversicht, die in jenen Jahren der Finsternis viele Gefährdete und Verfolgte so notwendig brauchten. Seine Wohnung im Westen Berlins war damals Zufluchtsort und Heimstätte, Musikzentrum und revolutionäre Zelle. Er unterrichtete die Söhne und Töchter Berliner Film- und Bühnengrößen, und es ahnte von ihnen niemand, daß im gleichen Musikzimmer jene Flugblätter entstanden, die dann Siemens-Arbeiter in der Frühe an ihren Werkbänken vorfanden.

Was war in jenen Blättern zu lesen, die Schmidt-Sas und seine Freunde verbreiteten? Vom Kriegsausbruch bis zum Jahre 1941 schufen sie die „Gemischten Nachrichten“, die Mitteilungen des Londoner und Moskauer Senders enthielten, Aufforderungen zur Kriegsdienstverweigerung, zum passiven Widerstand in den Fabriken, zur versteckten Sabotage. In einem dieser Artikel fand sich ein Aufsatz über die wahren Gründe des Polenfeldzuges, zwei der in je fünftausend Exemplaren verteilten Flugschriften brachten Reden Thomas Manns, am Rundfunkgerät abgehört und mitstenografiert.

Am 11. August 1941 wurde der mutige Antifaschist erneut verhaftet und in das Konzentrationslager Sachsenhausen gebracht. Es gelang ihm nochmals, freizukommen. Damals traf ich ihn in einem kleinen Café in der Friedrichstraße. Sein hohlwangiger, bleicher, kahlgeschorener Schädel zeugte von der Furchtbarkeit des Lagers. Aber sein Kampfgeist war ungebrochen, und er begann wieder mit der illegalen Tätigkeit. Nur drei Monate sollte sie dauern, dann geriet er durch Verrat wieder in die Fänge der Gestapo.

In den sechs Monaten seines Wartens in der einsamen Zelle des Totenhauses, des Zuchthauses Plötzensee, hat Sas Briefe und Verse geschrieben, die zu den erschütterndsten Aufzeichnungen dieser qualvollen Zeit gehören, ergreifende Zeilen, die Zeugnis ablegen von Tagen und Nächten, in denen er mit der Welt abschloß, nicht als Gebrochener, nein, als Siegender. In seinem letzten Brief, eine Stunde vor der Hinrichtung geschrieben, stehen die Worte: „Was der Welt notwendig ist, wird getan werden. Mein Ausfall wird keine Bresche sein.“

Ferdinand May

O seltsam lichtes Leben dicht am Tod

*Fast neun Schritte lang
Ist meine letzte weißgetünchte Welt.
Vielleicht neun Tage noch,
Dann fällt
Mein Kopf,
Der jetzt noch denkt und spricht und sieht und hört ...*

*So nahe wartet schon der große Schlaf,
Mit seiner dunklen Schwinge überschattend
Die grelle Glut von Wünschen oder Ängsten.
Er sänftiget die längsten, allerbängsten,
Die Augenblicke bitterer Menschennot.*

O seltsam lichtes Leben dicht am Tod ...

Der Vogel Hoffnung

*Fällt über dich wie Bergsturz das Geschick –
Darüber schwingt
Ein Lied. – Es singt
Der Vogel Hoffnung,
Der liebe Vogel Hoffnung.*

*Selbst das Todesschweigen ist nicht stumm –
Die Stille klingt.
Hörst du, es singt
Der Vogel Hoffnung
Der liebe Vogel Hoffnung.*

*„Hier bin ich, Tod!“ – Noch auf dem Knochenfinger,
Der mir winkt,
Sitzt und singt
Der Vogel Hoffnung,
Der liebe Vogel Hoffnung.*

Liebste

*Liebste, deutlich spüre ich,
Wenn du an mich denkst,
Wenn du deiner Sehnsucht Boot
An mein Ufer lenkst.*

*Dann dringt tags in meinen Raum
Plötzlich deine Welt,
Nächtlich leuchtet mir ein Traum,
Der mich bei dir hält.*

*Weiter Mantel hüllt mich ein,
Zauberhaft und warm,
Und mein Kopf – ein müdes Kind –
Ruht in deinem Arm.*

Dem Sieger über Kälte und Tod

*An unserm Weg ein Apfelbaum,
Ein alt-verarbeiteter Mann,
Gichtknoten krümmen Stamm und Zweige,
Die Stränge der Äste ertragen kaum
Die Früchte in so manchem Jahr.
Er fror im Winter zum Erbarmen.*

*Der steht nun da –
Mit schwellenden Knospen angetan.*

*Und über und über züngelt und lobt
Grüngolden das junge Wachstum aus ihm,
Dem Sieger über Kälte und Tod.*

Im wesentlichen Licht

*Im wesentlichen Licht des letzten Tags betrachtet
Wird innen vieles hell, je mehr es draußen nachtet:*

*Der Mensch ist was er tut, doch tut er, was er denkt;
Sein Fühlen aber ist's, was auch sein Denken lenkt.*

*So ist er, was er fühlt. Aus seinem Herzen quillt,
Was er auch denkt und was sich ihm im Tun erfüllt.*

*Sein Herz sei seine Hand, die all sein Werk bereitet;
Wie kleinlich denkt der Kopf, wenn ihn das Herz nicht leitet.*

*Im Denken und im Tun soll er sich selber finden,
Und nichts und niemand kann ihn je davon entbinden.*

*Der stärkste Wille wird ermattet und gedämpft,
Wenn er ohn' Unterlaß das eigne Herz bekämpft.*

*Sein eigentliches Werk kann früher nicht beginnen,
Er muß sich ganz allein erst auf sich selbst besinnen.*

Trost für den Hausgebrauch

*Ob einer mit goldenen oder hölzernen Figuren ficht,
Das entscheidet beim Schachspiel und auch im Leben nicht.*

*Wie einer spielt,
Wofür einer spielt,
Darauf kommt's an,
Das zeigt den Mann!*

*Ob dich nach der Sektion eilig ein Diener wegträgt,
Oder ein Staatsbegräbnis dich zum Prachtgrab bewegt –*

*Wie einer stirbt,
Wofür einer stirbt,
Darauf kommt's an,
Das zeigt den Mann!*

Gelächter auf den Tod

*Großmächt'ger Tod, du kommst – und ich muß lachen.
Ganz überflüssig hältst du dir der Allmacht Maske vor,
Reißt auf das Maul, als könnt'st du alles fressen.
Vielleicht in dieser Zeit, da konntest du vergessen,
Welch kleines Rad der Weltenuhr du bist
Und daß im großen Plan nichts weiter deines Amtes ist,
Als neuem Leben Platz zu machen,
Und besserm ganz gewiß!*

*Größenwahnsinniger Beleuchtungsmeister!
Gebärdest dich als Herr im Haus;
Du rufst in schauervoll gefärbtem Ton:
„Die Welt verlöscht! Mich betet an!“
Und löschst für einen Augenblick die Lampen aus.*

*Dabei erscheint der uralt-jungen Erde schon
Das neue Licht, das schöne ganz gewiß!*

DIE BROTKANTEN

Das Zimmer des Bezirksrichters von Mährisch-Ostrau füllte sich. Die Bettler und Vagabunden marschierten im Gänsemarsch bis zum großen Mahagonischreibtisch. Der Tisch stand quer vor dem vergitterten Fenster, und sie sahen den Herrn Bezirksrichter erst, wenn sie, bei ihrem Namen aufgerufen, neben ihm standen. An der Türe und auf der anderen Seite neben dem Richter wartete je ein Gefängniswachtmeister.

Die Bettler flüsterten untereinander: „Wie er wohl gelaunt sein mag . . . Die Sonne scheint zwar, aber vielleicht waren seine Buchteln hart heute am Frühstückstisch . . . Wieviel wirst du kriegen . . . Das achtemal . . . Das wird mindestens ein Monat . . .“ Die Stimme des Wachtmeisters durchschnitt das Flüstern: „Stanislav Petroschek!“

Ein alter Mann mit schlohweißem vollem Haar über einem gebräunten Gesicht stand stramm, wie er es beim 48er Regiment gelernt hatte, vor fast fünfzig Jahren, und sagte, heiser vor Erregung: „Hier.“ Der Wachtmeister führte ihn um die Kante des Schreibtisches herum in die Nähe des gestrengen Herrn, der sein Gesicht im Aktenbogen Petroschek versteckte. Seine Augen überflogen den Inhalt.

„Petroschek, zwölfmal vorbestraft wegen Bettelei“, murmelte er vor sich hin, „siebenzehnmal wegen Vagabondage, aufgegriffen in Bezirken, aus denen er ausgewiesen war . . .“ Der Richter hörte auf zu lesen, seine Stimme erhob sich: „Und jetzt – Petroschek, was haben Sie eigentlich bei uns in Mähren zu suchen?“ Der alte Mann stotterte: „Ich wußte nicht, Ehrwürden, daß ich auch aus Mähren ausgewiesen bin.“ Der Richter lächelte hinter seinem Aktenbogen. „Alte Ausrede! Na, wir werden Ihnen das schon klar-machen. Sie sind aus allen Bezirken der Republik, außer Ihrem Heimat-bezirk Hodonin, ausgewiesen und . . . wenn es das Gesetz erlaubte, wären Sie es auch dort. Es ist das einzige Mittel, sich euch Nichtsteuer vom Leibe zu halten. Noch was zu sagen? Ich habe keine Zeit zu verschwenden. Ein Monat mit wöchentlichem Fasten! . . . Der Nächste . . .“

„Pischta!“ rief der Wachtmeister. „Hier“, kam es aus dem Hintergrund. Der Bezirksrichter lehnte sich im Sessel zurück. „Jesus Maria, wo ist der verdammte Aktenbogen Pischta?“ Er wurde rasch gefunden. Achtzig Sekunden später bedankte sich Pischta schon für die Milde des Gerichts. Nur vier-zehn Tage.

So verkürzte sich die lange graue Reihe rasch. Die Verurteilten reiheten sich draußen im Gang auf. Die meisten hatten das Gesicht des Amtsrichters nicht einmal zu sehen bekommen. Das mochte eine Art Abwehr sein. Der gestrenge Herr könnte die Buchstaben des Gesetzes vergessen, sähe er die schlotternden Gestalten. Nur einmal schaute er auf. Es war, als der Name „Barta“ aufgerufen wurde. „Ah, mein alter Freund Barta. Na, was macht denn der Schal?“ Barta wäre vollkommen unscheinbar gewesen ohne den bunten Schal. Grau seine Kleidung, grau seine Haare, grau sein Gesicht. Nur unter den hohen Backenknochen zwei kleine purpurrote Kreise. Friedhofsrosen heißen sie im Volksmund. Aber der Schal... als wollte der Bettler die ganze Farbenfreude der bunten Natur mit sich ins Gefängnis nehmen. Ein wahrer Regenbogen war in Wollstreifen um Bartas mageren Hals gewickelt. Und nun begann ein oft geübtes Spiel. Der Richter zum Gefängnis-aufseher: „Sollen wir ihm den Schal lassen?“ Sie schauten beide gutmütig zu Barta hin. Der kannte den Ausgang des Spiels von früher her, und doch stieg ihm die Angst heiß ins Gesicht, machte die Rosen tiefer rot und ließ Schweißtropfen auf seiner Stirn entstehen. Der Wachtmeister beugte sich zu seinem Vorgesetzten herunter und flüsterte mit ihm. Der Richter nickte. „Drei Wochen und deinen Schal kannst du mitnehmen.“ Barta atmete erleichtert auf. „Aber ohne Fasttag geht es diesmal nicht. Dafür bist du ein zu alter Sünder.“

Zwanzig Bettler hatten sich draußen zusammengefunden. Sechs Wochen war die Höchststrafe gewesen; denn die Zeit war schwer und die Not groß im Lande im Jahre des Herrn 1938. Der Wachtmeister und die meisten seiner Häftlinge waren alte Bekannte. Barta umklammerte mit zitternden Händen seinen Schal, und dann reichte er ihn dem Wärter. „Wollen Sie ihn bitte halten, bis wir gebadet sind?“

Der nahm das Prachtstück in Empfang und grinste. „Werde du nur so sauber wie der Schal.“ Der alte Petroschek wollte verächtlich ausspucken, aber er besann sich noch rechtzeitig, wo er sich befand, schluckte den Speichel hinunter und brummte: „Wozu denn sauber? Etwa für den Tierpark in euren Matratzen?“

Sie traten einer nach dem anderen aus der niedrigen gekachelten Bade-stube, wo fünf Badewannen so eng zusammenstanden, daß sie von der schmalen Seite her bestiegen werden mußten. Alle stanken nach Lysol. Ein Wärter brachte den großen Schlüsselbund, und der Wachtmeister las die Zellenbelegschaften vor: „Petroschek, Barta, Novotny, Reznik, Pacholek, Marysak – Zelle neun. Ihr habt eine vornehme Zelle, da hat im vorigen Jahr der Herr Zentraldirektor Zajiček gegessen.“ Durch den Gang klirrten die Schlüssel, halhten die schweren Eisentüren, schlürften müde Schritte. Wenige Minuten, dann war es leer und stille auf dem Korridor.

Die Zelle neun war groß und geräumig. Die Decke und die Wände ge-
weißt bis zur Mittelhöhe des Raumes, dann unter einem schwarzen finger-
breiten Streifen giftgrüne Ölfarbe. Wieder der durchdringende Gestank des
Desinfektionsmittels. Ein vergittertes Fenster, so hoch angelegt, daß man
einen Hochsprung machen mußte, um ein Augenvoll grauen Gefängnishofes
zu sehen. Die alten Bettler machten keine Hochsprünge mehr. Aber der
Himmel war sichtbar, auch wenn man unten stand, der Himmel und Tele-
grafendrähte, auf denen sich manchmal müde Vögel ausruhten. Acht Betten
standen in der Zelle. In der Ecke an der Türseite gab es ein Klosett mit
einem Kübel.

Der fette Marysak machte es sich als erster bequem, indem er sich quer
über zwei Betten legte; sie standen nahe genug beieinander, um das zu er-
lauben. Wie der alte Kahlkopf seinen gewaltigen Schmerbauch und das
schwerfällige Gerüst durch die Landschaft schleppte, war manchem Herrn
Landrichter ein Rätsel. An allen Ecken und Enden der Republik wurde er,
wie das in der Amtssprache heißt, aufgegriffen. Doch sein gleichmütig opti-
mistisches Temperament blieb unberührt. Auch jetzt fand er sich als erster
zurecht. „Wie geht's Zelle neun – lange nicht gesehen . . .“, knurrte er und
setzte sich auf, um in seinen Kleidern herumzusuchen.

Die andern – noch nicht zu Hause – standen oder marschierten herum.
Der weißhaarige Petroschek mißdeutete des Dicken Bemühen, etwas zu
finden, und sagte: „Langsam, langsam, wenn du dich zu auffällig kratzt,
stecken sie dich noch einmal ins Bad und lassen dich von einem Kalfaktor
blutig schrubben.“

Marysak grinste nur und zog mit einem Triumphschrei ein kleines Paket
aus den Tiefen seiner Unterkleidung. Er zauberte ein Näpfchen, einen
Knopf, ein Stück Bindfaden und etwas angebrannten Wollstoff daraus her-
vor. Bewundernd standen seine Zellenkollegen um ihn herum und riefen
wie aus einem Munde: „Zunder!“ Alle Hände fummelten in Taschen und
geheimen Öffnungen der Bekleidung herum und förderten kleine auf-
geklaubte Zigarren- und Zigarettenenden ans Tageslicht. Selbst kleine
Tabakknäuel waren dabei. Mit dieser Mischung fabrizierten sie ein buntes
Kraut. Zeitungspapier diente als Hülle. So schnell, wie es ihre alten rheu-
matischen Hände zuließen, wickelten, formten und klebten sie. Barta, der
Nichtraucher, hielt Wache an der Türe. Die anderen standen erwartungs-
voll um den fetten Marysak, ihre selbstgedrehten Zigaretten zwischen die
Finger geklemmt.

Marysak begann die Zunderprozedur mit der würdigen Langsamkeit eines
opfernden Oberpriesters. Die Schnur wurde durch den Knopf gezogen,
gedreht und gespannt. Der Knopf war in der Mitte der Schnur. Dann ließ
er den Knopf über dem kleinen Näpfchen mit dem angebrannten Wollstoff

rotieren, so nahe am Stoff, daß der Knopf die Wollfasern berührte. Immer wieder, immer schneller. Ein Funken sprühte auf, ein anderer! Ein kleines glühendes Funkenbett entstand. Das Näpfchen machte die Runde. Jeder blies in die Funken, nachdem er es benutzt hatte, und gab die glimmende Gabe weiter. *Zunder*: keiner hatte ihn durchschmuggeln können, so gründlich waren sie von den Polizisten „gefilzt“ worden. Nur der fette Marysak war erfolgreich gewesen. Nur der fette Marysak, der nun allen Mitgefangenen sorgsam den Rücken zudrehte, seinen Schatz ungesehen zu verbergen. Keiner wagte es, ihm über die Schulter zu gucken. Von der Türe her fragte Barta: „Wo versteckst du es eigentlich?“ Der Feuerspender antwortete in gutmütiger Selbstverspottung: „In einer Bauchfalte, mein Freund – in einer Bauchfalte.“ Petroschek, der trotz seiner neunundsiebenzig Jahre einer der Rüstigsten in der Zelle war, begann sich auf seine Pflichten als Zellenältester zu besinnen.

„Also, ihr Haderlumpen, sucht’s euch eure Betten aus für die Nacht“, ordnete er wichtigtuend an. „Der Wachtmeister kommt gleich, da muß ich Rapport abstatten. Marysak, steh auf von deinem Doppelbett. Wenn mir das Kriminalgefängnis gehört, kannst du meinetwegen auf dreien schlafen. Das Bett an der Türe ist für den Stubenältesten ... nein, nicht das neben dem Klosett.“

Die Bettler stritten sich um das Bett am Fenster, das von der Tür her unsichtbare, und das Bett beim Warmwasserrohr. Aber Schlüsselklirren draußen am Gang half zu raschen Entscheidungen. Nur Barta war gleichgültig. Als alle ihre Wahl getroffen hatten, wand er seinen Regenbogenschal um den Stahlrahmen am Kopfende der übriggebliebenen Schlafstelle beim Klosett. Die Tür sprang auf. Petroschek paradierte in strammer Haltung, Hände an der Hosennaht. „Häftling Stubenältester Petroschek mit fünf Mann angetreten“, begrüßte er den Strafanstaltsüberwachtmeister. Brückner lächelte und strich seinen eisgrauen Schnurrbart. Es ging doch nichts über einen alten gedienten Soldaten, und Disziplin machte alles soviel einfacher. „Rührt euch!“ kommandierte er. Dann las er die Namen vor und gleich dazu den jeweiligen Fasttag der Woche.

Um den Bettlern, die ohnehin nicht an ein Leben des Luxus und Wohlstandes gewöhnt waren, das Gefängnis doch noch etwas abschreckender zu machen als ihr elendes Wanderdasein, gab es für sie einmal in der Woche kein warmes Mahl und nur die halbe Brotration mit Wasser anstatt der hier Kaffee genannten unergründlichen lauwarmen Flüssigkeit. Das Ganze hieß Fasten. Brückner rasselte herunter: „Barta – Donnerstag, Petroschek – Mittwoch, Pacholek – Freitag, Reznik ...“ Kaum war der Schrecken der Fastenankündigung vorbei, die Tür ins Schloß gefallen, da hörte man die Stimme des schnurrbärtigen Herrn Brückner weiter unten im Gange. Alle

benedieten den Slowaken Pacholek. Der alte Wildddieb, mit tiefgebräuntem Gesicht und wilden Augen unter buschigen Augenbrauen, hatte sein Bein im Kampfe mit Forstwächtern verloren. Ein wirklich fehlendes Bein, nicht eines, das man heraufgebunden hat oder auf dem man sitzt, ist allein schon eine Goldgrube für einen Bettler. Und er war auch sonst glücklich. „Am Freitag hat der Pacholek Fasten, das Glücksschwein“, brummte Marysak, „am Freitag, wo es sowieso nichts richtiges Warmes gibt.“

Etwas Greifbares ist Essen. Im Gefängnis gab es ohnehin nicht genug zum Satt werden, besonders wenn es Fasten hieß – zuschauen, wie die anderen aßen, zumindest reden mußte man davon.

Wieder Lärm draußen am Gang nahe der Zellentür! Barta horchte am Schlüsselloch. „Wohin mit ihm?“ hörte er den Wärter fragen. „Seine Kollegen haben sich geweigert, mit ihm in einer Zelle zu schlafen.“ Der „Ober“ Brückner schimpfte: „Seit wann lassen wir uns von Verbrechern befehlen und wenn sie noch so schwere Jungen sind?“ – „Aber, Herr Oberwachtmeister, sie haben gedroht, daß sie ihn zu Klump schlagen, wenn er über Nacht in der Zelle bleibt. Der Mann hat neunzehn Monate abgesessen und wird in ein paar Wochen seinem Heimatbezirk überstellt, zwecks Militärdienst in der Strafkompagnie.“

Brückner verschluckte seinen Ärger. „Mh, ah – ja so – aber warum wollen sie ihn denn dann verprügeln?“ Der Wärter, der ein Tscheche war, schien nicht mit der Sprache herauszuwollen. „Sie nennen ihn den ‚Führer‘ wie, wie . . . wie den Mussolini.“ Er hatte eigentlich einen anderen Namen sagen wollen, aber er wußte nicht, wie er mit Brückner daran war. Wer weiß, wenn man Brückner hieß? Sein Vorgesetzter entschied: „Lassen wir ihn drei Wochen bei den Vagabunden.“

Barta hatte kaum Zeit, von seinem Horchposten wegzuspringen, da kamen sie schon in die Zelle. Der „Führer“ sah etwas eingeschüchtert aus. „Ein richtiger schwerer Junge!“ flüsterte Barta dem Stubenältesten zu.

Brückner unterbrach ihn: „Also, Stubenältester, das ist der Hans Hurdalek, der kann euch alten Knaben ruhig etwas Arbeit abnehmen, Zelle auskehren, abwischen, Geschirr zurechtstellen . . .“

Sie waren wieder allein. Hurdalek sah gar nicht wie ein Schwerverbrecher aus, weder eingezackte oder abstehende Ohren noch ein fliehendes Kinn hatte er. Nur die Stirne war etwas niedrig. Sonst hätte man ihn, wenn man von dem Stiernacken und dem kurzen muskulösen Hals absah, für den jugendlichen Liebhaber eines Provinzoperettentheaters halten können. Und ein Schauspieler war er wirklich. Seine Schüchternheit schwand im Nu. Er griff mit einer frechen Grimasse in die Taschen, holte Brotreste und ganze Brotscheiben heraus und warf sie auf den Fußboden der Zelle. „Na, ihr alten Speckjäger, rauft euch drum.“ Da knieten sie, lagen sie auch schon

auf dem Boden, krochen unter die Betten, wohin ein paar Kanten gerollt waren.

Nur Barta blieb auf seinem Bett sitzen. Er dürfe sich nicht bücken, hatte ihm der Doktor im Armenhospital gesagt. Hurdalek sah ihn höhnisch an. „Dir scheint es ja besonders gut zu gehen. Woher hast du denn eigentlich den schönen Schal gestohlen?“ Aufgeregt antwortete der kleine Mann: „Der ist nicht gestohlen, den hat mir die Mutter Äbtissin im Kloster der Heiligen Jungfrau gegeben, der ist nicht gestohlen, der Schal.“

„Schon gut“, begütigte der Verbrecher, „kannst dich wieder abregen.“ Jedoch im gleichen Moment hatte sich in ihm ein Entschluß gefestigt. Diesen Schal mußte er haben. Wenn er zur Annitschka zurückkam oder zur Lieselotte in Brüx – er wußte noch nicht genau zu welcher – und wenn er dann den Schal hatte – und den grauen Reiseanzug, der eingemottet im Gefängniskleiderraum lag – oh, die würden staunen. „Kann man denn im Gefängnis auch klauen?“ würde die Lieselotte sagen. Donnerwetter, das ist ein Mädel, diese Beine und die Tüten und . . . seine Gedanken wurden hörbar. Man gewöhnt sich in langer Haft daran, mit sich selbst zu reden:

„Von der Strafkompagnie reiße ich aus. Das ist ein Kinderspiel bei dieser schlappschwänzigen tschechischen Armee – und dann zeige ich dir, Lieselotte, woraus ein Mann gemacht ist . . . und dann gehe ich rüber über die Grenze und – dann – und dann kann mich die ganze Republik . . . aber den Schal muß ich haben.“

Die Bettler saßen, vorsichtig kauend, auf ihren Betten. Essen war nur eine Viertelstunde nach der angesetzten Zeit für die Mahlzeiten erlaubt, und sie kehrten alle der Tür und dem Guckloch den Rücken, um nicht entdeckt zu werden.

Von der Türe her kam Bartas heiseres Lachen. „Novotny, du brauchst dich nicht zum Fenster zu setzen, bei dir merkt man am Wackeln deiner Löffel, daß du kaust.“ Der kleine runde Prager griff sich schuldbewußt an seine großen, abstehenden Ohren und zog sich auf das unsichtbare Bett neben der Türe zurück.

Dann kam die Essenausgabe. Am ersten Hafttag gibt es kein Fasten. Novotny sah den Kalfaktor – so heißen die privilegierten Gefangenen, welche Küchen- und Gangdienste versehen – ein Päckchen in die Hosentasche des jungen Hurdalek stecken, der, obgleich er es gespürt haben mußte, keine Linie seines gelangweilten Gesichts verzog. Beim Schlürfen der dünnen Suppe ging die Mär herum: „Der schwere Junge hat wieder Brot!“

Sie drängten sich um ihn, wuschen seinen Eßnapf, reinigten den Löffel, der mit einer Stahlkette am Eßnapf befestigt war. Der Stubenälteste erwischte den Rock des Verbrechers, der satt auf seinem Bett lag und eine Zigarette rauchte. Nach jedem Zuge blies er den Rauch unter das Bett.

Rauchen war in der Zelle verboten, aber die Wärter drückten oft ein Auge zu. Sie wunderten sich nur immer, wie das Rauchmaterial, nach all den Durchsuchungen, doch immer wieder in die Zellen gelangte. Der Stubenälteste putzte den Rock Hurdaleks mit seinen Händen, nachdem er den Staub vorher mit dem Holzbein des ruhenden Diebes herausgeklopft hatte. Seine Spekulation erwies sich als richtig. Eine Brotschneide glitt in seine Hand, als er den Rock zurückgab. Die andern kamen auch dran, aber nicht bevor sie die Zelle blitzblank gekehrt, geschrubbt und ordentlich gemacht hatten.

Hurdalek sah von seinem Bett her lächelnd seinen schwitzenden Zellen-genossen zu. „Wenn der Brückner kommt“, kommandierte er, „wenn der ‚Ober‘ kommt, sagt ihr alle, der Hans Hurdalek hat die Zelle sauber gemacht, und zwar alleine – verstanden? Sonst gibt es nichts mehr zu fressen von mir.“

Die Gegend um die Türe war Bartas Domäne. Diese Vorliebe machte ihn zum freiwilligen Aufpasser. Dahinter stand seine unbändige Freiheitsliebe und seine ständige Angst, im Gefängnis zu sterben. Die Türe war das Ding, das sich einmal öffnen würde und ihn wieder Bäume und Wälder und wilde Kaninchen sehen ließe.

Jemand klopfte ihm auf den Rücken. Er fuhr herum. Hurdalek redete ihn an. Er sagte ganz leichthin: „Wenn mein Rechtsanwalt kommt, kriege ich Geld, vielleicht kaufe ich dir sogar dein Museumsstück von einem Schal ab.“

Barta rannte von der Türe her zu seinem Bett und stellte sich beschützend vor seinen Schal. „Den verkaufe ich nicht – nie – nie – bis ich sterbe, der muß in meinen Sarg . . . alt ist er auch nicht.“ Und Barta dachte an den Gebirgsbach, in dem er den Schal das letztemal gewaschen hatte. Es war zwei Tage bevor sie ihn gefangen hatten. Er hatte nackt in einer Lichtung gelegen und gewartet, bis sein Schal und er selbst von der Sonne getrocknet waren.

Der Verbrecher merkte, daß er zu weit gegangen war. Er sah mit einem etwas gezwungenen Lächeln zu dem Grauen herüber und begütigte: „Man wird doch noch mal Spaß machen dürfen.“

Von nun an begann Hurdalek mit seinen Brot- und Tabakspenden sehr vorsichtig zu werden. Er steigerte die Dienstleistungen und verringerte die Löhnung. Für eine halbe Brotschneide eine Woche lang die Füße waschen. Und wenn der Bezahlte den Ritus des Fußwaschens einen Tag vergaß, dann mußte er die halbe Brotschneide von seiner eigenen Ration zurückgeben. Der arme Prager Novotny war vergeßlich. So bekam Hurdalek seine Füße fünf Tage lang umsonst gewaschen.

Nicht nur für die Annitschka und die Lieselotte wollte der Verbrecher den Schal haben. Den Schal zu bekommen verlangte seine Selbstachtung und vor allem seine gekränkte Eitelkeit. Sie hatten ihn schwer hergenommen,

seine Einbrecherkollen. Einen Luden hatten sie ihn genannt und Feigling und Verräter und das alles, weil er ihnen mit seinen Freunden jenseits der Grenze geprotzt hatte, mit der schwarzen Uniform, die er wieder tragen würde, und mit den Raubzügen bei den Juden, an denen er bald wieder, mit der Autorität des Dritten Reiches ausgestattet, teilnehmen würde.

Die Geldschrankknacker waren wütend. Es war nicht ihr Patriotismus, der da plötzlich erwachte, obwohl sie alle eine unerwartete republikanische Loyalität in sich entdeckten oder zu entdecken vorgaben. Aber daß der junge Hurdalek schlimmere Taten, für welche sie das Zuchthaus riskierten, amtlich – und von der herrschenden Macht unterstützt – begehen konnte, ohne jede Gefahr, das ging ihnen über die Hutschnur. Mehr noch, es beleidigte ihre Standesehre. Dazu kam er bald heraus, während sie gerade vor ihrem Abtransport in das Zuchthaus Bory bei Pilsen standen, wo sie ihre längeren Strafen zu verbüßen hatten. Das alles ließen sie ihn fühlen. Je mehr er in Selbstbehauptung protzte und sich aufspielte, desto schlimmer wurde es für ihn. Sie trieben es so lange, bis er seinen Stolz verschluckte und den Wärter anbettelte, ihn doch in eine andere Zelle zu stecken.

So wurde der bunte Schal für ihn zu einer fixen Idee. Als Pflaster für die erhaltenen Schläge, für die schmerzhaften Beleidigungen, welche er hatte schlucken müssen, brauchte er den Schal. Gerade, weil er dem Barta so ein Schatz war, gerade deshalb.

Seine Herrschaft über die Zellenbelegschaft war absolut, das Reich des Diktators Hurdalek: Zelle neun.

Der erste Fasttag. Reznik, ein ausdrucksloser Halbidiot, und der Prager Novotny waren dran. Der Donnerstagmorgen war schlimm genug mit der Wasser- und Brotausgabe. Die Faster bekamen die halbe Brotration. Nun warteten sie alle auf das Mittagessen. Die Münder füllten sich mit Speichel, und da mußte der Kerl, der Slowak, dieser Wilddieb, auch noch von weichem Rehbraten reden – wie er ihn den Forstwächtern abgelistet hatte, um ihn dann, als sie die Wälder nach ihm durchsuchten, in der Forsthütte langsam zu dünsten.

Plötzlich rief Reznik aus: „Erbsen!“ Die Nasen schnüffelten, die Nüstern vergrößerten sich. Marysak bestätigte: „Er hat recht, Erbsen.“ Nun rochen es alle. Die Dünste kamen aus der Küche im unteren Stockwerk. Dann der Lärm der großen Töpfe, schwere Schritte auf der Treppe. Ferne am Ende des langen Gangs wurde die erste Zellentür geöffnet. Die Bettler hörten jedes Geräusch: das Klappern der Eßschalen, das Anstoßen der großen Kelle am Topfrand, das Aufrufen der Namen, das Wort „Fasten“. Langsam wurden die Geräusche lauter. Das Auf- und Zuklappen der Zellen klang immer näher. Man konnte das Schwappen des dicken Breis in die Blechnäpfe hören, oder die Bettler glaubten es zumindest. Sie warteten wortlos.

Novotny schluckte. Gestern hatte er dem schweren Jungen noch eine halbe Schnitte geben müssen – wenn er die jetzt hätte! Der erste Rebell gegen die Hurdalek-Herrschaft regte sich leise. Und es war der Hunger, der ihn zum Rebell machte – der gleiche Hunger, der ihn versklavte. Da, Zelle acht! Sie kommen! Kreischend springt die Zellentür auf. Die Bettler in Reih und Glied hinter dem Stubenältesten stehend, hielten ihre blankgescheuerten Eßnapfe hin und erhielten ihre Portionen. Die beiden Faster wandten sich weg, sie hatten alles am Morgen schon erhalten: die halbe Brotration und einen extra großen Wasserkrug.

Unter den Vagabunden bestand ein ungeschriebenes Gesetz: die Leute mit den vollen Rationen blieben im vorderen Teil der Zelle, die Opfer saßen auf den Betten am Fenster und drehten ihnen den Rücken zu. Hurdalek hielt sich nicht an die Sitte. Er stellte sich mit seinem dampfenden Topf vor das Fenster und schmatzte genießerisch. Er verzichtete sogar darauf, sich hinzusetzen, sonst hätten die Faster ihm nicht gerade ins Gesicht schauen müssen. Er lachte seinen Leibdiener Novotny höhnisch an und ließ den verhungerten Reznik an seiner Suppe riechen. Das war mehr, als der Rebell Novotny aushalten konnte. Der Rest des Wassers aus seinem Krug ergoß sich über Kopf und Gesicht des Diktators.

Der sagte kein Wort, wischte sich das lange feuchte Haar ab und kehrte um. Aber er verstand sich darauf, zurückzuzahlen. Wie üblich mit Brotkannten. An alle, bis auf die Faster, verteilte er sie – am Fenster –, und sie mußten sie an Ort und Stelle aufessen, so daß die Faster, welche mit ihren mageren Portionen längst fertig geworden waren, zuschauen mußten.

Von diesem Augenblick an wagten sie es nicht mehr, ihm etwas zu Fleiße zu tun, bis zur zweiten Rebellion, doch die kam viel später.

Nachher schwiegen sie alle bedrückt. Der alte Marysak hielt die gespannte Stille nicht aus. Er begann zu erzählen, irgend etwas zu erzählen. Zuerst von der Landstraße, dann erinnerte er sich an die Bezirkskrankenhäuser, in denen es ihm gelang zu überwintern. Diese Krankenhäuser erhalten ihre Staatssubvention entsprechend der Anzahl ihrer besetzten Betten. So nahmen sie den Winter über, wenn sie viele Betten frei hatten, oft die Vagabunden wegen aller möglichen Alterserscheinungen und Krankheiten, die zum Teil nicht existierten, auf. Erstens aßen die ausgehungerten Leute allen Küchenabfall, obgleich der Bezirk voll für sie bezahlte, dazu machten sie sich in der Anstalt nützlich und ersparten oft eine zusätzliche Arbeitskraft. So war allen Teilen gedient. Davon erzählte Marysak, und die anderen gaben ihr bißchen dazu. Es war eine Art unbewußter Abwehr gegen den Diktator. Aus diesem Gespräch war er, weil er aus einer anderen Kaste kam, ganz natürlich ausgeschlossen. Es waren alte Geschichten, und sie hatten sie sich Dutzende Male immer wieder erzählt.

Hurdales fühlte seinen Einfluß schwinden. Und er legte los. Ein guter Erzähler, hatte er sie nach wenigen Minuten mit offenen Ohren und Mündern stumm an seiner Rede hängen. Von seinen Einbrüchen, Abenteuern, seiner Flucht ins Reich erzählte er. – Eine Glocke tönte durch den Korridor. Zeit für die Abendsuppe, die um fünf ausgeteilt wurde. Sechs Uhr war Schlafenszeit. Sie kauten und lauschten. Die Fester vergaßen fast, daß es Wasser statt Suppe war, was sie schlürften. Hurdales wurde nicht müde. Mitten in einer spannenden Erzählung ging das Licht aus. Die Bettler baten ihn, weiter zu erzählen. Er ließ sie zu dritt in den Betten neben dem seini- gen liegen, und sie dehnten die Ohren, um sein Flüstern zu vernehmen.

Für die Alten waren die Einzelheiten eines vielleicht einmal erfahrenen Berufslebens längst der Farblosigkeit des Bettlerdaseins gewichen, und die gewürzten Geschichten des Verbrechers berauschten sie wie starker Wein.

Der Erzähler grinste im Dunkeln. Jetzt wußte er, daß er ein stärkeres Machtmittel besaß als die Erpressung durch Brot – die Macht seiner Zunge: heute sollten sie noch genug davon bekommen, später wollte er die Speck- jäger kurz halten. Der Wilddieb gab ihm ein neues Stichwort: „Wann hast du eigentlich dein letztes Mädel gehabt?“

Hurdales wache Gedanken und nächtliche Träume waren meist von seiner Sehnsucht nach der Frau erfüllt, der Liebe, wie er sie verstand. Er war jung genug, um unter der aufgezwungenen Enthaltensamkeit zu leiden. Hier bei den alten Knaben konnte er sich ausleben. Umschmeißen, hinlegen, nehmen – war die Essenz seiner Nachträume. Hier konnte er sie ausmalen, die Schatten ausfüllen. Die Bettler horchten seinen gemeinen Geschichten, baten ihn mit brennenden Ohren, einen Satz zu wiederholen, den sie nicht verstanden hatten oder gerne noch einmal hörten.

Hurdales gähnte und hielt an mitten in der Erzählung von einem feinen Fräulein, bei der er zur Nacht eingebrochen war. Seine Zuhörer, zu alt um viel Schlaf zu benötigen, bestürmten ihn, weiter zu reden. Der Verbrecher schwieg einen Augenblick und sagte dann: „Gut, eine Brotschnitte von jedem morgen früh, dann erzähle ich noch ein bißchen.“ Alle sagten ja oder gut. Bei dem einen oder anderen mochte die Antwort etwas länger dauern, die Stimme zögern, aber am Ende ließ auch er sein Ja nachhinken. Gespannt, mit roten Ohren neben ihm liegend, hätten sie ein Vermögen hergegeben, um zu hören, wie die feine Dame vergewaltigt wurde.

Der letzte war der hungrige Barta, der sich seinen Brotvorrat für das ge- fürchtete Fasten anlegen wollte. Der glitt vom Bett und schlich sich in seine Ecke zurück. Aber auch er reckte den Hals, um hie und da ein Wort aufzu- fangen. Der Halbidiot ging auf den Handel ein.

Am nächsten Tage dienerten sie, selbst ohne das Versprechen von Brot- kanten, alle um ihn herum.

Wieviel war wohl wahr an den Geschichten des jungen Hurdalek? Es mochte eine Mischung von Erlebnis und Wunschtraum sein, eine starke Einbildungskraft. Wenn all das versiegte, gab er den Mädchen und dem Ort einen anderen Namen und erzählte eine alte Geschichte noch einmal. Die Bettler merkten nichts. Auch das einzige Nazibildungsmittel, welches das SS-Mitglied Hans Hurdalek kannte, „Der Stürmer“, war eine wahre Fundgrube an schmutzigen Geschichten. Die Bettler verstanden von den Rassentheorien des „Dritten Reiches“ genausowenig wie der Bursche, welcher sie darüber aufklären wollte. Aber von Beinen, Brüsten und Hinlegen ließen sie sich fürs Leben gerne erzählen. Dabei kam es nicht darauf an, daß der Mädchenhändler eine Hakennase hatte und Itzig hieß.

Der Rebell Novotny hörte den Geschichten zu und gab brav seine Schnitte ab, auch Barta hatte das Fasten vergessen und sparte nicht mehr. Er wurde an seinem Platz neben der Türe von Novotny besucht. Der flüsterte ihm zu: „Weißt du, was der Hurdalek mit unseren Brotschnitten macht? – Er schmeißt sie in den Kübel, den Klosettkübel – ich, ich habe es selbst gesehen. Durch die Ritze habe ich geguckt, weil er so lange drinnen gegessen hat.“

Der ehrenamtliche Türwächter war ebenso empört. „Uns hängt die Zunge zum Halse heraus vor Hunger – Speckjäger nennt er uns und jagt uns trockenes Brot ab – der will uns alle fertigmachen, alle!“ Barta endete mit einem Stoßseufzer: „Und morgen ist mein Fasttag.“

Die Geschichte mit dem Klosettkübel ging die Runde. Die Bettler zerbrachen sich den Kopf, wie sie wohl die Geschichten hören und doch ihr Brot zurückbekommen könnten. Nur Barta, Barta dachte an gar nichts mehr, außer an sein Fasten. Ausgelöscht waren die Rachedgedanken. Alles Denken kreiste um Fasten. Fasten: Wasser und Brot am Morgen, Mittag und Abend – Fasten.

Der Diktator wußte alles. Was in den müden Gehirnen der Vagabunden arbeitete, wurde auch ausgesprochen, und der einfältige Reznik war sein Zuträger, ein mit Brotkanten bezahlter Spitzel.

Das Opfer des nächsten Tages, Barta, legte sich allein in sein Bett bei der Türe, als das Licht ausging. Ein nervöses Hungergefühl nagte in seinem Magen, eine körperliche Vorahnung des zu Erwartenden. Er rechnete sich aus, wie er das kleine Brot einteilen müßte, damit es bis zum Abend ausreichte. Der Hunger wurde ärger. Er begann zu schlucken. Das Schlucken ward so laut, daß der flüsternde Erzähler am Fenster gestört wurde. Der hörte auf. Die Bettler fluchten. Barta hielt sich die Hand vor den Mund. Hurdalek setzte seine Erzählung fort. Er schien sich heute nacht selbst zu übertreffen. Marysaks bauchiges Lachen, das Grunzen des Stubenältesten

und der hohe Diskant des Wilddiebes wechselten ab. Der einsame Mann bei der Türe war mit seinem Hunger allein. Endlich konnte er es nicht länger aushalten. Hurdalek unterbrach seine Geschichte, um den Neuling auf seine Art zu begrüßen: „Aha, ein vornehmer Herr kommt uns besuchen. Wenn er zuhören will, das kostet zwei Brotschnitten, fingerbreit aus der Mitte.“ Schüchtern wagte der Stubenälteste einzuwenden: „Aber er hat doch Fasten morgen.“ – „Meinetwegen die ganze Woche“, war die Antwort.

Barta sagte kein Wort, nickte nur zustimmend und legte sich zu Novotny und dem Stubenältesten.

Der gefürchtete Tag war gekommen. Selbst das Wetter machte böse Miene. Über den kleinen Flecken Himmel, der von der Zelle aus sichtbar war, jagten dunkle Wolkenpferde. Wieder roch es durch das ganze Haus nach dünnem Zichorienkaffee, hörte man die gewohnten Geräusche der Frühstücksvorbereitungen. Das Schnauzen des Oberwachtmeisters, die Stimmen der Wärter drangen vom Gang her in die Zelle.

Das Brot war ausgeteilt. Die Faster standen mit ihren Wasserkrügen um den Schuldner Barta herum, der darauf wartete, seine zwei Schnitten abzugeben. Hurdalek hatte aus der früheren Zelle einen Löffel geschmuggelt, dessen am Stein geschärfte Seitenränder jetzt als Messerschneiden dienten. Unter den scharfen Augen der Zellenbelegschaft wurden nun aus Bartas Brot zwei Scheiben herausgesäbelt. Der Stubenälteste tat das, und da der Verbrecher nicht aufpaßte, wurden sie ziemlich dünn. Als Barta ihm die Brote hinreichte, sagte er gutmütig: „Kannst sie aufessen, aber sofort, die Frühstückszeit ist bald vorbei.“ Der arme Kerl sagte erstaunt: „Danke sehr!“ und schlang die Brote herunter.

Ich hätte es nicht tun sollen, dachte er. Der Fettbauch hat mir gesagt, daß man am besten über das Fasten hinwegkommt, wenn man den ganzen Tag kleine Stückeln kaut, so lange wie möglich kaut. Dann zählt man bis fünfhundert, bevor man den nächsten Biß macht. Ehe man sich's versieht, ist der Tag vorbei.

Er mußte das einmal probieren. Der graue Bettler nahm einen Bissen und begann zu kauen. Dabei ging er die ganze Länge der Zelle auf und ab. Das Kauen schien ziemlich lange zu dauern. Dann zählte er. Erst bewegten sich seine Lippen langsam und bedächtig. Doch immer, wenn er nach der Matratze hinsah, unter welcher das angefangene Brot lag, zählte er schneller. Wie lange es doch dauert, bis man bei fünfhundert ist – schon bei dreihundert war der Gaumen trocken –, die Zunge spürte nichts mehr von dem kräftigen halbsäuerlichen Brotgeschmack. Die letzten Zahlen sagte er im Eiltempo vor sich hin – lief zum Bett – nahm einen neuen Bissen – einen großen diesmal, damit das Kauen länger dauerte . . . Marysak, der Praktiker, hatte recht, die Zeit verging wirklich viel schneller.

Die Kollegen beobachteten ihn, während er kaute, zählte und auf und ab rannte. Marysak riß den Mund auf, um etwas zu sagen, aber er überlegte es sich wieder und machte eine Handbewegung, als wolle er sagen: Nutzt ja doch nichts.

Barta lief weiter auf und ab. Jetzt geschah es häufig, besonders, wenn er zu den höheren Zahlen kam, daß er sich selbst beschwindelte, zehn und zwanzig und noch mehr ausließ.

Der Diktator saß auf seinem Bett und zählte Brotschnitten.

In der Zelle wurde es dunkel. Da sah Barta überrascht auf: Er hatte nicht einmal bemerkt, wie für die anderen das Mittagbrot gekommen war – so versunken mußte er gewesen sein in sein Zählen und Kauen. Gott sei Dank! Der Tag war vorüber. „Marysak, du hast recht gehabt“, rief er den Fetten an. Der schüttelte nur stumm den Kopf.

Da prasselte es draußen los. Ein Wolkenbruch mit Hagel und Platzregen. „Es ist noch nicht einmal Mittag“, sagte der Fette endlich. Entsetzt lief der Fester zu seiner Bettstelle und besah die erbärmlichen Überreste seiner Brot ration. Ein Bissen war noch übrig, höchstens zwei. Die Bettler lachten. Sie waren nicht herzlos, aber der Anblick des verzweifelten Barta, der, sein Stückchen Brot in der Hand, immer wieder vor sich hersagte: „Noch nicht Mittag!“ hatte etwas Tragikomisches.

Der Ausgelachte wurde wütend, steckte seinen Bissen in den Mund und ging in das Klosett, um die grinsenden Gesichter nicht mehr zu sehen.

Inzwischen gab es Mittagessen, und neue Paketchen fanden ihren Weg in die geräumige Hosentasche des Diktators. Barta saß auf dem Kübel, bis ihn der junge Bursche herausrief: „Es gibt noch andere Leute mit einem gefüllten Hintern. Raus, du Vielfraß!“

Der Stubenälteste flüsterte dem Rebellen Novotny zu: „Er holt ihn nur raus, damit der arme Kerl zusieht, wie wir fressen. Was will er eigentlich von ihm?“

Doch der Diktator erstaunte alle, indem er den grauen Barta bei der Schulter nahm und sich neben ihm niederließ. Er gab ihm sogar ein kleines Stück Brot. Barta streichelte versöhnt seinen bunten Schal. Hurdalek tröstete ihn: „Mach dir nichts draus – weißt du was? – ich borge dir einen ganzen Laib Brot bis zum nächsten Freitag. Soviel kannst du leicht einsparen. Das ist jeden Tag nur eine Brotschnitte. Soviel hast du mir ja immer fürs Zuhören gegeben . . . Und – den Schal gibst du mir als Pfand. Nur, wenn du es nicht ermachen kannst, kriege ich den Schal.“

Wie er das so sagte, klang es, als sei es die einfachste Sache, in einer Woche einen Brotlaib zu sparen. Doch Barta, der zusammengezuckt war, als der Verbrecher das Austauschobjekt erwähnte, blieb weiter ängstlich. Es war an der Zeit, den Trumpf auszuspielen. Die Stimme des Diktators wurde

immer einschmeichelnder: „Damit du das Brot ordentlich zurücklegen kannst, darfst du zuhören, umsonst zuhören, eine ganze Woche lang. Schau her, hier ist das Brot, überleg es dir!“ Damit schaukelte er einen ganzen, tiefbraun glänzenden Brotlaib auf seinen Knien. Barta war die Kehle wie zugeschnürt. Er konnte nichts sagen. Hurdalek stand mit einem Ruck auf. Kurz und böse kam es: „Überleg es dir, ich gebe dir eine ganze Stunde Zeit, bis zum Spaziergehen.“

Seine Hände auf dem Rücken gefaltet, mit gesenktem Kopf, ging Barta die Zelle auf und ab. Seine Augen liebkosten den bunten Schal, wenn er an seinem Bett vorbeikam. Der Geldschrankknacker hatte es sich wieder auf der Matratze bequem gemacht. Seine Mahlzeit war so reichlich mit Brot aufge bessert, daß er vor Sättigkeit müde geworden war. Er rülpste laut und mit sichtlichem Genuß.

Der ruhelose Wanderer überlegte: Eine Brotschnitte hätte ich für alle Fälle abgegeben. Das stimmt doch. Den Schal brauche ich also nicht zu verlieren. Das nächste Mal beim Fasten werde ich halt besser aufpassen . . . Hunger habe ich, einen erbärmlichen Hunger.

Neben dem schläfrig dahindröselnden Hurdalek lag der braune Brotlaib. Das nagende Gefühl in Bartas Magen, der trockene Mund, der Anblick der braunen Kruste, in der sich die Sonne spiegelte, ließen alle Bedenken erblassen. Noch bevor die Glocke durch den Gang läutete und sie an der Türe antraten, um eine halbe Stunde lang den kleinen, von hohen Ziegelmauern umgebenen Gefängnishof zu umkreisen, gab der Hungernde nach.

Kein Wort wurde gesprochen. Er nahm den Brotlaib vom Bett, und Hurdalek nickte ihm zu und klopfte ihm auf die Schulter. Den Schal ließ er an Bartas Bettstelle hängen.

Die anderen hatten alles verstanden, obwohl keiner es gewagt hatte, dem Gespräch zuzuhören. Aber sie wußten, was vorging, hatten die gierigen Blicke Hurdaleks nach dem bunten Schal hin aufgefangen. Barta kaute in der Fensterecke und versuchte, seine Gedanken auszuschalten.

Die Stunden und Tage zerrten sich langsam vorüber. Die Bewegungen der Bettler bekamen etwas Automatisches: Aufstehen, Saubermachen, das gleichförmige Frühstück. Die Unterbrechungen der Langeweile und des Hungers schienen immer kürzer zu sein. Mittagsmahl, Spaziergehen und Schlafen. Auch der bezahlte Erzähler wurde fauler. Sein Vorrat ging aus, und die nahe Freilassung beschäftigte ihn.

Barta hatte wirklich schon ein Viertel Brot zusammen nach drei Tagen. Am vierten legte er zweieinhalb Schnitten zurück. Er aß die ältesten Kanten und hob die frische Ration auf. Seine Kollegen litten mit ihm. Aber der Gläubiger hatte ihnen verboten, auszuhelfen. In einer Zelle bleibt nichts verborgen.

Manchmal glaubte selbst Hurdalek, er könne ohne den Schal auskommen, wenn er den blassen kleinen Mann sah. Zu der schwarzen SS-Uniform konnte er ihn ja doch nicht tragen, und der Lieselotte würde er bald feinere Geschenke schicken, wenn er sie erst den Juden im Reiche abgenommen hatte. Er mochte auch nicht leiden, wie ihn die Bettler, wenn sie sich unbeobachtet fühlten, ansahen; er erspähte die grimmigen Gesichter hinter sich im Spiegel der kleinen Glasscheibe am hohen Fenster. Hurdalek brauchte Anerkennung, Lob und Gehorsam, um glücklich zu sein.

Es wäre wohl alles anders gekommen, hätte Barta nicht so hartnäckig und erfolgreich gespart. Die Brotschnitten häuften sich. Sie wurden in den verschiedensten Strohsäcken versteckt, selbst der Spitzel Reznik verlor ihre Spur.

Der Verbrecher hatte einen harten Schädel. Er wollte sich nicht in einem Spiel schlagen lassen, dessen Regeln er selbst bestimmt hatte. Je mehr sich das Gesicht des Schuldners aufhellte, desto böser schaute sein Gläubiger drein.

Die Bettler ermutigten den Schwächeren: „Du hast es beinahe geschafft. Laß dich nicht zum Essen verführen.“ Sonst hätte der hungrige Mann nicht die Kraft gefunden, nicht nur zu sparen, sondern die tägliche Menge noch zu steigern. Der kleine farblose Barta wurde der Champion seiner Leidensgenossen. An seinem Widerstand entzündete sich der Funken der Rebellion aufs neue.

Hurdalek fand plötzlich, daß die Zelleninsassen ihm nicht mehr aufs Wort folgten. Sie hörten nicht immer gleich das erstemal, wenn er sie anrief. Er teilte Ohrfeigen, Püffe und Lebensmittelstrafen aus, – aber – Barta sparte immer noch. Das machte alles wett.

Endlich beschlossen sie, ohne Bartas Wissen, ihm zu helfen. Reznik war im Häusel, und der Verbrecher rauchte am Fenster, als sie sich besprachen. Sie wollten warten, bis der Diktator Verdauungsschwierigkeiten hatte.

Nichtsahnend saß der junge Hurdalek auf dem Kübel, als er hörte, wie ein Bett gegen die Holztür geschoben wurde. Bevor er aufstehen konnte, war schon ein anderes darübergetürmt. Er brüllte: „Reznik, wer ist es?“ und – gab damit seinen Spitzel preis. Novotny hielt dem Angeber den Mund zu. Die anderen Bettler stemmten sich gegen die Betten, und der Stubenälteste durchstocherte schnell, mit fahrigem zitternden Fingern die Matratze Hurdaleks, der im Klosett tobte: „Wartet, bis ich herauskomme, wartet, ihr Speckjäger!“

Petroschek, seine Hände tief in der zerwühlten Häckselfüllung vergraben, schüttelte den Kopf. Keine Spur von Brot, kein anderes Paket, nicht einmal eine Fingerspitze Tabak. Die Gesichter der Rebellen wurden lang und länger. Hurdalek lachte. Seine Vorräte lagen seit seinem ersten Tag in der

Bettlerzelle auf dem Wasserbehälter im Klosett. Vor der Inspektion klemmte er sie zwischen Wand und Eisen und machte sie so unsichtbar.

Der Verbrecher überlegte. Gegen die Tür hämmern, mochte den Wärter heranlocken. Er beschloß, ruhig zu warten. Sie mußten die Betten vor dem Spaziergang ja doch ordentlich hinstellen.

Wortlos kam der Verbrecher aus dem Klosett, als die Glocke ging. Stumm ging er zu seinem Bett. Er sah niemand an, nicht einmal seinen Spitzel, der jetzt, von der Wut der Bettler verfolgt, seinen Schutz dringend benötigte. Seine Lippen blieben zusammengepreßt, während die Gefangenen auf dem staubigen Kopfsteinpflaster des Hofes herummarschierten. Er schwieg bis zum Mittagessen.

Nur mit dem Kalfaktor, der, mit der Desinfektionsspritze über der Schulter, vom Wärter begleitet, in die Zelle kam, hatte er ein längeres Geflüster hinter dem Rücken des Beamten, welcher über die schlecht aufgestellten Betten schimpfte. Marysak sah den Privilegierten grinsend und verständnisvoll nicken.

Den Zelleninsassen wurde die Ruhe unheimlich. Sie hatten Prügel und Flüche erwartet. Die wären für sie leichter zu ertragen gewesen als das harte unbewegliche Gesicht des Diktators. Geschichten hätten sie gerne gehört, seinen Rock ausgeputzt oder sein Bett gemacht, nur nicht diese grimmige Stille. Sie waren keine Rebellen mehr, sie waren wieder Sklaven, die auf den Fußtritt des Herrn warteten. Sie waren alle stille, das mit übler Spannung geladene Schweigen teilte sich ihnen mit. So – hatten sie sich den Ausgang der Revolte nicht gedacht.

Nur einer war an den Geschehnissen nicht interessiert, Barta. Nur noch zwei Brotschnitten und der Schal war wieder sein. Er lächelte auf dem Nachmittagsspaziergang in sich hinein, als er plötzlich dem höhnisch grinssenden Blick des Verbrechers begegnete, der zu den Zellen hinaufschaute. Böses ahnend, stellte sich Barta als erster zum Rückmarsch an, während er früher immer versuchte, der letzte zu sein. Ungeduldig hüstelnd, wartete er, bis der Wärter die Zellentür aufschloß, sprang zu seiner Matratze, wühlte darin und schrie auf: „Mein Brot – mein Brot ist gestohlen!“ Der Wärter kam zurück. „Was, Brot in der Zelle?“ Die Bettler beruhigten ihn: „Der ist nicht richtig oben, der spinnt!“ Der Beamte ging kopfschüttelnd davon.

Mit seinem Elend allein, saß der Bettler auf seiner Matratze. Bedauernd umstanden ihn seine Kollegen. Jetzt fand Hurdalek seine Stimme wieder: „Du alter Vielfraß, aufgefressen hast du deinen Vorrat. Draußen, auf dem Hof, hab ich dich kauen gesehen. Wer sollte denn geklaut haben? Es war ja niemand in der Zelle.“ Seine Stimme war wieder stark, höhnisch, befehlend. Er wußte, sah es an den müden Gesichtern, daß er Herr im Hause war.

Barta nahm seine letzte Schnitte aus der Tasche und kaute geistesabwesend.

Die Tränen liefen in kleinen Bächen über sein Gesicht und auf das Brot; überflüssig, es zu salzen. Hurdalek übernahm wieder das Kommando: „Also, ihr Speckjäger! Der Schal ist meine jetzt, wehe dem, der ihn anrührt. Und wer jetzt noch was zum Abgeben hat, kann sich eine Geschichte anhören.“ Barta sah verzweifelt zu seinem Bett und dem Schal hin, aber der neue Besitzer machte keine Anstalten, das Kleinod wegzunehmen.

Der Graue stützte seinen Kopf in die Hände und murmelte: „Und morgen ist wieder Fasten.“

Der grimmige Fasttag ging zur Neige. Der graue Bettler überstand ihn besser, als er je gedacht hatte. Der Hunger plagte ihn nur am Vormittag. Später schüttelte ihn ein trockener, krampfartiger Husten, aber auch der ging vorbei. Er war müde, aber zu fieberig, um einzuschlafen. In seinen halbweisen Fieberphantasien kam ihm ein tollkühner Plan. In der Nacht, wenn alles schlief, mußte er den bunten Schal, der immer noch am Kopfende seines Bettes hing, verstecken. Dann sollte ihn der Verbrecher totschiessen, aber herausbekommen, wo sein Schatz war, würde er nicht.

Der Stubenälteste sah besorgt zu dem bleichen Mann herüber, der vor sich hin phantasierte, dessen rote Flecken sich scharf und rund von der ganzen Gesichtshaut abzirkelten. Man sollte es dem Brückner sagen, der Mann war schwerkrank. Der sollte ins Gefängnislazarett. Ein Schlüssel drehte sich im Schloß. Ein Offizier der Militärpolizei mit dem Gefängnisinspektor betrat die Zelle. „Hans Hurdalek aus Brück“, rief der Inspektor, „der Herr Hauptmann hat Ihnen etwas mitzuteilen.“ Der Verbrecher wußte, daß dieser Besuch seine baldige Freiheit bedeutete. Es kostete ihn Mühe, seine gewohnte Wurstigkeit vorzutäuschen und langsamen Schrittes von seinem gewöhnlichen Platz am Fenster einherzuschlendern.

„Sie werden morgen unter militärischer Bedeckung zur Strafkompagnie der 48er Infanterie überführt. Hoffentlich machen sie dort einen anständigen Menschen aus Ihnen. Halten Sie sich bereit!“ sagte der Offizier im trockenen Amtston, machte, ohne eine Antwort abzuwarten, kehrt, und Petroschek konnte seine Meldung über den kranken Barta nicht mehr anbringen.

In dieser Nacht schlief wohl keiner der Häftlinge. Der Einbrecher dachte an Lieselotte, an die Flucht von der Strafkompagnie und seine schwarze Uniform. Warum hatte er sich auch auf dem Ausflug nach Brück in die Einbruchsgeschichte hineinzerren lassen, anstatt nach ein paar Tagen zurück ins Reich zu fahren. Aber zum Glück hatte ihn ein Freund von drüben in der Gefängnisprechstunde besucht und ihm gesagt, es sei alles vergessen und sie brauchten ihn beim „Kommando zur besonderen Verwendung“. Noch eine Woche, vielleicht nur ein paar Tage, dann war er wieder über der Grenze.

Alle anderen dachten an Bartas Schal. Der Fiebrige selbst hatte seinen Plan nicht vergessen, seine schwachen Lebensgeister klammerten sich an ihn. Er hoffte, Hurdalek werde bald einschlafen.

Eine unheimliche Spannung hing über der nachtdunklen Zelle. Die Bettler atmeten verhalten. Der Fiebrige hüstelte von Zeit zu Zeit, der Verbrecher warf sich nervös auf der Matratze herum. Unendlich schienen die ersten Nachtstunden. Da kroch Barta leise aus dem Bett. Mühsam bewegte er seine Füße unhörbar bis zum Bettrand, die rheumatischen Knochen knarrten etwas. Er hielt sich gebückt und begann den Schal vom Bettrahmen abzuwickeln.

Eine Hand legte sich auf seinen Rücken ... Hurdalek stand hinter ihm und sagte gönnerhaft: „Ist es dir zu kalt auf dem Häusel ohne den Schal? Kannst ihn noch einmal mitnehmen! Ich warte draußen.“ Der Bettler zuckte zusammen und ging ohne den Schal auf das Klosett. Drinnen wurde er von einer schrecklichen Angst gepackt. Wie, wenn der Diktator nur wartete, bis er unsichtbar war, um seinen Schatz endgültig wegzunehmen? Er eilte zurück. Das bunte Stück hing immer noch am gewohnten Platz. Hurdalek war schon im Bett. Der Bursche dachte: Ich bin einer, und sie sind immerhin sechs. Krepierdln sind sie, aber sechs von der Sorte. Solange das Halstuch beim Barta hängt, lassen sie es schon in Ruhe und mich auch. Morgen ist auch ein Tag! Damit drehte er dem Schal und seinem Besitzer den Rücken zu.

Aber er schlief nicht. Weiter bewachten der Verbrecher und der Bettler ihren Atem. Bartas Ausdauer verließ ihn, und er schlief ein. Die anderen schnarchten längst. Hurdalek allein startete mit offenen Augen zur Decke und malte sich das Leben aus, wenn er von der Strafkompagnie ausgerissen und erst einmal jenseits der Grenze war. – Und der bunte Schal war auch sein. Bis morgen hieß es noch aufpassen. Diese Speckjäger konnten verdammt hinterlistig sein ...

Hurdalek machte sich umsonst Kopfschmerzen. Am nächsten Morgen lagen die Bettler erschöpft und müde da. Weiterschlafen wollten sie, sonst nichts. Beim Säubern der Zelle und beim Bettenmachen gab es keine Witze, wie sonst üblich. Alle Bewegungen waren schwerfällig und langsam. Mitten im Aufräumen hörten sie den Zellschlüssel rasseln. Sie richteten sich auf und blieben, wo sie waren, erregt und wortlos stehen.

Barta ging zu seinem Bett und setzte sich hin. Der Wachtmeister rief: „Hurdalek!“ Der schwere Junge machte sich fertig und ging zur Türe. Die Bettler sahen ihm freudestrahlend nach: der Diktator hatte vergessen.

Sie irrten sich. Hurdalek wartete nur, bis die Zellentür sich wieder öffnete, so daß sein Rückzug gedeckt war. Dann war er mit zwei Schritten beim Bett, riß den Schal vom Rahmen und warf ihn sofort oberflächlich um seinen Hals. „Der Schal gehört jetzt mir, Herr Oberwachtmeister!“ sagte er, einem

erstaunten Blick Brückners antwortend, und machte sich daran, die Zelle zu verlassen.

Sie hörten alle einen unmenschlichen Schrei. Da war Barta schon von der Höhe seines Bettes, beide Hände vorgestreckt, dem Verbrecher an die Kehle gesprungen. So groß war die Überraschung und die Kraft der Verzweiflung in den kleinen schwachen Händen, daß sie den starken Burschen umwarfen. Auf dem Boden bohrte der fiebernde Bettler seine Nägel in den muskulösen Hals des Verbrechers. Doch bevor die anderen, welche einen Augenblick wie versteinert dagestanden hatten, eingreifen konnten, sanken die Hände des Bettlers kraftlos herunter, und ein Blutbächlein rann aus dem Munde des Bewußtlosen über das Gesicht und die Kleidung des entsetzten Verbrechers, der sich, hilflos vor Angst, vergebens bemühte, unter der bewegungslosen Last hervorzukriechen.

Oberwachtmeister Brückner kümmerte sich nicht um die Bemühungen des Diktators. Er beugte sich zu der schlaffen Gestalt herunter, horchte an der Brust, nahm die freie Hand und versuchte, den Puls zu finden. Dann schüttelte er bedauernd den Kopf und nahm seine Mütze ab, die er salbungsvoll über sein Herz legte.

Doch die andere Hand Bartas, die vor einer Minute kraftlos heruntergesunken war, hatte sich im letzten Kampf wieder eingekrallt. Mit verkrampften Fingern – so fest, daß mehrere Hände gebraucht wurden, um Hurdaleks Kopf aus der Schlinge zu befreien, umspannte der graue Bettler Barta seinen bunten Schal.

DIE FLUCHT DER GRÜNGESICHTIGEN

Es war im Februar 1945. An der brandenburgisch-schlesischen Grenze schlängelte sich der Bober wie ein halbvertretener Wurm durch die Landschaft. Zwischen Naumburg und Christianstadt war ihm die schwere Betonbrücke auf den Leib gefallen und hatte seine Fluten über weite Wiesen und Äcker geschwemmt. Vom Ostufer her ertönte Tag und Nacht das Rasseln schwerer Sowjetpanzer. Auf der Westseite befand sich das weitmaschige Netz der Wehrmachtstellungen, wo man eifersüchtig, aber ohnmächtig alles beobachtete, was drüben sich zum nächsten unaufhaltsamen Offensivstoß zusammenballte. Hier in dieser Gegend, in den großen Wäldern versteckt, hauste seit Jahren ein gefährliches Ungeheuer. Es spuckte dem Fluß unentwegt seinen giftigen Geifer ins Wasser, so daß dem alle Fische starben. Zeitweilig schleuderte es auch grellaufleuchtende Blitze in den Himmel, die, wie alle Gewitter eines Sommers zugleich, Stadt und Land erzittern ließen. Zu solchen Zeiten war in seinem donnernden Feueratem der Todesschrei vieler in die Luft gewirbelter armseliger Menschen; denn Tausende sogenannter Fremdarbeiter, aus aller Welt hier zusammengetrieben, hielt es in den blutigen Pranken gefangen und zerkaute sie langsam zwischen seinen unersättlichen Giftzähnen. Sprengstofffabrik Christianstadt, so hieß das Ungeheuer.

In diesen Tagen aber, von denen hier berichtet wird, lag es im Sterben, und seine Sklaven, in maßloser Angst, es könnte sich noch einmal erheben, flüchteten in wilder Hast in die Wälder und hinunter zum Fluß. Die hohlen Augen voll brennender Sehnsucht, blickten sie über das Wasser und lauschten mit fast schmerzlicher Spannung auf das ferne Klirren der Waffen, die ihnen Rettung und endgültige Freiheit bringen sollten.

Noch in den allerletzten Stunden jedoch wütete unter ihnen das Mordmesser der Faschissapos*. Eine Abteilung SS war zur besonderen Verwendung in Christianstadt angekommen und ging sofort an ihr Werk. Am heftigsten schlug sie unter den Juden zu; besonders wütete sie in der Baracke der kahlgeschorenen, völlig zerlumpten Frauen, denen es noch nicht möglich gewesen war zu flüchten. Ein letztes großes Entsetzen lag in den von der Arbeit mit Sprengstoff grasgrünen Gesichtern. Aus sieben Maschinen-

* Eine unter Fremdarbeitern verbreitete Bezeichnung für Faschisten.

pistolen jagte die SS ihre Feuerstöße in den überfüllten Raum, bis sich nichts mehr rührte. Vier jüngeren Berliner Frauen aber, die sich, nichts Gutes ahnend, in einer verbauten Ecke der Baracke während der Nacht unter die Fußbodenbretter verkrochen hatten, gelang die Flucht in die Wälder. Doch auch hier noch war der Tod hinter ihnen her; die SS durchkämmte Wald und Feld und machte erbarmungslos alles nieder, was ihr in die Hände fiel. Besonders abgerichtete Bluthunde, denen gestattet wurde, sich an dem noch warmen Fleisch ihrer Opfer satt zu fressen, durchschnüffelten gierig jedes Gebüsch und Versteck.

Es war ein klebriger nasser Februarmorgen, der die Regenpfützen nur in den frühen Stunden mit dünnen Eisscheiben bedeckte und seine Nebelschwaden gespenstisch wie Leichentücher über die vergewaltigte Erde legte, als die vier jungen grünesichtigen Frauen, in einem schmalen Wiesenbach watend, den Fluß erreichten. Man glaubte sich hier in der unmittelbaren Nähe der Fronten vor der SS am sichersten. Bei dem Versuch, hinabzu- steigen in die schnell dahinfließende Flut des Bober, um schwimmend das andere Ufer zu erreichen, zeigte sich, daß zwei von den vier dieser Anstrengung nicht gewachsen waren und in höchster Gefahr des Ertrinkens zum diesseitigen Ufer zurückschwammen. Aber auch die beiden anderen mußten umkehren. Vom sowjetischen Ufer her wurde geschossen. Unheimlich dicht an den Köpfen der Schwimmerinnen vorbei schlugen die Kugeln zwitschernd aus dem Nebel heraus ins Wasser und ließen kleine Fontänen emporsteigen. Offenbar glaubte man drüben bei den Sowjets, in den Frauen mit den grünen Gesichtern einen getarnten feindlichen Spähtrupp vor sich zu haben. Zu Tode erschrocken und verwirrt wateten die vier in gebückter Haltung durch den Bach, hinweg vom gefährlichen Ufer des Bober. Und sicherlich war es eine glückliche Fügung des Zufalls, daß dieses Rinnsal die Flüchtigen in eine Landschaft führte, die ihnen durch ihre Eigenart einen gewissen Schutz vor der SS bot, obgleich sich der Nebel am späten Vormittag völlig verflüchtigt hatte. Es war der südwestlich von Christianstadt gelegene große Saater Sumpf, aus dem das Bächlein entsprang. Zu dieser winterlichen Jahreszeit reichlich mit Wasser angefüllt, das den Frauen oftmals bis zu den Hüften ging, war die Gegend für die SS ein nicht gerade ideales Jagdgebiet, denn im Sumpf konnten ihre Bluthunde keine Spur aufnehmen.

Gegen Mittag mochte es gewesen sein, als die Jüngste und letzte der sich im Gänsemarsch Dahinschleppenden plötzlich die Kräfte verließen. Mit einem leisen Aufschrei brach sie im modrigen Wasser zusammen.

„Um Gottes willen, was machst du denn?“ Renate Brockmaier, die Tochter eines im KZ umgekommenen Charlottenburger Textilkaufmanns, hatte sich umgedreht, hörte aber von der Versinkenden nur ein gurgelndes Husten und einige kaum verständliche Worte. Ein hilfloses Lächeln in dem grünblassen,

von Entengrütze verklebten Gesicht blieb auf die drei Gefährtinnen gänzlich ohne Wirkung.

„Bist du denn verrückt? Du kannst doch jetzt nicht schlappmachen!“ Hart geworden durch all die Jahre der Qual und Erniedrigung stieß man die Todmüde rücksichtslos vorwärts. Nur die junge Witwe Katzenstein, von den Gefährtinnen kurz Katze genannt, die auch den Fluchtplan erdacht hatte, fand ein halbwegs freundliches Wort: „Bettina, wenn du hier liegenbleibst, wachsen deine Haare nicht wieder! Also los, weiter!“

Hinter einem starken hohen Binsfeld verwandelte sich der Sumpf in einen See. Plötzlich entdeckten die Frauen auf dem jenseitigen Ufer, halb in hohem Schilf versteckt, ein schwimmendes Boot. Ein verhaltener Ausbruch neuer Zuversicht, von dem die Flüchtenden erfaßt wurden, hatte auch die Kraftlose wieder aufgerichtet. Oder war dieses trockene Plätzchen hier mitten im Sumpf vielleicht eine Falle der SS? Aber dann wäre diese Falle sicher nicht mitten auf dem Wasser, sondern am erreichbaren Ufer angebracht worden, beruhigten sich die Frauen. In weitem Bogen mußte nun der See umgangen werden, bis man, vom Lande her die richtige Stelle mutmaßend, durch das tiefe Wasser des Schilffeldes durchstoßen konnte. Die Enttäuschung war groß, denn nichts war zu sehen von dem rettenden Boot, obwohl die kleine Bettina schon bis an den Hals im Wasser stand. Kurzentzschlossen erbot sich die Witwe Katzenstein, ein Stückchen in den See hinauszuschwimmen, um nach dem Boot Ausschau zu halten. Man verabredete zwei oder drei kurze Piffe, ähnlich dem Lockruf eines Wasservogels, um einander wiederfinden zu können.

Zweimal mußten die Frauen der schwachen Bettina zu Hilfe kommen. Kraftlos ließ sie den Kopf hängen und bat mit müder Stimme, man möge sie doch versinken lassen. In dem schmalen, blaßgrünen Gesicht zeigten sich jetzt kleine blaue Flecke, die allmählich größer und größer wurden, bis sie gänzlich das Antlitz der Entmutigten bedeckten. Gerade hatte man beschlossen, die Halbbewußtlose zurück an das Ufer zu tragen, als aus ziemlicher Entfernung der verabredete Pfiff ertönte und sofort erwidert wurde.

„Das ist Katze! Das Boot! Hörst du, Bettina, sie hat das Boot gefunden! Bettina, das Boot kommt!“

Renate Brockmaier – sie war selbst am Ende ihrer Kraft – tropften Tränen aus den Augen. Aber es waren Tränen der Freude. „Katze kommt schon mit dem Boot. Halt doch aus, Bettina!“ Es war nicht schwer, die Zusammengebrochene ein wenig über Wasser zu halten. Die Hoffnung auf das heran kommende Boot ließ die beiden Helfer die geringe Mühe nicht spüren.

Aber wie niederschmetternd wirkte wenige Minuten später das jähe Geknatter einer Maschinenpistole. Mit großen, angstvollen Augen sah man sich an und beneidete fast die kleine Bettina, die dieses Bellen des Todes nicht

mehr vernommen hatte, denn sie hing bewußtlos in den Armen der Freundinnen. Renate Brockmaier legte sich die Hand über die Augen. „Mein Gott, also doch eine Falle! Ob sie Katze jetzt...?“

Friedel Kohn, die Älteste des Trupps, deren Gesicht durch schlecht verheilte Blatternarben verunstaltet war, hielt der Sprechenden den Mund zu, obwohl das im scharfen Ostwind wispelnde trockene Schilf die Worte unverständlich machte. Wieder wurde die Stille der winterlichen Landschaft von drei hintereinanderfolgenden Feuerstößen zersägt. Das Rattern der Waffen hatte die kleine zierliche Bettina aus ihren finsternen Träumen erwachen lassen. Mit einer wilden Bewegung der Arme schlug sie plötzlich aufs Wasser und beruhigte sich erst, als sie in die von äußerster Spannung verzerrten Gesichter ihrer Helfer blickte. „Katze? Wo ist Katze?“ Man legte ihr die Hand auf den Mund. Kurz danach fiel das grünblaue Gesicht wieder vornüber, und die Arme hingen schlaff am Körper herunter. Der Wind war stärker geworden und drückte das rauschende Schilf tief auf das Wasser herab. Von See her wurde das Plätschern der Wellen hörbar. Einige Raben zogen schnurgerade in geringer Höhe über das Schilf dahin, wobei die Entdeckung der Flüchtenden ihren Zug ein wenig in Unordnung brachte. In weiter Ferne grollte Kanonendonner. „Vielleicht, daß morgen die Russen kommen!“ Die Frau mit den Blatternarben glaubte sicherlich selbst nicht an die Erfüllung dieser Hoffnung, aber sie vermeinte der Leidgenossin jetzt unbedingt etwas sagen zu müssen; denn auf Renate Brockmaiers Gesicht zeigten sich untrügliche Merkmale eines nahenden Zusammenbruchs. Die Augen, schon halb geschlossen, schienen ins Leere zu blicken, und die Haut nahm mehr und mehr eine fahle grüngraue Blässe an. Das kalte Wasser und der Hunger mußten wohl früher oder später seine Wirkung tun. Der lange Zeit unterernährte Körper war dieser Anstrengung nicht mehr gewachsen.

„Renate! Hörst du mich denn nicht mehr? Um Himmels willen, Renate, laß mich doch nicht allein!“ Langsam sackte der Körper hinunter ins Wasser. Unter großer Mühe fing ihn die Gefährtin auf und versuchte, die beiden Leblosen zum Ufer hinzuschleppen. Je flacher aber das Wasser, um so schwerer wurde die Last. Dort, wo es bis zur Hüfte stand, schien die Grenze des Möglichen erreicht. Mitten hinein in das bitterliche stille Weinen der Verlorenen ertönte plötzlich der verabredete Pfiff. Leise nur und doch so nahe, daß er die glücklich Aufhorchende erschrecken machte und sie fast die Erwiderung vergessen hätte. Unmittelbar darauf schob sich das Boot, ein großer Angelkahn, langsam durch die dichten Halme des Schilfes. Es war wie ein Wiedersehen nach jahrelanger schmerzlicher Trennung.

„Ach, Katze, wenn du jetzt nicht gekommen wärest. Ich war schon halbtot.“

Die junge Witwe strahlte vor Zuversicht und flößte der Blatternarbigen

neuen Mut ein. „Du brauchst nicht so leise zu sprechen, Friedel, uns hört hier niemand!“

Aus dem noch von Tränen feuchten Gesicht kam ein dünnes Lächeln. „Aber die Schüsse vorhin?“

Für einige Sekunden wurde die Witwe nachdenklich. „Sicherlich SS, aber sie kamen von der anderen Seite des Sees. Ich schob den Kahn gerade ins Schilf und habe nichts mehr gesehen.“

Man ging nun daran, die Bewußtlosen zu bergen. Am hinteren Ende des geräumigen Bootes lag ein hoher Haufen trockenes Heu, aus dessen weicher Fülle jetzt das ruhig kauende Gesicht einer schwarzen Ziege hervorschaute.

„Katze, was hast du uns da mitgebracht?“ Fast zu überschwänglich begrüßten die Frauen den neuen Gast. Gleichsam als sei er froh, wieder unter Menschen weilen zu können, ließ er zufrieden ein kurzes Meckern hören. Die Witwe aber schob das duftende Heu ein wenig beiseite und ging unverzüglich daran, das geduldige Tier mit dem übevollen Euter zu melken. Als trotz aller Unbeholfenheit die rostige Blechbüchse, offenbar einst zum Ausschöpfen des Bootes benutzt, zur Hälfte gefüllt war, wurde sie der kleinen Bettina gereicht, bei der die lauwarme Milch augenblicklich eine belebende Wirkung hervorrief.

„Katze, erzähl doch endlich, wie kommst du zu der Ziege?“

Die Witwe erklärte, daß sie das Tier trinkend am Ufer des Sees vorgefunden habe und es ihr bereitwillig ins Boot gefolgt sei. Es stamme offenbar aus dem in nicht allzu großer Entfernung gelegenen Dorf, dessen Einwohner sicherlich vor dem herannahenden Krieg geflohen seien. Das Heu komme aus einem auf Stangen gesetzten Schober, der unweit vom Ufer auf einer Wiese gestanden habe.

Nachdem alle Frauen von der fetten Milch getrunken hatten, zogen sie sich kurzentschlossen die nassen Kleider aus, brachen in großer Eile eine Menge Schilf und bauten sich damit ein weiches Lager im Boot. Dann wurde alle Kleidung ausgewrungen und zum Trocknen über die beiden Ruder gehängt, worauf man sich zum Schlafen hinlegte und mit dem Heu bedeckte. Bettina und Renate nahmen auf Anordnung der Witwe die Ziege in die Mitte und schmiegt sich an das warme, langhaarige Fell.

„Schlaft euch aus, Kinder, hier sind wir sicher!“ sagte Katze. Und bald schliefen dann Mensch und Tier einen festen Schlaf. Lediglich die Tatsache, daß eine trübe winterliche Sonne am wolkenlosen südöstlichen Himmel stand, die Kleidung auf den Rudern völlig trocken und das Euter der munter Heu fressenden Ziege schon wieder gefüllt war, ließ erkennen, daß man die Nacht über durchgeschlafen hatte.

Eilig gingen die Frauen daran, sich anzukleiden. Es war bedeutend kälter geworden. Da aber der naßkalte Wind nicht mehr wehte, empfanden

sie diesen Witterungswechsel als wohltuend. Katze machte sich ans Melken, und in Erwartung der Milch streichelte man das Tier und lobte seine ihm von der Natur verliehene Gabe, aus dürrer Gras fette Milch zu machen. Nach dem Frühstück krochen die Grüngesichtigen wieder unter das Heu, und es zeigte sich bald, daß immer noch ein großes Schlafbedürfnis vorhanden war.

„Ruh'n und Schlaf'n ist das Beste, was wir tun können, es spart Kräfte und läßt uns Zeit gewinnen!“ hatte Katze gesagt und auch davon gesprochen, daß es sicherlich richtig sei, hier in diesem Versteck den Krieg über sich hinweggehen zu lassen.

„Wenn es nicht mehr allzulange dauert“, warf die Blatternarbige dazwischen, „denn bei starkem Frost können wir hier nicht bleiben.“

„Warum nicht? Solange wir noch die Ziege haben und das Heu auf der Wiese, schlagen wir uns schon durch.“

Die Blatternarbige strich sich durch das kurzgeschorene Haar und erwiderte: „Wenn starker Frost kommt, friert der See zu, und das Wasser ist dann für die Faschissapos kein Hindernis mehr!“

Katze antwortete gelassen: „Machen wir uns nicht gegenseitig mit Redensarten das Leben schwer. Vorläufig friert's noch nicht! Schlafen wir jetzt!“

Dieser Schlaf aber währte nicht allzulange. Plötzlich stürzte aus dem westlichen Abendhimmel mit höllischem Motorendonnern ein Flugzeug herab und jagte im Tiefflug über das Lug. Sofort wurden alle wach. Deutlich war das Balkenkreuz an seinen Tragflächen zu erkennen. Obwohl Katze sofort laut schrie: „Heu über die Köpfe!“ hatte niemand diesen Befehl befolgt.

Renate Brockmaier wollte dem Ereignis keine große Bedeutung beimessen. „Flugzeuge kümmern sich um uns nicht.“ Aber der Flieger kehrte zurück und feuerte aus seinen Bordkanonen auf die Grüngesichtigen. Mit bissigem Fauchen schlugen die Geschosse dicht neben dem Boot ins Schilf und ließen das Wasser hoch aufspritzen. Noch zweimal brauste dieser Angriff über die Unglücklichen hinweg, und es war fast wie ein Wunder, daß niemand getroffen wurde.

Früh senkte sich die Nacht über das Lug und streute dünnen Schnee auf die Frauen, die unter quälender Mühe ihre steifgewordenen Glieder in Bewegung brachten und wieder hinabstiegen in den Sumpf, um ihren beschwerlichen, von Tod und Verderben bedrohten Weg weiterzugehen. Stumm und folgsam lief die kleine schwarze Ziege an ihrer Seite dahin. Man hatte eine nördliche Richtung eingeschlagen und hoffte, so schneller aus dem Sumpf herauszukommen, denn es war bitter kalt geworden, und das Waten im Wasser wurde unerträglich. Die Vermutung bestätigte sich. Sie stießen plötzlich auf Ackerland, und wenig weiter nahm hohe Kiefernwaldung die nun

schnell Voranschreitenden auf. Katze hatte die Parole gegeben: noch in dieser Nacht so weit wie möglich weg von der dreimal verfluchten Sprengstofffabrik. Vielleicht, daß man dadurch aus dem Bereich der SS hinausgelange. Wenngleich man sich auch keinen großen Illusionen hingab, so war doch zu hoffen, irgendwo Hilfe zu finden, von Menschen, die trotz aller Hetze noch ein Herz hatten. Die größte Sorge der Flüchtenden war der Schnee, der immer noch in dünnen Flocken herniederrieselte. Er konnte den Verfolgern am Morgen Hinweise geben. Er trug aber auch dazu bei, daß die Frauen bis zur äußersten Grenze ihrer Kräfte vorwärts stürmten.

Linker Hand wurde von Zeit zu Zeit ein blasser Mond sichtbar, der neben dem Geschützdonner der Front den Frauen die Richtung wies. Vorsichtig fühlte man zu einer Chaussee vor, auf der eine lange und offenbar schon sehr müde Kolonne Soldaten in Richtung Front marschierte. Schweigend zogen die dunklen Gestalten dahin. Der Geruch von Schweiß und Zigarettenrauch wehte die Frauen an. Jemand löste sich aus dem Zug und blieb zu bestimmten Zwecken zurück.

Katze richtete sich auf. „Bleibt hier, ich komme gleich wieder!“ Schnell rannte sie auf den Soldaten zu, der gerade sein Geschäft beendet hatte. Es war ein junger Mensch, der nicht wenig erschrak, als plötzlich aus dem Wald jemand auf ihn zukam.

„Haste nicht ein Stück Brot, Junge?“

Diese Worte dämpften sein Mißtrauen. „Wo kommst du denn her?“ fragte er, sicherlich nur, um etwas zu sagen.

Katze rückte ihr Kopftuch zurecht. „Wir arbeiten hier im Wald, bauen Stellen für euch. Hast du nicht ein Stückchen Brot. Ganz kleines Stück!“ Sie trat dem Jungen dicht unter die Augen und streichelte ihm die Wange. „Bitte, bitte!“

Jetzt kam ein Lächeln aus dem schmalen Gesicht, er begann hastig in seinem Brotbeutel zu wühlen und holte ein halbes Kommißbrot daraus hervor. Kurzentschlossen packte er Katze mit beiden Armen, gab ihr einen Kuß auf den Mund und rannte spornstreichs seinen Kameraden nach. Glücklicherweise, wie lange nicht, schlich die Witwe zurück in den Wald.

„Mensch, Katze! Du bist aber wirklich frech!“ Renate Brockmaier war ihr einige Schritte entgegengekommen. Mit gierigen Bissen wurde das Brot verzehrt, und auch die Ziege bekam einen Happen.

„Stellt euch vor, Mädels, er hat mich geküßt. Über drei Jahre hat mich niemand geküßt!“ Plötzlich warf sich Katze in den Schnee und weinte still und leise vor sich hin. Als man sich um sie bemühte, sprang sie auf und sagte laut: „Los, weiter!“

Sichtlich gestärkt, auf guten Waldwegen, immer versteckt hinter dicken Bäumen und dichtem, wenngleich laublosem Unterholz, gingen sie durch die

Nacht. Bis nach Stunden ein leises summendes Geräusch den ungestümen Marsch jählings stoppte und gleich darauf Licht durch Bäume und Strauchwerk sickerte. Offensichtlich stand man vor einer Fabrik, in der Nachtschicht gearbeitet wurde.

Vorsichtig schlich sich Katze an die Fenster des hohen Gebäudes. Die zerrissene Verdunkelung gestattete an vielen Stellen einen deutlichen Blick in die niedrige, dumpfe Werkhalle, wo Männer und Frauen aus ganz Europa mit müden Bewegungen an den Maschinen hantierten. Am augenfälligsten waren die von der Arbeit schmierigen Uniformen der Italiener. Unverkennbar mit ihren runden Gesichtern die Russenmädchen. Einige Baskenmützen verrieten Franzosen. Auch Holländer und Tschechen gab es. Zwei deutsche Einrichter liefen zwischen den Maschinen herum. Im Meisterglaskasten saß ein Mann in gelbem Kittel, betrachtete sich im Spiegel und kämmte das schütterere Blondhaar. Für die Flüchtigen war es ein großes Glück, daß der Wald hier bis vor die Fenster dieser Fabrik reichte und ihnen somit eine Gelegenheit bot, mit Ausländern in Berührung zu kommen. Unmittelbar hinter einer zerbrochenen, schlecht mit Pappe geflickten kleinen Fensterscheibe saß neben Stapeln von Kisten ein Russenmädchen bei Bohrarbeiten. Katze hatte die Pappscheibe mit dem Finger nach innen gestoßen, was von dem Mädchen sofort bemerkt wurde. Nach einigen sichernden Blicken zur Meisterboxe stand es auf, nahm eine der leeren Kisten vom Stapel und ging an die Maschine eines jungen Franzosen. Die beiden machten sich nun daran, Metallteile in die Kiste zu zählen, die sie dann an die Bohrmaschine des Mädchens trugen. Der Franzose sah mit blitzenden Augen zum Fenster hin, für eine knappe Sekunde zeigte sich dort das grüne Antlitz Katzes ohne Kopftuch, wozu der Franzose verständnisvoll nickte. Die große Spannung in seinem blassen Gesicht war nur sehr unvollkommen von einem gleichgültig erscheinenden Lächeln verdeckt. Er legte dem Russenmädchen beide Hände auf die Schulter, drückte es sanft auf seinen Schemel herunter, tippte sich in unauffälliger Bewegung mit dem Zeigefinger auf die Brust und stippte mit dem Daumen zum Fenster hin. Dann ging er durch die Werkhalle zur Tür hinaus.

Es kam, wie Katze erwartet hatte. Aus der Dunkelheit schlich eine männliche Gestalt heran. Wo sie in die Lichtstreifen der schadhaften Verdunkelung geriet, wurde deutlich die Baskenmütze erkennbar.

„Camarade?“ Man nahm sich gegenseitig die Hände. Das Erstaunen des Franzosen, eine Frau vor sich zu haben, war groß.

Katze erklärte: „Aus Christianstadt, Judenfrauen! Du verstehst?“

Der Franzose hob die Hände. „Oh, isch sehr gut verstehen. Aber jetzt kommen du schnell! Hier sehr gefährlich. Alle Stunde eine Wache! Verstehn?“

Katze führte den neuen Freund zu den Wartenden ein Stückchen in den Wald.

„Ah, vier! Sehr gut, kommen Sie alle, schnell, sehr schnell!“ Als sich der sechste im Bunde, die in der Dunkelheit völlig unsichtbare, kleine schwarze Ziege durch ein kurzes leises Meckern bemerkbar machte, erschrak der Franzose. „Was ist das? Noch mehr?“ Dann lachte er, und es klang fast genauso wie das Meckern der Ziege. „Ollala, kleine Kuh! Gut, sehr gut!“

Ein kiesbestreuter, birkenbestandener Weg führte zwischen der Fabrik und dem Lagerplatz einer Zimmerei hindurch. Der harzige Geruch frisch-geschnittenen Holzes wehte herüber. Nach dem Überschreiten einer Brücke wurde geräuschlos das Tor zu einem kleinen Bauernhof geöffnet, wo der Franzose leise an das Fenster des Stallgebäudes klopfte. Es gab eine endlos wirkende Pause, dann erschien ein graues untersetztes Männlein, dessen übergehängte Decke bis zur Erde reichte. Aus der offenen Tür schlug den Frauen der warme Dunst von Pferden entgegen.

Der Franzose beugte sich vor und zischte dem Alten einige Worte ins Ohr. „Dobschel!“ rief der Mann übermäßig laut, so daß alle erschranken, und sein eckiges Gesicht mit den grauen langen Bartstoppeln wandte sich nun den grünen Gestalten zu, die er eingehend musterte, ohne ein Wort dabei zu verlieren. Auch die Ziege unterzog er einer gründlichen Musterung. Dann trat man in den warmen Stall, und der Franzose begann eine längere Rede, die aber auf den Alten keinen Eindruck machte; denn er entfernte sich, holte eine Leiter und verschwand durch eine Luke, die offenbar auf den Boden des niedrigen Gebäudes führte. Als er endlich wieder sichtbar wurde, gebot er den Frauen, nach oben zu kommen. Durch einen gläsernen Ziegel kam in diesem Augenblick etwas Mondlicht und ließ erkennen, daß diese neue Unterkunft der Frauen ein Heuboden war.

Der Franzose klopfte dem Alten auf die breite Schulter und schüttelte ihn recht derb. „Stachu, du guter Mensch! Iah aben gewißt, Stachu wird nisch sagen nein!“

Aber auch diese Belobigung ließ den Alten völlig kalt. Er kletterte wieder hinab vom Boden und besorgte nun die Ziege, die sich bereits hinter den Pferden niedergelassen hatte. Er schüttete etwas Hafer in einen Eimer und kraulte dem Tier den Rücken, worauf es gierig zu fressen begann.

Der Franzose verabschiedete sich. „Ander Tag, isch kommen zurück. Vielleicht mit Brot!“

Als der alte Pole am frühen Morgen einen Topf frischer Ziegenmilch und eine Schüssel kalte Pellkartoffeln durch die Luke schob, lagen seine Pflöge noch tief im Heu versteckt, und nur das vierfache Atmen verriet dem Alten, wohin er sich mit seinem Frühstück zu wenden hatte.

Durch den gläsernen Dachziegel, der leicht mit Schnee bedeckt war, fiel

der erste Strahl des neuen Tages. Offenbar hatte der Winter mit Frost und kalter Sonne die Oberhand bekommen und endlich die ungesunde nasse Witterung verjagt.

Die vier Grüngesichtigen hatten gerade ihre Mahlzeit beendet, als unten die Tür geöffnet wurde. Es war die alte krumme Pschichholz, die verwitwete Besitzerin des Hofes. Sie steckte ihre spitze Nase neugierig in den Pferdestall, schien sich ein wenig zu wundern, daß Stachu nicht grüßte, obwohl sie selbst keinen Gruß gegeben, und zog sich dann, mit den viel zu großen Holzpantoffeln vorsichtig über das dünnbeschneite Knüppelpflaster schlurfend, wieder ins Wohnhaus zurück. Die Ziege hinter den Pferden hatte sie nicht gesehen. Immerhin veranlaßte Stachu dieser frühe Besuch, die Leiter zum Heuboden nach oben durch die Luke verschwinden zu lassen. Man konnte auch über die Futterkrippe der Pferde und mit Hilfe eines in der Wand befestigten Geschirrhakens hinaufgelangen. Wie richtig diese Maßnahme war, erwies sich bereits nach einigen Stunden.

Gegen Mittag kamen plötzlich Feldgendarmen der Wehrmacht auf den Hof. Stachu, der sie glücklicherweise kommen sah, hatte seine Arbeitsjacke mit dem angenähten „P“ links angezogen und damit das für die Schnüffler verdächtige Zeichen unsichtbar gemacht. Den Alten nahmen sie in ihrer maßlosen Überheblichkeit nicht für voll, und die Luke hatten sie bei dem trüben Licht im Pferdestall überhaupt nicht bemerkt.

Unmittelbar nach dem Dunkelwerden erschien ein Mann, der die Schwelle zum Versteck der Frauen mit friedlichen Absichten überschritt. Es war der jugoslawische Bäckergehilfe Bogdan Philipowitsch, ein bärenstarker schlanker Bursche von fünfundzwanzig Jahren. Er brachte ein großes Sechspfundbrot, vier gekochte Eier und eine gute Nachricht über die Kriegslage. Sein harter slavischer Akzent schnarrte wie eine Säge. „Die Rußki sind über Bober! Jaja, heute bei Nacht. Vielleicht schon morgen hier in Sommerfeld. Ah, verfluchte Krieg, schon besser, wenn bald fertig!“ Seine dunklen Augen funkelten. Der schmale rasierte Bart unter der kühn gebogenen Nase, die gesunden Zähne und die gewölbte breite Brust mit den muskulösen Armen (er war trotz des winterlichen Wetters in aufgerollten Hemdsärmeln gekommen) mochten ihn für Frauen begehrenswert erscheinen lassen. Die Stalllaterne Stachus mit ihrem matten gelben Licht ließ in den vier grünen Gesichtern einen Schimmer von Sehnsucht sichtbar werden.

Mit einem kühnen Hechtsprung lag Bogdan plötzlich mitten drin in dem warmen Nest der Frauen, und seine langen Arme umschlangen alle vier mit solcher Kraft, daß es leise Schmerzensseufzer gab, worauf sofort der alte Stachu seinen grauen Strubbelbart durch die Luke steckte und mit dem Zeigefinger vor dem Mund das Zeichen zum Schweigen gab. Der Bäcker aber war nicht so leicht zu bremsen. Ein wilder Wirbel im Heu zeugte davon,

daß auch die Frauen nicht abgeneigt waren, bei dem Getümmel mitzuhalten. Sie machten den vergeblichen Versuch, ihren Widersacher zu bändigen, bis Stachu dem ungleichen Kampf ein Ende bereitete. „Fliegt vielleicht noch Dachziegel raus! Schluß jetzt!“

Bogdan fügte sich dem Alten nur unwillig. Er ballte beide Fäuste und schlug sich dröhnend vor die breite Brust. „Wenn Krieg kaputt, aber denn... Oh, ich komme!“ Dann war er mit einem Satz durch die Luke verschwunden.

Die vier Frauen blieben schwer atmend in ihrem Nest zurück. Die Balgerei mit dem wilden Gesellen hatte ihnen ein wenig das fahle Grün aus den Gesichtern gescheucht und einen Schauer freudigen Hoffens auf ein neues Leben durch das Blut gejagt.

„So ein frecher Kerl!“ sagte Katze, aber es war nichts von einem Vorwurf in ihrer Stimme.

Mitten in der Nacht kam Stachu und weckte die Schlafenden: „Jetzt alles still! Zweihundert Mann SS sind gekommen. Sitzen im Rathaus!“ Obwohl es den Anschein hatte, als käme das Feuern der Panzergeschütze stündlich näher heran, so war doch diese Nachricht sehr dazu geeignet, die Frauen aufs neue stark zu beunruhigen.

Auch der kommende Tag brachte keine Besserung der Lage. Offensichtlich legten die Sowjets wenig Wert auf den Besitz von Sommerfeld und ließen das kleine Städtchen unbeachtet links am Wege liegen, denn es gingen Gerüchte um, die besagten, daß Crossen und Bobersberg bereits besetzt waren.

Gegen Abend gab es neue Aufregung in der Stadt. Die SS hatte im Stadtbusch fünf desertierte Volkssturmmänner aufgestöbert und an Ort und Stelle erschossen; das Krachen der tödlichen Salve war im Pferdestall deutlich zu hören gewesen. Desgleichen war in einem Keller an der Sorauer Chaussee geschehen, wo sich drei alte, total ermattete Volksstürmer mit wundgelaufenen Füßen verkrochen hatten. Es hieß, daß die SS alle Häuser durchsuchen würde. Stachu selbst hatte es beim Schuster in der Breiten Straße gehört. Sollte vielleicht doch noch in letzter Stunde alles schiefgehen? Selbstverständlich wäre dann auch Stachu erledigt, der gute alte Stachu.

Noch am selben Abend wurde er auf eine sehr harte Probe gestellt. Als er den Aborteimer der Frauen vom Heuboden herunterholte, stand plötzlich wie aus der Erde gestampft der Sohn seines verstorbenen Chefs, der junge Pschichholz, neben ihm. Stachu konnte nichts mehr verbergen, und Pschichholz brauchte nichts mehr zu fragen. Der Inhalt des Eimers und sein Geruch verrieten alles. Zwischen Stachu und dem jungen Chef, der in Bobersberg verheiratet war, hatte es schon oftmals Differenzen gegeben. Langsam trug Stachu den Eimer durch die Tür auf den Hof hinaus. Als er zurückkam, umkrallten seine alten, schwieligen Hände eine vierzinkige Mistforke. Dicker kalter Schweiß stand ihm auf der runzligen Stirn.

Pschichholz wollte gerade anfangen zu spektakeln, gewahrte aber die eigenartig glänzenden Augen im kalkblassen Gesicht des Alten und erschrak. „Was is, Stanislaus? Zu was hast die Forke? Laß mich raus! Ich will raus!“

Es schien aber, als höre Stachu die Worte des Jungen nicht mehr, wie versteinert stand er in der Tür, die Forke zum Zustoßen bereit, und rührte sich nicht. So ein verdammter Polacke! Pschichholz' Blicke gingen haßerfüllt und flackernd über die gedrungene Gestalt Stachus, dann lief es ihm kalt über den Rücken. Die Forke da in den Händen Stachus, das war ja dieselbe, mit der er dem Polacken vor Jahren mal in den Hintern gestochen, weil der ihm seine langschäftigen Stiefel nicht richtig geputzt hatte, damals bei dem großen Aufmarsch, als der Führer sprach. Um Himmels willen! In welche Falle war er hier geraten? Sicher hatte der Kerl was auf dem Boden versteckt, andere Polacken oder sonstige Schlawiner. Aber noch war ja die SS in der Stadt. Gott sei Dank! Wenn man jetzt rufen würde, laut? Nein, der Hund brachte es fertig und rammelte ihm die vier Zinken in den Leib. Nicht zu trauen diesen Polacken. Hier war nur noch mit List was zu machen. Und Pschichholz nahm sich vor, den Alten zu überlisten, um ihn und seine Kumpane dann später um so besser fassen zu können.

„Stanislaus, was soll der Unsinn mit der Forke? Sei kein Dummchen, nimm sie weg. Was geht's mich an, wen du da auf dem Boden versteckt hast? Einen Landsmann oder was? Ich will's nichte nich wissen. Die Russen solln ja schon in Baudach sind. Bin ich denn verrückt, mir noch so kurz vor Schluß Läuse in den Pelz zu setzen und dich zu verraten. Stanislaus, seit mein Vater tot is, haste all die Jahre hier die ganze Arbeit gemacht, hast gepflügt, hast gesät und ooch geerntet. Also das werden Mutter und ich dir doch nie vergessen.“

Pschichholz wartete ein Weilchen. Aber hinter den grauen Bartstoppeln im Gesicht Stachus regte sich nichts. Nur aus den verkniffenen dunklen Augen blitzte ein unheimliches Feuer. Donnerwetter, so hatte er den Polacken noch nie gesehen.

Wieder begann Pschichholz: „Stanislaus, iich, wenn du willst . . .“ Er geriet ins Stottern, und beinahe wäre ihm ein falsches Wort herausgerutscht, beinahe hätte er von guter Behandlung durch seine Mutter gesprochen, wo er doch genau wußte, wie knapp der Alte stets gehalten worden war. „Stanislaus, wenn du jetzt nach Hause gehst, laß uns doch in Frieden scheiden. Ich werde mit Mutter reden, sie soll dir Sachen vom Vater mitgeben. So zerlumpt wie jetzt sollst du nicht nach Hause kommen. Gott im Himmel, liegt das Zeug ja doch oben im Schrank. Ich brauch's nichte nich, und du hast es weeiß Gott doch redlich verdient, die ganzen Jahre.“

Wieder wartete Pschichholz. Wenn die Augen nicht wären, hätte man meinen können, der Polacke wäre erstarrt vor der Tür, es sei ohne Gefahr,

an ihm vorbeizugehen und sich ins Freie zu retten. Aber gerade diese Versteinigung ließ nichts Gutes ahnen.

„Stanislaus, komm mit in die Stube, wir trinken einen Schnaps. Mutter hat noch guten Korn. Und denn kleiden wir dich ein. So a guter schwarzer Anzug vom Vater, Hemden, warme Unterhosen, alles!“ Verdammter Polacke, steht da wie ein Denkmal, will man aber vorbei, sticht er einem die Forke in die Gedärme. SA-Mann Pschichholz redete vergebens. Er wußte nicht, daß Stachu ihm die wahren Gedanken von der Stirn ablesen konnte. „Verdammter Polacke“, das hatte da schon immer gestanden und war so schnell nicht wegzulöschen.

Über den Hof kamen Schritte, Schritte von mehreren Personen. Stachu hörte sie und auch Pschichholz. Ein wenig wich Stachu mit seiner Forke zur Seite, so als wolle er auch noch die Tür in den Bereich seiner vier blanken Zinken bringen. Pschichholz stieg plötzlich das Blut in den Kopf, und er mußte sich für Sekunden an die Wand lehnen, die Spannung war zu groß. Sollte es die SS...? Oben im Heu war ein deutliches Rascheln zu vernehmen. Die Ziege meckerte leise und ließ Pschichholz merklich zusammenfahren. Er hatte das kleine schwarze Tier hinter den Pferden noch nicht gesehen.

Die Tür wurde geöffnet. Bogdan Philipowitsch, der Franzose und ein älterer Mann im blauen Arbeitsanzug mit einer schmierigen Mütze auf dem Kopf und einer Schublehre in der Hand betraten den Stall. Pschichholz verlor die Nerven und begann am ganzen Leibe zu zittern. Stachu ließ seine Forke sinken und nahm die dargereichten Hände. Der Mann im blauen Arbeitsanzug, offenbar ein Deutscher, reichte dem Polen ein Paket Tabak. „Stopf dir eine, Stachu! Wie geht's, alter Freund?“ Stachu antwortete nicht. Schweigend nahm er den Tabak und holte umständlich eine alte, zerknabberte Pfeife aus der Tasche. Erst jetzt gewahrten die drei Männer den zitternden Pschichholz. Ihre auf Stachu gerichteten fragenden Blicke bewirkten, daß der Alte dreimal in Richtung auf seinen Feind kräftig ausspuckte und dabei einen saftigen polnischen Fluch durch die Zähne stieß.

Dann holte er die Leiter vom Boden, und Pschichholz mußte hinauf. Die seltsamen vier grünen Gesichter mit den kahlgeschorenen Köpfen, die da wie scheue Rehe mit großen Augen aus dem Heu hervorlugten, ließen ihn sofort erkennen, um was es hier ging. Judenweiber aus Christianstadt, und diese verdammten Polacken hielten sie versteckt. Nach der letzten großen Explosion im Herbst hatten einige im Leichenschauhaus zu Bobersberg gelegen. Das Verstecken dieser Weiber war natürlich ein schweres Verbrechen an Volk und Führer, und man fürchtete sich vor einer Entdeckung. Pschichholz war im Bilde. Und wie einfach wäre alles. Ein paar Schritte nur vorn durchs Wohnhaus und dann lumpige hundert Meter geradeaus, über die

Brücke, einmal um die Ecke, und schon war man im Rathaus, wo die SS sitzt. In wenigen Minuten könnte der ganze Spuk zu Ende sein; denn die SS fackelt nicht lange.

Stachu kam mit einem Strick; Pschichholz mußte sich die Hände auf dem Rücken fesseln lassen. Gern hätte er es noch einmal mit einem Gespräch versucht. Der Kerl da im blauen Arbeitsanzug war bestimmt ein Deutscher. Man sollte es mal mit dem probieren. Als Bogdan den Frauen sein Brot herüberreichte und der Franzose einen Topf mit Ziegenmilch, begann Pschichholz: „Lieber Mann, warum hören Sie nich uff mich. Da müssen die armen Frauen nu des trockene Brot runterwürgen, wo ich doch weeiß, daß die Mutter noch Speck in Hülle und Fülle hat. Liebe Leut, warum macht ihr den Frauen nich was Vernünftiges zurecht. Ich weeiß doch, daß se nischt Gescheites gefressen haben in der verdammten Pulverbude. Die armen Lundersch sind doch recht ausgehungert. Stanislaus, hör doch uff mich! Die Mutter muß dir den Schlüssel gäm, du gehst uff a Boden, schließt die kleene eiserne Tür uff, und schon haste den Speck!“ Er wandte sich nun direkt an die Frauen: „Mein Gott, Kinder, ich bin doch keen Unmensch nich. Ich weeiß doch genau, was eich passiert, wenn die SS hier rinkummt. Wer kann denn so was wolln? Das muß doch schon nich keen Mensch mehr sind!“ Aber die Frauen blieben stumm, so wie auch Stachu und die anderen stumm blieben. Man blickte ihn an, als hätte keiner ein Wort verstanden.

Pschichholz begann zu grübeln. Er glaubte mehr und mehr in eine furchtbare Klemme geraten zu sein. Was dann, wenn die Sowjets morgen den Hof betreten? Müßte ihnen nicht allein schon die Sache wegen der schlechtgeputzten Stiefel und der Mistforke damals genügen, um ihn einfach über den Haufen zu knallen? Himmel! Wie konnte er sich nur aus den Klauen dieses verdammten Polackengesindels befreien? Vielleicht sollte man es einmal mit Geld versuchen? „Stanislaus, willste, daß ich dir Geld gebe? Viel! Paar Tausender kannste haben. Alles, wenn du willst!“ Der Franzose warf einen verächtlichen Blick auf den Gefesselten. Pschichholz gab sich die größte Mühe, diesem Menschen, den er heute das erstemal sah, der ihm nichts und dem er nichts Böses getan hatte, gerade in die Augen zu schauen, aber es wollte ihm nicht gelingen, und wie notwendig brauchte er jetzt einen Menschen, der ihm ein wenig Vertrauen schenkte, so daß er aus dieser verdammten Falle entwischen könnte. Nur erst raus hier, alles andere würde sich dann schon finden. Ei verflucht, noch war ja die SS in der Stadt. Seiner Baskenmütze nach zu urteilen war der Kerl ein Franzose. „Franzosenblut, Franzosenblut . . .“, ein Lied, was bei der SA gesungen wurde, kam Pschichholz in den Sinn. Mit dem würde die SS schon abfahren. Der Kerl legte sich jetzt direkt vor ihm ins Heu. Sicherlich wollte er etwas sagen. Gespannt wartete Pschichholz.

Der Franzose nahm einen Heuhalm in den Mund, kaute eine Weile daran herum und begann: „Sagen Sie bitte, für was werden Sie diese Frauen verraten?“

Pschichholz versuchte ein unbefangenes Lächeln. „Aber wer wird denn die armen Ludersch verraten. Um Himmels willen, ich bin doch nicht verrückt!“

Der Franzose hielt dem Sprecher die flache Hand vor den Mund. „Sagen Sie bitte nicht, daß Sie sind nicht verrückt. Ich glaube, daß Sie sind doch verrückt, wir alle glauben, daß Sie sind wirklich verrückt, und darum wir aben Sie gebunden. Sonst Sie laufen durch diese Dach zu Faschissapo und alles verraten, trotzdem Sie wissen sehr gut, die SS macht alle uns kaputt und nichts aben wir getan Schlechtes an Sie. Sie sind wirklich verrückt, jaja, glauben Sie das bitte!“

Wieder passierte es Pschichholz, daß er gerade in diesem vielleicht entscheidenden Moment dem Blick des Franzosen nicht standhalten konnte. Wie mit zentnerschweren Gewichten zog es ihm den Blick nach unten, ganz und gar gegen seinen Willen. Es war da etwas in ihm, dem er nicht widerstehen konnte, etwas, das stärker war als er.

Die grünen Gesichter hinten im Heu, von der alten Stallaterne nur schwach beleuchtet, erschienen Pschichholz wie gefährliche Schemen. Die großen dunklen Augen waren auf ihn gerichtet, als müßten sie ihm bis tief ins Herz hinein blicken. Wie war es nur möglich, daß er wegen dieser Lumpenbande, dieses artfremden Weibergesocks in so eine Falle geraten konnte? Was hatte er nur Schlimmes getan, daß er so furchtbar leiden mußte? Die Männer waren zum Stall hinuntergeklettert und berieten draußen auf dem Hof über sein Schicksal. Warum hatte der Deutsche noch kein Wort gesagt. Fühlte denn der nicht die Drangsal seines Landsmannes, konnte er nicht ein gutes Wort für ihn einlegen, er, ein Deutscher? Pschichholz horchte, konnte aber nichts verstehen.

Jetzt sprach der Deutsche: „Es ist leichtsinnig von uns, diesen Nazi hier im Stall zu behalten. Er braucht nur unten die SS zu hören, schon brüllt er oben los, und alles ist aus.“

Stachu war derselben Meinung, ebenso der Franzose.

„Gut, aber was machen?“

Der Deutsche hatte eine Idee. „Zu den Polen auf dem Zimmerplatz!“

Stachu lehnte ab. „Wollen nicht! Zu schlecht der Meister. Guckt immer.“

Der Bäcker wollte kurzen Prozeß machen. „Na, was ist, er wird uns verraten, es steht eins zu zehn! Warum nicht gleich diese verdammte Nazi totschlagen? Besser diese als wir!“

Der Deutsche spielte mit seiner Schublehre, schob den Meßbalken hin und her, so, als sei es sehr schwer, das richtige Maß zu finden, dann sagte er: „Gewiß, er ist ein Nazi, aber deswegen können wir ihn nicht einfach

umlegen. Wir haben noch keine Beweise, daß er eine solche Strafe verdient hat.“

Der Jugoslawe ging hoch. „Beweise, Beweise! Wenn wir diese haben, denn schon zu spät, denn bei uns . . .!“ Er zog sich mit der Handkante über den Kehlkopf und krächzte dazu.

Man wußte nicht recht weiter.

Aber dann brachte der Bäcker doch noch einen brauchbaren Gedanken. „Wir geben eine Chance. Soll er sitzen bei Mutter in Stube, bis kommen die Rußki. Gar nicht raus aus Stube. Wenn raus, denn wir schlagen ihn tot!“

Der Deutsche lächelte überlegen. „Und wenn er doch zum Rathaus rennt? Vielleicht mitten in der Nacht. Wer will ihn daran hindern?“

Der Franzose schüttelte den Kopf. „Non non, diese Idee nicht ist gut!“

Der Bäcker aber beharrte auf seinem Vorschlag und hielt dem Deutschen beide Fäuste vor das Gesicht. „Verstehst du nicht? Mensch, du denkst er wird lange sitzen in Stube? Faß dich an Kopp. Du. Gleich er wird wie Pferd los und auf Rathaus! Gleich, gleich! Und denn, wenn er geht über Brücke in Pfarrstraße, wir schlagen ihn tot und rinn in Wasser! Weg ist der Hund! So!“ Trotz der gedämpften Stimme hatte er mit großem Nachdruck gesprochen und forderte nun von dem Deutschen Tabak. Langsam machte er sich aus Zeitungspapier eine dicke Zigarette zurecht und sagte bedächtig: „So, das ist für Viertelstunde zu rauchen. Wenn diese Zigarette fertig, diese Nazi auch fertig!“

Man sah ihn mit komischen Blicken an. Aus dem scharfgeschnittenen Gesicht strahlte trotz der Dunkelheit so viel Energie, daß niemand widersprach, als der Bäcker, schon halb zum Gehen gewandt, sagte: „Los, laßt ihn frei, ich gehe jetzt und warte auf Brücke.“

Der Deutsche wollte noch etwas fragen und ging einige Schritte hinterher. „Bogdan, hast du was in der Tasche? Womit willst du . . .?“

Der Jugoslawe lächelte. Es war ein seltsames, fast schmerzliches Lächeln, dann hielt er dem deutschen Genossen die mächtige gespreizte Hand vor das Gesicht, und langsam wie bei einem Krampf zogen sich die starken Finger zu einer riesigen Faust zusammen.

Man wurde nachdenklich, und da niemand etwas Besseres wußte, gingen die Männer in den Stall und kletterten sogleich auf den Boden. Höher als sonst reckten die Frauen die grünen Gesichter aus dem Heu. Pschichholz mochte ebenfalls ahnen, daß über ihn entschieden worden war. In seinem lauernden Blick lag Angst und Hoffnung zugleich.

Wieder legte sich der Franzose vor ihm nieder und kaute lange auf einem Halm. Viel zu lange für Pschichholz' Nerven. Seine gefesselten Hände zitterten leise im Heu, und sein Blick hielt wieder dem seines Gegenübers nicht stand. Die erste Schlacht hatte er bereits verloren, als der Franzose begann:

„Warum Sie sehen nicht auf mich? Ihre Augen gehen nach unten, warum? Vielleicht Sie können nicht so kalt lügen und Sie sind doch nicht so schlimm verrückt!“

Pschichholz horchte auf.

„Versprechen Sie bitte, daß Sie werden uns nicht verraten. Wir lassen Sie jetzt in Freiheit, und Sie gehen vor in Haus bei Ihre Mutter, dort Sie aben warm, und dort Sie bleiben, bis kommen Russen. Vielleicht drei Tagen, vielleicht fünf, Sie bleiben immer dort, und wenn die Russen sind gekommen, wir machen zusammen eine große Fest. Sie werden tanzen mit diese jungen Frauen, und alle werden sagen, ja, diese deutsche Mann ist gut, er at . . . er at . . . il a changé son esprit, er at gewechselt seine Gedanken von Faschismus zu Humanismus!“

Pschichholz war so überrascht, daß er vor Aufregung nur noch allerlei sinnloses Gestammel hervorbrachte.

Der Deutsche löste ihm die Fessel und glaubte, noch einmal ein paar Worte sagen zu müssen: „Herr Pschichholz, ich kenne Sie nicht, aber ich hoffe, daß Sie jetzt vernünftig sein werden. Wir verlangen nichts weiter, als daß Sie sich nicht aus dem Hause bewegen. Sagen Sie Ihrer Mutter, daß Sie krank sind, damit sie keinen Verdacht schöpft. Was soll ich Ihnen noch erzählen? Verraten Sie uns nicht, laden Sie diese Schuld nicht auf Ihr Gewissen. Sie haben den alten Stachu einmal mit der Forke gestochen, wir wissen auch, daß Sie in der Partei sind, aber wir wollen das alles vergessen, wenn Sie uns jetzt diesen Dienst erweisen. Es geht ja nicht um uns, um diese da geht's!“ Er zeigte mit der Hand zu den grünen Gesichtern hin.

Die Witwe Katzenstein kroch dicht an Pschichholz heran, der erst ein wenig zurückwich, ihr dann aber plötzlich die Hand entgegenstreckte. „Liebe junge Frau, wie werd ich denn! Ich bin doch keen Unmensch niche. Was denn, bin ich denn a Schinder, a Blutsäuer?“

Katze sah ihn mit ihren großen dunklen Augen an. „Mit vier sind wir aus unserer Baracke übriggeblieben, alles hat die SS niedergeknallt. Lassen Sie es genug sein, ich bitte Sie darum. Mein Mann, mein Vater und mein Bruder sind tot, aber ich hoffe, meine Mutter noch wiederzusehen!“

Aus dem verzerrten Gesicht des Befreiten kam keine Wärme mehr. Schnell kletterte er die Leiter zum Stall hinunter, aber noch einmal steckte er den wirren Kopf durch die Luke. „A Topp Kartoffel mit Speck muß eich die Mutter machen!“

Wie ein Trunkener stolperte Pschichholz über den dunklen Hof, rannte quer durch das Wohnhaus und stürzte in wilder Hast auf die Straße. Die eisenbeschlagenen Absätze seiner hohen Schaftstiefel knallten auf das Pflaster und ließen trotz des dünnen Schnees hier und da Funken aufsteigen. Schwer atmend lief er über die schmale Brücke des Färberbachs. Da vorn

war schon das Rathaus, trotz der späten Nachtstunde noch beleuchtet, und da war auch die SS. „Gott sei Dank!“ keuchte Pschichholz und stierte auf die Lichter.

Vielleicht war es deshalb, daß er die Hand Bogdans, der, halb im Wasser stehend, durch das Brückengeländer nach Pschichholz' rechtem Fuß griff, nicht gesehen hatte. Für eine kurze Sekunde glaubte der Eilende noch an ein natürliches Hindernis und versuchte loszukommen von der eisernen Klammer, die seinen Lauf plötzlich stoppte. Aber dann zog es ihn so blitzschnell hinunter in den Bach, daß er nicht einmal Zeit und Luft fand, um noch einen Ton von sich zu geben. Erst zappelte Pschichholz noch mächtig und versuchte seinen Kopf über Wasser zu kriegen, aber der eiserne Griff Bogdans an seiner Kehle war unüberwindlich. Bald ließ der Widerstand nach. Vom Rathhausturm schlug es laut und dröhnend zwölf. Bogdan überlegte, ob Pschichholz diese Uhr unter Wasser gehört haben könnte, denn er bäumte sich noch einmal kurz und heftig auf, bis es endgültig still wurde.

Eine Woche später fand man die Leiche angeschwemmt am unteren Mühlenwehr. Am Abend desselben Tages stiegen die vier grüngesichtigen jungen Frauen endlich vom Heuboden herab in die Freiheit, banden sich bunte Tücher um die kahlgeschorenen Köpfe und feierten mit Bogdan, Stachu und vielen anderen ein großes Fest. Nur Mutter Pschichholz saß zu Hause in tiefer Trauer und hielt einige Fotos ihres Sohnes in den welken Händen. Das mit der SA-Uniform und den langschäftigen Stiefeln, das gefiel ihr am besten.

IM SPIEL

Der Zug flog in voller Fahrt über die Weichen einer kleinen Station. Für den Bruchteil einer Sekunde wurde das gleichmäßige Schaukeln des langen Waggons unterbrochen.

Herbert war aufgeschreckt. Im Abteil lag trotz des offenen Fensters eine drückende Schwüle. Die Luft, die von außen hereinkam, war heiß und brachte keine Linderung. Herbert sah sich um. Das Abteil war fast leer. Die Mutter saß ihm gegenüber. Sie hatte die Augen geschlossen und schien zu schlafen. Bei der Tür döste ein älterer Mann vor sich hin. Sein Kopf schaukelt im Rhythmus der Fahrt. Herbert lehnte sich gegen den Fensterrahmen.

Nichts als Stoppelfelder sah man in diesem Teil der Südslowakei. Und Sträucher und Bäume, wahllos hingeworfen. Hinter ihnen ein kleines Bauerndorf, flimmernd in der Sonne, verlassen wie es schien.

Die Bremsen des Zuges knirschten. Langsam fuhr er über einen Fluß. Die Brücke war aus Holz. Neben ihr ragten die Trümmer der ursprünglichen Brücke aus dem Wasser. Einige Arbeiter kletterten auf der verbogenen Eisenkonstruktion herum. Am Ufer lagen Betonkugeln. Herbert kannte sie. Auch bei ihnen sollten sie eingegraben und als Maschinengewehrnester verwendet werden. Auch bei ihnen kam es nicht dazu. Und so lagen sie jetzt herum, zu groß, um ein Spielzeug zu sein, zu sinnlos, um etwas zu bedeuten.

Der Zug fuhr wieder in voller Fahrt, und die Räder trommelten schnell und eintönig wie zuvor. Herbert wurde wieder schläfrig. Er schloß die Augen, und seine Gedanken begannen zu kreisen. In Wirklichkeit war es ja nur ein Gedanke, der ihn beschäftigte. Er sollte fort von zu Hause, zu anderen Menschen, eine andere Sprache sprechen. Er begriff nicht ganz warum, und es wurde ihm schwer ums Herz. Und die Räder klopfen immer dasselbe: fort, fort, fort. Doch da schlief er auch schon. Seine Gedanken kugelten in eine andere Welt.

Er schlief lange und tief. Die Sonne senkte sich langsam, und neben dem Zug huschte ein langer, welliger Schatten mit. Auch die Gegend hatte sich verändert. Sie wurde immer bunter. Die Stoppelfelder wurden rarer. Die Berge, die undeutlich in der Ferne versteckt gewesen waren, rückten näher. Immer öfter fuhr der Zug an Wäldern und Wiesen vorüber, und auf den Feldern, die immer höher auf Hügel hinauf wollten, stand manchmal noch das Korn.

Erst als jemand mit einem Ruck die Tür öffnete, erwachte Herbert. Verschlafen rieb er sich die Augen. Die Mutter lächelte ihm zu und holte die große Tasche aus dem Netz. Herbert war hungrig und biß fest in das Brot, das sie ihm reichte. Ein bißchen schläfrig war er noch. Blinzeln betrachtete er die Fahrgäste. Zwei Frauen unterhielten sich lebhaft. Außer ihnen war noch ein Mann im Abteil. Er las die Zeitung und kümmerte sich um niemanden.

Da bemerkte eine der Frauen Herberts Blick. Sie lachte ihn an. „Schmeckt's?“

Herbert wurde rot. Das hatte er verstanden. Er nickte heftig mit dem Kopf. Auch die andere Frau wandte sich jetzt an ihn. „Es geht wohl auf Besuch, kleiner Mann?“

Doch da sprang ihm die Mutter bei. „Ja, zu Verwandten nach Turiec“, sagte sie.

Die beiden Frauen betrachteten sie aufmerksam. Dann fragte die eine: „Sie sind aber keine Slowakin?“

Die Mutter schüttelte den Kopf. „Nein, eine Deutsche.“ Sie stand schnell auf und verstaute die Reisetasche wieder im Netz.

Vielleicht schämt sie sich – dachte Herbert.

„Und was suchen sie dann noch hier?“ fragte die Frau scharf.

Herbert erschrak, als er sie ansah. Ihre vorher so freundlichen Augen blitzten ihn feindselig an.

„Ich wurde in der Slowakei geboren“, sagte die Mutter leise.

Die Frau antwortete nicht. Es war ganz still im Abteil geworden. Der Mann hatte die Zeitung fallen lassen und sah die Mutter an. Herbert hatte auf einmal Angst um sie. Doch es fiel kein Wort mehr. Und die Stille drückte mehr, als die scharfen Worte vor einer Weile. Die Mutter hatte sich dicht ans Fenster gesetzt. Herbert sah an ihren Händen, die im Schoß lagen, daß sie zitterte.

Der Zug fuhr jetzt durch einen Wald. Die Bäume waren so nahe heruntergekommen, als wollten sie in jedes Fenster hineinsehen, das an ihnen vorüberflog. Man sah die Zapfen an den Ästen und das Moos unter den Bäumen, und durch das Fenster strömte der harzige Geruch eines Nadelwaldes.

Als Herbert in dem fremden Bett erwachte, war es noch halbdunkel im Zimmer. Der Tag graute erst. Herbert konnte sich anfangs nicht orientieren. Dann kam ihm der gestrige Tag in den Sinn, die Reise, die späte Ankunft bei fremden Menschen. Und da wurde er auf einmal hellwach. War das vor einer Weile nicht Mutters Stimme gewesen? Er spang aus dem Bett und lief zur Tür. Tante Marienka kam ihm entgegen.

„Wo ist die Mama?“ stieß Herbert hervor.

„Sie ist schon fortgefahren und läßt dich schön grüßen.“

Herbert hörte die letzten Worte nicht mehr. Er rannte an ihr vorbei auf die Straße, jagte die dunkle Häuserreihe entlang. Er war in eine wilde Aufregung geraten. Barfuß lief er, im Schlafanzug.

Ja, da stand der Autobus und da stieg auch die Mutter als letzte ein.

„Mama!“

Der Schrei überholte Herbert, hallte in der leeren Gasse wider.

Die Mutter hatte ihn bemerkt. Sie drehte sich um, winkte, dann fiel die Tür hinter ihr zu. Es war ein alter, fast ausgedienter Autobus. Er schepperte förmlich, als er anfuhr, und sein Auspuffrohr hinterließ eine schmutzgelbe Wolke.

Es hatte sich etwas aufgehellt. Herbert fühlte mit einem Male die Kälte dieses spätsommerlichen Morgens. Sie überfiel ihn plötzlich durchdringend und brach den letzten Widerstand. Er schluchzte auf. Willenlos folgte er Tante Marienka, die ihn an der Hand zurückführte.

Niemand war jetzt da, überhaupt niemand. Als er wieder im Bett lag, überkam ihn die Einsamkeit mit voller Stärke. Noch immer war die Sonne nicht aufgegangen, und vor dem Fenster lag eine kalte, trostlose Dämmerung.

Herbert stand im Schulhof, nahe beim Gitter, und kaute langsam an seiner Semmel. Er hatte noch keinen Kameraden gefunden. Sie wichen ihm alle aus. Er war ein Fremder unter ihnen. Aber sie taten ihm auch nichts Böses.

Er hatte sich allmählich an die neue Umgebung gewöhnt. Onkel Ján nahm ihn oft aufs Feld mit, sie waren alle gut zu ihm, und die weichen slowakischen Laute klangen ihm nicht mehr so fremd. Er weinte auch nicht mehr so oft, doch dachte er sehnsüchtig an die Weihnachtsferien. Da sollte er auf drei Wochen nach Hause. Und bis dahin waren es nur mehr zwei Monate und noch ein bißchen.

Als die Schulglocke klingelte, war er ganz froh geworden. Er drängte sich mit den anderen durch die Tür. Da stieß er mit Stefan zusammen.

„Du, willst du nachmittags mit uns spielen?“, fragte Stefan ganz nahe an seinem Ohr.

Herbert erschrak, aber es war ein freudiger Schreck. Sie hatten ihn noch nie gerufen. Er nickte.

„Gut“, brummte Stefan zufrieden. „Um vier Uhr am oberen Ende. Bei der großen Tanne. Aber kein Wort.“ Und fort war er.

Herbert war die letzten zwei Stunden unaufmerksam. Der Gedanke an den Nachmittag ließ sich nicht fortjagen. Er wird Freunde finden.

Als der Unterricht aus war, wollte er Stefan noch etwas fragen, doch der

rannte gleich hinter dem Lehrer hinaus. Herbert konnte ihn nicht mehr einholen.

Langsam ging er die bekannte Gasse hinunter. So um Mittag war es noch warm, man mußte den Rock ausziehen. In irgendeinem Hof kreischte mißtönig eine Säge. Wenn sie verstummte, hörte man die vielfältige Stimme der Bauernhöfe. Es war, als wollte der Sommer zurückkehren. Herbert fühlte eine tiefe Zufriedenheit in sich.

„Ich weiß nicht, ob ich dich mitnehmen darf, Bundáš“, sagte Herbert unentschlossen, als sich der kleine struppige Hund, sein Freund, mit gespitzten Ohren vor ihn hinsetzte. Bundáš war ein kluger Hund, er wußte, was aus seinen großen braunen Augen herauszuschlagen war. Herbert hatte sich schon einige Male durch seine Unentschlossenheit die Autorität bei Bundáš untergraben. Auch jetzt gab er nach.

„Wenn sie dich aber nicht wollen, so schick ich dich zurück“, drohte er.

Bundáš wedelte mit dem Schwanz und blinzelte so hinterlistig vertraut, daß Herbert auflachen mußte.

Herbert schloß die Tür ab und versteckte den Schlüssel unter der Treppe. Die alte Pendeluhr im Zimmer schlug deutlich viermal.

Wenige Menschen waren in dieser Stunde im Dorf. Die meisten waren auf den Feldern, und so lag die lange staubige Straße fast leer.

Bundáš rannte im Zickzackkurs vor Herbert her.

Hinter dem Dorf stieg die Straße steil an, verschwand hinter einem Hügel, erschien dann wieder höher oben und verlor sich schließlich zwischen den Bäumen am Waldrand. Ganz nahe bei der Straße, umgeben von Gebüsch, stand die große Tanne. Wenige Meter vor den anderen Bäumen, schien sie wie der Anführer einer Schar von Riesen.

Herbert wich von der Straße ab und ging geradewegs auf die Tanne zu. Als er auf dem Hügel ankam, blieb er lauschend stehen. Bundáš hatte einen bunten Schmetterling verfolgt und war nicht zu sehen. Aus den Büschen drangen Stimmen. Herbert zauderte ein wenig. Es überkam ihn ein undeutliches Gefühl der Scham, wenn er daran dachte, so vor ihnen zu erscheinen. Doch verwarf er diesen Gedanken, zwängte sich durch die dichten Äste der Haselnußsträucher.

Ungefähr zehn seiner Mitschüler saßen im Gras, einige schnitzten an Pfeifen herum. Sie nickten nur, als Herbert kam.

Herbert hockte sich nahe bei der Tanne hin. Vor ihm stand ein Haselnußstrauch mit wundervoll geraden Ruten. Herbert durchwühlte seine Taschen, fand sein Messer aber nicht und wurde rot. Aber niemand hatte es bemerkt.

Da kam Bundáš aus dem Gebüsch, blieb einen Augenblick sichernd stehen und setzte sich dann mit hängender Zunge zu Herbert.

„Das ist gut, daß du einen Hund hast“, bemerkte Stefan.

„Josef kommt nicht“, sagte auf einmal ein kleiner, stämmiger Junge.

„Warum?“ fragte Stefan.

„Er ist aufs Feld gefahren.“

„Dann fehlt niemand mehr.“

Stefan köpfte einige Gräser mit seiner schlanken, langen Gerte.

„Ich habe einen guten Plan, einen ganz wundervollen Plan“, sagte er.

Bundáš bellte los und verschwand im Wald.

„Wir spielen SS und Partisanen.“

„Das haben wir schon oft gespielt“, sagte Pavol.

„Ja“, sagte Stefan, „aber so noch nicht. Herbert wird SS-Mann sein. Er ist Deutscher und einen Hund hat er auch. Wir verstecken uns und überfallen ihn dann auf einmal.“ Seine Augen blitzten vor Begeisterung.

„Ich will aber kein SS-Mann sein“, sagte Herbert laut und deutlich.

Stefan sah ihn überrascht an. „Du mußt, du bist ja ein Deutscher.“

„Ja, aber kein SS-Mann.“ Herberts Stimme klang ein bißchen heiser.

„Du verdirbst uns das ganze Spiel.“

„Ich will aber kein SS-Mann sein!“

„Dann brauchst du überhaupt nicht mehr zu spielen“, sagte Stefan böse.

Herbert stand auf, mit zusammengepreßten Lippen.

„Und nicht nur jetzt, überhaupt nie mehr.“

Herbert blieb stehen. Er war den Tränen nahe. Es verstrichen einige Sekunden. Alle sahen ihn an. Dann senkte er den Kopf.

„Ich werde spielen.“

Aber er wurde nicht froher dadurch.

Stefan gab nun Spielregeln bekannt. Pavol zog ein Stück Spagat aus der Tasche. Herbert nahm es und band es Bundáš, der wieder zurückgekommen war, um den Hals. Bundáš schüttelte sich, ließ es sich aber gefallen.

„Dort oben werden wir dann kämpfen, und dabei nehmen wir dich gefangen.“

Herbert nickte. '

Sie verschwanden im Dickicht. Einige Sekunden hörte man ihre Schritte, das Laub raschelte, Zweige knackten, dann wurde es still.

Auf dem nahen Weg fuhr ein Wagen mit Holz zu Tal. Der Fuhrmann schimpfte mit den Pferden herum. Das Holzscheit, das als Bremse diente, verursachte ein unangenehmes Geräusch.

Herbert saß noch immer auf seinem Platz. Bundáš zerrte an dem Spagat, und als Herbert nicht folgen wollte, stieß er ihn mit der Schnauze an. Herbert sprang auf. Eine genügend lange Zeit war verflossen. Langsam ging er den Holzweg hinauf. Bundáš bellte ungeduldig. Zweimal trafen sie Holzfuhrern, dann bog der Weg, den die Wagen benützten, nach links ab. Weiter

führte nur ein schmaler Steg. Die Kronen der Bäume hatten sich über ihm zusammengeschlossen, und das Sonnenlicht drang nur spärlich durch.

Er konnte jeden Augenblick den Angriff erwarten. Herbert ging noch langsamer. Es war, als spürte auch Bundáš etwas Unangenehmes in der Luft. Er bellte nicht mehr und trippelte artig neben Herbert her.

Herbert horchte angestrengt nach vorn. Nichts war zu hören. Da schreibt man immer „Im Wald singen die Vögel“, und das ist nicht wahr. Nur in den Wipfeln der Bäume rauschte es. Ein leichter Wind spielte mit den Blättern.

Herbert ärgerte sich jetzt, daß er so nachgiebig gewesen war. Er wollte doch mit ihnen und nicht den Feind spielen. Ganz allein. Und sogar ein SS-Mann. Vater hatte ihm doch erzählt, daß auch viele Deutsche gegen Hitler gekämpft hatten.

Er blieb stehen, verspürte große Lust, umzukehren. Doch dann würden sie wohl sagen, er hätte es aus Feigheit getan. Und so ging er weiter. Angst hatte er keine, nein, das nicht!

Bundáš bellte kurz und Herbert zuckte zusammen. Aber es war nichts.

Herbert wußte, daß in diesen Wäldern wirklich einmal Partisanen gegen deutsche Soldaten gekämpft hatten, vielleicht auch gerade hier. Es gab ja da so viele Verstecke, die man vom Wege aus nicht bemerken konnte. Diese steil aufsteigende Felsenwand und links das Gebüsch.

Bundáš knurrte leise. Herbert blieb stehen. Ein schriller Pfiff zerriß die Stille. Und schon sauste von oben ein Tannenzapfen herunter, schlug ein kleines Stück vor Herbert auf den Steg auf, sprang ein wenig in die Höhe und kugelte ins Gras. Dann ein zweiter und dritter. Bundáš begann zu bel-len und an der Schnur zu reißen. Ein Tannenzapfen traf Herbert an der Hand. Herbert sprang hinter einen Baum. Und schon prallten die Geschosse gegen die moosbewachsene Rinde. Herbert hörte Stefans Stimme. Bundáš hatte einen Schlag gegen die Schnauze bekommen und verkroch sich jaulend hinter Herbert. Herbert ließ die Schnur los und sammelte einige Zapfen aus seiner Nähe. Noch immer sah er niemanden. Ein großer Tannenzapfen fuhr mit einem brummenden Geräusch dicht an seinem Kopf vorbei. Er kam von hinten. Sie hatten ihn regelrecht umstellt.

Herbert sprang aus seinem Versteck auf den Weg. „Ihr seid aber Feiglinge“, schrie er gegen die Felsen. Bundáš bellte wie wild.

Da kamen sie. Sie sprangen von Stein zu Stein. Auch von rückwärts kamen sie, verdeckt durch Baumstämme.

Die Zapfen flogen jetzt nicht mehr so dicht. Sie hatten wahrscheinlich ihre Munition verbraucht.

Herbert wartete, wick den einzelnen Zapfen aus, und als sie nahe genug heran waren, begann er zu werfen. Er stand gebückt, um ihn herum gab es Geschosse in Hülle und Fülle.

Seine Gegner waren überrascht. Bei dieser Entfernung traf fast jedes Geschloß. Da sprangen sie in Deckung.

Und Herbert schleuderte ihnen einen Zapfen nach dem anderen nach. Es wurde ihm warm dabei, und seine Augen funkelten. Doch auch seine Gegner hatten sich jetzt gefaßt. Sie warfen wieder reichlicher, und sie trafen auch. Aber das tat in der Hitze des Gefechtes nicht einmal weh. Herbert traf ja auch. Die zerzausten Haare fielen ihm in die Stirn.

Bundáš fegte wie verrückt den Steg hinauf und hinunter. Anfangs wollte er apportieren, doch in dieser Menge kannte er sich nicht mehr aus.

Herbert hielt erschrocken inne. Erst als der Stein rechts auf einem Felsen vor Ján aufprallte und harmlos hinunterkollerte, bückte er sich wieder. Er hatte zu spät bemerkt, daß er einen Stein mit einem Tannenzapfen verwechselt hatte.

„Er schmeißt mit Steinen“, schrie Ján empört. Mit einem Satz sprang er aus seinem Versteck, hob den noch immer kugelnden Stein auf und warf ihn zurück.

Herbert wollte sich gerade aufrichten. Er sah den Stein und hatte noch Zeit genug, sein Gesicht abzuwenden.

Ein stechender Schmerz durchfuhr seinen Kopf, schlug wie eine Welle über ihm zusammen, sog ihn auf und warf ihn dann tief, tief hinunter in einen schwarzen Abgrund.

Und Herbert fiel und fiel.

Nach den fieberschweren Tagen war es Herberts erster Besuch.

„Sei mir nicht böse“, bat Ján unbeholfen. „Ich wollte es wirklich nicht.“

Sie hatten ihm Äpfel gebracht, rote, wunderschöne große Äpfel.

Und als sie gingen, sagte Stefan: „Du, Herbert, du kannst immer mit uns spielen, wenn du willst. Und du wirst niemals mehr SS-Mann sein. – Mein Ehrenwort“, fügte er hinzu, als er sah, daß Herbert lächelte.

Hasso Grabner

FURCHE UND FRUCHT

Wo wir auch waren
in Steinen
oder in grüner Bucht,
im Hoffen und im Weinen,
verstanden oder verflucht.
Verachtet und verachtend,
gesättigt oder verschmachtend,
gepriesen oder gepeinigt,
gestreichelt oder gesteinigt.
In Sicherheit oder Gefahren,
wo wir auch immer waren,
waren wir Furche und Frucht.

Morgen

*Es ist noch halbe Nacht,
und in den stillen
Gassen des Lagers
steht ein Nebelmeer.
Dann tönen Schritte,
und im barten, schrillen
Pfeifen erwacht
das graue Häftlingsbeer.*

*Zu einem Tagwerk
monotoner Schwere
weckt uns die Pfeife
Morgen um Morgen neu.
Und Abend für Abend
sind von unserem Heere
Kameraden, Freunde
hinübergegangen ins Leere,
Kameraden, von allem
Leben und Leiden frei.*

*Was weißt du heute schon,
ob dieser Morgen*

*einer von vielen
oder der letzte ist?
Wird dir das Leben
noch ein paar Tage borgen?
Lohnt es noch,
um die Klamotten zu sorgen?
Oder meinst du,
Daß dich der Tod vergißt?*

*Wie wenig schon kann uns da
wirklich bewegen.
Was ist der Wert der Dinge,
was ein Problem?
Uns wundert nichts mehr.
Und wenn einer in dem Regen
einen schimmernden,
leicht geflügelten Falter finge,
wöge er ebenso schwer
wie ein Klumpen Lehm.*

*Die Sonne scheint nicht mehr,
daß uns die Blumen leuchten.
Der Regen fällt nicht mehr,
daß uns das Korn gedeiht.
Die Sonne trocknet uns heute
vielleicht die feuchten
Kleider am Leib.
Und zum Zeitvertreib
bringt uns der Abend
das Ende der Arbeitszeit.*

*Abend und Morgen,
das sind fast leere Begriffe.
Alles ist nur ein
grauer Brei der Zeit.
Wenn nach dem Morgen-Appell
einer mal „Abend“ pfeife,
oder die Knochenband
uns am Mittag ergriffe,
das wäre alles eins,
wir sind immer bereit.*

*Und weil wir so alle Tage
bereit sind zum Tode,
ist uns das Leben
nabe wie nie zuvor.
Auf seiner tyrannischen Waage
entscheidet das rote,
lebendige Blut
und hebt die Gewichte empor.
Wir fragen nicht mehr
nach irgendeinem Kalender,
wir fühlen in Tag und Traum
nur dunkle Nacht
und wissen:
Ein Morgen ist aller Nächte Beender,
und halten für diesen Morgen
die Nächte Wacht.*

KZ Buchenwald, 1939

Essenausgabe

*Täglich sind sie am Stacheldraht
zum Essenfassen.
Links ein Kamerad,
rechts ein Kamerad,
und sie lassen
einen dritten
in ihrer Mitten
nicht allein.
Aber während sie bitten,
es möge nicht zuwenig sein
von der schönen Suppe,
mischt der sich nicht ein,
als sei es ihm schnuppe,
ob er sie frisst,
weil es ja doch nur
Kohlrübenwasserbrühe ist,
was sie hier kochen.*

*Wenn sie sich dann zum Geben wenden,
ihre drei Näpfe in den Händen,*

*schleift er so merkwürdig seine Knochen
hinterher.*

*Aber den Napf hält er ganz fest,
wie jemand die Zügel führt,
er scheint ihm weder heiß zu sein noch schwer.
Er hatte auch keine Miene gerührt
und nicht gestöhnt,
als ihm der Kalfaktor die heiße Brühe
über den Daumen spülte,
als ob er nichts fühlte.*

*Wahrscheinlich ist er Gießer,
so einer gewöhnt
sich mit einiger Mühe
und nach einiger Zeit
an das Heiße,
konnte man denken.
Doch dieser
erwarb sich die Unempfindlichkeit
auf andere Weise.*

*Vor einigen vierzehn Tagen
hörten die zwei den dritten sagen:
„Ich werde sterben“
und haben dazu genickt.*

*Anderswo ist das sicherlich ungeschickt
und ohne Pietät.
Aber hier war es schon ein Trösten,
nicht zu widersprechen, wenn einer weiß,
daß er in der Erlösten
Ruhe eingeht,
denn was kann er hier schon noch erben?
Und außerdem dachte von beiden jeder:
ich auch, nur etwas später.
So lehrte sie die Erfahrung.
Und das schwiegen sie sich ins Gesicht,
denn die Stimmbänder
brauchen auch ein wenig Nabrung,
und die hatten sie nicht.*

*Dann begann der dritte wieder:
„Tote haben steife Glieder,
aber mit glasigen Augen
haben sie keine Ruh,
bitte drückt mir die Augen zu.“
Die beiden senkten die Lider
zu einem „so sei es“.*

*„Und noch eins“, sprach die Stimme,
„Maria, verzeih es!*

*Gebt mir den Eßnapf in die Hand,
solange sie warm ist,
ganz fest,
den Daumen über den Rand,
die Finger an den Boden gepreßt,
und dann winkelt den Unterarm empor,
baltet ihn, daß er sich nicht bewegt,
so eben!“*

*Dann spielte er ihnen die Szene vor,
wie einer einen Eßnapf trägt,
sein erstes Theaterspiel im Leben.*

*„Legt mich in die Ecke im Zelte.
Und seid nicht bange,
bei dieser Kälte
halte ich mich lange.
Bei der Essenausgabe nehmt ihr mich dann,
aber ihr dürft mich nicht fallen lassen,
und einer sagt: Essen für drei Mann.
So kann ich jeden Tag
für euch einen Schlag
mit fassen.“*

*Und als er so spricht,
steht in seinen Augen beinah ein Rausch,
in dem vergnügliche Lichter zucken.
Aber die andern wissen nicht
wobin mit dem Schlucken.
Jetzt schien ihnen doch der Tod zu frühe
und ein allzu verzweifelttes Stück*

*der Tausch,
der ihnen hier empfohlen:
Tägliches Entsetzen gegen Koblrübenwasserbrühe.*

*Aber der,
der ihnen mehr
als das letzte Hemd anbot,
legte den Kopf zurück.
„Grüßt Polen“,
und war tot,
als müßt' es so sein.*

*Täglich sind sie am Stacheldraht,
dem dornigen Gitter.
Links ein Kamerad,
rechts ein Kamerad,
aber ein dritter
läßt sie nicht allein.*

KZ Buchenwald, 1940

Ballade vom Aufbau des Bandagenwalzwerkes Gröditz

*Am 26. Februar
da lief ein ganzer Zug ein.
Da war es einem jeden klar,
daß das eine Riesenarbeit war,
sie dürfte mehr
als genug sein.*

*An siebzig Waggon
– ein langes Band –
standen auf dem Geleise.
Sie kamen aus jenem großen Land,
das wir in vier
irren Jahren verbrannt
in frevelhaftem Fleiße.*

*Nun ward dem Fleiß
ein andres Geschick,*

denn hier lag
unter dem grauen
Februarbimmel
eine Fabrik,
auf siebzig Waggons
wohl Stück an Stück,
die durften sie
sich erbauen.

Zeichnungen waren nicht dabei,
niemand gab ihnen Projekte.
Konstruktoren und Schlosserei,
Tippfräuleins,
Schmelzer eilten herbei
und zeigten,
was in ihnen steckte.

Mit klammen Fingern haben sie
auf den Waggons gesessen,
gezeichnet, gezählt,
gerechnet wie nie,
Gewichte und Flächen
und „r mal Pi“
und mit Elle und Lebre gemessen.

Andere schlugen
mit zwanzig Pfund
und Preßluftmeißeln
Beton ein.
Sie schufen des neuen Werkes Grund,
und duldeten
keinen störenden Hund,
und sollt' es der Mittagsgong sein.

Dann stand das Werk
auf dem Papier,
der Baugrund war bereitet.
Da hat der breite Zimmerpolier
den Buchhalter und
den Werksbarbier
beim Einschalen angeleitet.

*Nacht und Tag
und Tag und Nacht
und die Zeiten
noch dazwischen
haben sie Kies und Zement gebracht,
schlugen sie eine große Schlacht
beim Mischen.*

*Schubkarrenräder
in vollem Schwung,
eisenflechtende Hände.
Alte wurden beim Werken jung,
es wuchsen aus aller Begeisterung
des neuen Werks Fundamente.*

*Schon standen die Derricks,
ins Nebelmeer
Träger und Binder zu heben.
Der Niethammer
tolles Maschinengewehr
raste, als ginge es um mehr
als um das eigene Leben.*

*Ja, darum ging es,
sie glaubten daran.
Das gab ihnen
die Courage.
Drum schraubten sie
oben noch Pfetten an,
während man unten schon begann
mit der Walzwerksmontage.*

*Sie haben auf ihrem
luftigen Thron
in Sturm und Schnee
nicht gefroren.
Sie hörten sich selbst:
Mach schneller, mein Sohn,
die Kameraden montieren schon
tief unter dir
Kompressoren.*

*Es wuchs die
Preßwasserflaschen-Batterie
für dreihundert Atmosphären.
Pressen und Blocköfen
bauten sie
ganz ohne Flick und Carnegie,
die drängten
sich zu bewähren.*

*So wurde das Werk,
so wuchsen sie mit,
Bauleiter, Maurer, Monteure.
Sie hielten mit seinem
Wachstum Schritt,
weil sie wußten:
dies alles geschieht,
daß es uns allen
gehöre.*

*Zwölfter Juni,
Frühsommertag,
Glanz und
Himmel wie Seide.
Da taten sie keinen Hammerschlag,
aber auf allen Gesichtern lag
Stolz und Feier
und Freude.*

*Langsam packen
die Walzen an,
dehnt sich der Block
zum Ringe.
Aller Augen hängen daran,
mein Werk –
unser Werk –
jedermann
weiß sich
als Schöpfer der Dinge.*

1949

DIE STIMME DES GEMORDETEN

*Gruß aus dem Grab euch, meinen Mördern!
Ich zürn euch nicht ob eurer Tat.
Ein jeder sucht das Recht zu fördern,
das er für recht befunden hat.
Ihr glaubt an eurer Ahnen Lebre:
Ich bin der Herr und du der Knecht!
Herr sein erachtet ihr als Ehre
und Ehre als ein Sonderrecht.
Ich aber hielt es mit den Niedern.
Ich sprach dem Volke mahnend zu,
dem Ahnenenkel zu erwidern:
Ich bin kein Knecht, kein Herr bist du!
So kränkt ich euch an eurem Stolze
und nahm dem Volk den Kinderwahn,
als wärt ihr von besonderm Holze,
als wär die Welt euch untertan.
Ich kränkte euch. Ihr nahmt die Rache,
und alle sind wir überzeugt,
zu dienen der gerechten Sache,
der sich der Mensch in Demut beugt.
Mag denn mein Opferblut entscheiden,
ob euer Recht, ob meines siegt,
und ob des Volks, ob euer Leiden
im Weltenratschluß schwerer wiegt.
Fiel mit dem Ballast meines Lebens
des Volks Befreiung über Bord,
dann war mein Werk von je vergebens, –
und sehr gerecht war euer Mord.
Entquillt jedoch aus meinem Blute
die nicht von euch gewollte Saat,
dann preis ich jubelnd die Minute,
die euch die Kraft verlieh zur Tat.
Dann ward der Freiheit zum Erwecker
der Arm der tötenden Gewalt,*

*dann machtet ihr mich zum Vollstrecker
 des Willens, dem mein Leben galt.
 Dann wird mein Sterben euer Ende
 und euer Tod mein Anfang sein,
 dann springt zum Fest der Weltenwende
 mein Geist für meinen Körper ein.
 Dann wird es endlich sich erweisen,
 wer sich und wer die Welt befreit:
 Gemeinschaft oder Macht und Eisen!
 Hie Zukunft, hie Vergangenheit! –
 Der Tod, den ich erlitten habe,
 stählt meine Manen zum Gefecht.
 Gruß euch, ihr Mörder, aus dem Grabel
 Zum Kampf! und wer gewinnt, hat recht!*

März 1919

FRANK WEDEKIND

*Was gilt ein Toter, da das grenzenlose Web
 hinbrandet über jedes Land und jeden Ort,
 und Leid, gleich der von Stürmen aufgeworfnen See
 hochwogend, ungehemmt den Erdball überflutet?
 Was gilt ein Toter, da die ganze Menschheit blutet
 und alle Frucht am grünen Baum der Zukunft dorrt?*

*Doch! Jeder Tote gilt – und gilt soviel
 wie Liebe, Trauer, Schmerz, Verehrung, Dank
 sein Sterbliches bei Menschen überdauert.
 Das Schicksal setzt dem Weg des Leibs ein Ziel –
 doch keiner starb, eh sein Gedenken sank,
 und jeder lebt, den noch ein Herz betrauert ...
 Nimm, Erde, du in deinen frommen Schoß
 den teuren Toten, – laß sein Fleisch zerfallen
 und wisse, daß ein Herz es barg, das allen
 gehörte, die den besten Menschheitsplänen
 ihr Sein vermählten. – Lauter, stark und groß
 schlug dieses Herz – beweint von unsern Tränen. –
 Wir wollen klagen, daß er uns verließ,
 wenn auch sein Tod ihm nicht das Leben nahm.*

*Nie stirbt sein Werk – doch niemals auch der Gram,
daß ihn der Tod zu früh vom Werke stieß . . .
Fahr hin, Gefährte, Freund und Lebensmehrer,
Wahrheitsverkünder, tapftrer Jugendlehrer,
Weltangelrüttler, streit- und tatbereit!
Du Geist des Geistes! Element der Zeit!
Du lachender, du strenger Sittenrichter,
der Freude und der Schönheit frober Dichter!
Du Spötter, Kämpfer, Mahner und Bekenner –
fahr hin! An deinem Grabe weinen Männer
und werden noch, die nach uns kommen, weinen.
Fahr hin! Nie stirbt dein starker Geist den Deinen
und nie der Welt, die deinen Atem trank. –
Leb wohl! Und daß du lebst, sei unser Dank!*

Der Todestag Frank Wedekinds jährte sich am 9. März zum 40. Male.

Erich Mühsam wäre am 6. April 80 Jahre alt geworden.

Thesen zum sozialistischen Realismus

Die folgenden Thesen sind das Ergebnis von Diskussionen unter Mitgliedern der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands am Germanistischen Institut der Humboldt-Universität Berlin. Die Verfasser stellten sich die Aufgabe, die Existenz einer Literatur des sozialistischen Realismus nachzuweisen, einer Literatur, die aus dem Kampf und der Weltanschauung der Arbeiterklasse erwächst, und ihre Wesensmerkmale herauszuarbeiten. Darüber hinaus wollten sie in literaturtheoretische Fragenbereiche vorstoßen, die bisher wenig beachtet und wenig bearbeitet worden sind, in denen daher noch manche Unklarheit herrscht. Hauptzweck ihrer Darlegungen zu solchen Punkten ist es, die Aufmerksamkeit auf klärungsbedürftige Fragen zu lenken und zu weiterer Diskussion anzuregen.

In einigen Fragen gelangten die Verfasser der Thesen nicht zu einer gemeinsamen Auffassung. Das gilt zum Beispiel für die Frage (die gegenwärtig auch in der Sowjetunion lebhaft erörtert wird), ob der Realismus eine Er rungenschaft der letzten Jahrhunderte ist oder eine in der gesamten Geschichte der Literatur nachzuweisende Kategorie. Infolgedessen ist in den Thesen über diesen zentralen Punkt nichts gesagt.

Für die Verfasser der Thesen lag es nahe, das gesamte Problem vorwiegend unter dem Gesichtspunkt der deutschen Entwicklung zu behandeln und ihre Beispiele vorwiegend aus der deutschen Literatur zu wählen. Wo in den Thesen von „Kunst“ oder „Künstlern“ gesprochen wird, ist aus der Literatur verallgemeinert.

Sozialistische Literatur

1. Die Klassengrundlage eines Kunstwerks wird unter dem Gesichtspunkt bestimmt, welche Klassenideologie in ihm dominiert. Deshalb ist – bei aller Differenzierung im einzelnen – in unserer Epoche grundsätzlich zwischen bürgerlicher und sozialistischer Literatur zu unterscheiden.

2. Die sozialistische Literatur ist die Literatur mit proletarischer Klassengrundlage, sie hat die sozialistische Ideologie zur Voraussetzung. Da es innerhalb der proletarischen Klasse objektiv keine gegensätzlichen Klassen-

interessen und keinen Gegensatz zwischen Klasseninteressen und Menschheitsinteressen gibt, da der Erkenntnis der Wirklichkeit durch die Klasseninteressen keine Schranken gesetzt werden, stellt die sozialistische Literatur allein von der Klassengrundlage her gegenüber der bürgerlichen Literatur eine neue Qualität der literarischen Entwicklung dar.

3. Da die sozialistische Literatur Literatur der Arbeiterklasse und der Vertretung proletarischer Klasseninteressen ist, mußten bestimmte historische Voraussetzungen erfüllt sein, damit eine sozialistische Literatur entstehen konnte. Diese Voraussetzungen waren in Deutschland in der Vorbereitungsphase der Revolution von 1848, in Rußland im Zusammenhang mit der Revolution von 1905 erfüllt, sie brachten in Deutschland mit dem Werk von Georg Weerth und einigen Arbeiten von Heine und Freiligrath, in Rußland mit Gorkis Roman „Die Mutter“ den Beginn der sozialistischen Literatur.

4. Die wichtigsten Voraussetzungen und Grundlagen für eine sozialistische Literatur sind gegeben, wenn:

- das Proletariat sich als Klasse formiert hat und in selbständigen Aktionen und mit selbständigen Forderungen in Erscheinung tritt;
- die Weltanschauung des Proletariats, befreit von allen utopischen Zügen, als wissenschaftlicher Sozialismus in ihren Grundzügen entwickelt ist und im Proletariat bereits einen gewissen Widerhall gefunden hat;
- eine Periode verschärfter Klassenkämpfe, die die Formierung und Revolutionierung der proletarischen Klasse beschleunigt, als auslösendes und förderndes Moment auf die Entstehung der sozialistischen Literatur wirken kann.

5. Eine Literatur mit utopisch-sozialistischen Zügen kann noch nicht zur sozialistischen Literatur gezählt werden, weil der utopische Sozialismus bürgerlicher Ideologie entspringt.

6. Das gleiche gilt von der vorsozialistischen Literatur der unterdrückten Volksmassen, die, wie zum Beispiel im „Blutgericht“, dem Lied der schlesischen Weber von 1844, von spontanem Haß und spontanen Wünschen getragen, sich zwar gegen die Ausbeuterordnung auflehnt, jedoch deren System nicht durchschaut. Diese vorsozialistische Volksdichtung stellt eine wichtige Quelle für die sozialistische Literatur dar. Ihre Tendenzen werden auf höherer Stufe weiterentwickelt. Dies wird zum Beispiel deutlich, wenn man Heines „Weberlied“ mit dem fast gleichzeitigen „Blutgericht“ vergleicht.

Die vorsozialistische Volksdichtung lebt in der Literatur der untersten, zurückgebliebensten Schichten weiter und entsteht ständig neu aus ihren Lebensbedingungen. Einerseits weist sie Tendenzen zur sozialistischen Literatur auf (in der Gegenwart zum Beispiel in den autobiographischen Romanen von Theo Harych) und kann sich direkt zur sozialistischen Literatur

entwickeln (Strittmatter). Andererseits, auf Grund der schwankenden, unausgereiften Klassengrundlage dieser Schichten, nimmt sie in vielen Fällen bürgerliche Ideologie auf und mündet als soziale Mitleidsliteratur in die bürgerliche Literatur ein.

7. Die unter 4. genannten Faktoren, die die Voraussetzungen für die Entstehung der sozialistischen Literatur bezeichnen, behalten ihre Gültigkeit auch für die weitere Entwicklung der sozialistischen Literatur. Wird die Wirksamkeit dieser Faktoren durch Fehlentwicklungen innerhalb der Arbeiterbewegung eingeschränkt, so wird auch die sozialistische Literatur in ihrer Entwicklung gehemmt.

8. So führten der ungenügende Kampf gegen den Opportunismus in der deutschen Arbeiterbewegung und die revisionistischen Entstellungen in der Ideologie vor dem ersten Weltkrieg zur Stagnation in der Entwicklung der sozialistischen Literatur, zur Verbürgerlichung proletarischer Talente und zum Eindringen und Vorherrschen kleinbürgerlicher Elemente: politisch-revolutionäre Züge traten hinter einer romantischen Verklärung des „deutschen Arbeitsmannes“ und einer spießigen Feierabendidylle zurück. Unter diesen Bedingungen konnten fortschrittliche, mit dem Sozialismus sympathisierende Schriftsteller bürgerlicher Herkunft nicht den Weg zur Arbeiterklasse und zu einem konsequenten Standpunkt finden.

9. Die leninistische Weiterentwicklung des wissenschaftlichen Sozialismus und der Kampf gegen den Opportunismus, die feste Organisation des revolutionären Proletariats unter Führung der Kommunistischen Partei, weiterhin die Verschärfung und revolutionäre Zuspitzung der Klassenkämpfe in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts führten dagegen zu einem Aufschwung, ja in gewisser Hinsicht zu einem Neubeginn der sozialistischen Literatur, der den Anfang einer nunmehr kontinuierlichen Entwicklung bildete. Für die Entwicklung der deutschen sozialistischen Literatur am Ende der zwanziger Jahre und vor allem in den dreißiger Jahren war von großer Bedeutung, daß die deutliche und aggressive Formierung der reaktionären Front die Gesamtheit der antifaschistischen Kräfte in der gemeinsamen Bedrohung schließlich trotz aller Hindernisse und Fehler zusammenschloß. Die Volksfrontstrategie ermöglichte dem sozialistischen Schriftsteller eine richtigere Beurteilung der nationalen Frage. In den zwanziger Jahren wurde in Deutschland zum erstenmal deutlich, welche Bedeutung eine konsequent marxistische, revolutionäre Arbeiterpartei für die sozialistische Literatur besitzt, und zwar sowohl direkt als organisatorisches Fundament und Instanz für die Orientierung auf bestimmte aktuelle Aufgaben, wie vor allem indirekt durch die Rolle im gesellschaftlichen Leben.

10. Seit den zwanziger Jahren ist das Beispiel und Vorbild der ersten sieg-

reichen sozialistischen Revolution und des ersten sozialistischen Staates, der Sowjetunion, und der Sowjetliteratur von großer Bedeutung für die Entwicklung der sozialistischen Literatur in den verschiedensten kapitalistischen Ländern, und zwar sowohl direkt durch die Bildung einer Weltorganisation sozialistischer Schriftsteller und durch die Förderung von Literatur und Theorie im sozialistischen Staat, wie indirekt durch die Ausstrahlung der Sowjetunion auf die internationale Arbeiterbewegung. Die weltweite Wirkung der Sowjetunion und heute des gesamten sozialistischen Lagers ermöglicht den Vorstoß zur sozialistischen Literatur auch einzelnen Schriftstellern in solchen Ländern, deren nationale Bedingungen allein noch nicht die dafür notwendigen Voraussetzungen ergeben.

11. Unter den Bedingungen des sozialistischen Staates tritt die sozialistische Literatur in ein neues Stadium ihrer Entwicklung ein. Mit der Errichtung der proletarischen Klassenherrschaft wird die sozialistische Ideologie zur herrschenden Ideologie der Gesellschaft. Damit ist die Voraussetzung gegeben, daß sich die sozialistische Literatur zur herrschenden Literatur und zur Nationalliteratur entwickeln kann. Die Entwicklungstendenz zur Nationalliteratur besitzt die sozialistische Literatur von Anfang an insofern, als sie mit den proletarischen Klasseninteressen zugleich die wahren Interessen der Nation vertritt, aber diese Tendenz kann erst nach Zerschlagung der bürgerlichen Klassenherrschaft einschließlich der ihr dienenden Kulturinstitutionen voll verwirklicht werden.

12. Die Partei der Arbeiterklasse und der sozialistische Staat wirken mittels der Umgestaltung des gesamten gesellschaftlichen Lebens und der Entwicklung neuer Beziehungen zwischen den Menschen auf die Persönlichkeit des Schriftstellers und damit auf die Literatur ein.

Im sozialistischen Staat erfährt die Literatur eine weitgehende materielle Unterstützung. Die Gesetze der kapitalistischen Warenwirtschaft, denen die künstlerische Produktion im Kapitalismus unterliegt, die die Kunst zur Ware und den Kunstproduzenten zum Ausgebeuteten machten, werden in der Übergangsperiode durch den proletarischen Staat in ihren schädlichen Auswirkungen eingedämmt.

13. Für die Entwicklung der sozialistischen Literatur im sozialistischen Staat ist von großer Bedeutung, daß im Zuge der Kulturrevolution die Existenz der zwei Kulturen, die ein Merkmal der Klassengesellschaft war, schrittweise beseitigt wird, daß durch die Beseitigung des Bildungsmonopols zahlreiche schöpferische Kräfte der Volksmassen, die sich in der Klassengesellschaft nur im Ausnahmefall entwickeln konnten, freigelegt werden. Zugleich entsteht ein neues, breiteres Literaturpublikum. Die volle Auswirkung dieser neuen Kultursituation ist jedoch ein langwieriger, auch von Rückschritten und Fehlern begleiteter Prozeß.

14. Die sozialistische Umgestaltung des gesellschaftlichen Lebens im Arbeiter-und-Bauern-Staat schafft in der Wirklichkeit selbst grundlegend neue Momente, die als neue Stoffe und neue Themen Eingang in die Literatur finden. Die Aufnahme der neuen Stoffe und Themen durch die Literatur bereitet, wenn sie auch mit künstlerischen Anfangsschwierigkeiten zu tun hat und sie nur langsam überwindet, eine neue Stufe des Realismus vor. Durch schädliche und kunstfeindliche Tendenzen wie Schönfärberei und Schematismus wird die Überwindung dieser Schwierigkeiten erheblich erschwert, ja die Entwicklung des Realismus kann ernsthafte Rückschläge erleiden.

Realismus

Sozialistischer Realismus

15. Unter sozialistischer Literatur verstehen wir alle Erzeugnisse der Schönen Literatur, die auf der sozialistischen Ideologie basieren. Zu den Werken des sozialistischen Realismus zählen dagegen nur jene, die den Forderungen des Realismus als einer wertenden, die Höhe der spezifisch künstlerischen Wirklichkeitserfassung bezeichnenden Kategorie nachkommen. Die sozialistische Literatur, will sie die neue Qualität vollgültig realistischer Gestaltung erlangen, muß erst hineinwachsen in die künstlerischen Traditionen, die bei der Darstellung der Wirklichkeit in vorhergegangenen Gesellschaftsformationen, je nach den gegebenen nationalen Bedingungen und in besonderen Formen und Bildern entstanden sind. Aufbauend auf ihnen muß der sozialistische Realismus entsprechend der neuen Wirklichkeit und ihrer ideologischen Widerspiegelung neue Wege der künstlerischen Bewältigung dieser Wirklichkeit schaffen.

16. Von Realismus sprechen wir nur dann, wenn das Kunstwerk den Gesetzen der spezifisch künstlerischen Widerspiegelung von Wirklichkeit folgt.

Diese Gesetze besagen u. a., daß allgemeiner Gegenstand der Dichtung nicht die Wirklichkeit schlechthin ist, sondern einzig die Wirklichkeit in bezug auf den Menschen.

17. Die künstlerische Idee einer Dichtung basiert auf dem Streben des Dichters, bestimmte Erscheinungen der Gesellschaft, bestimmte Lebensäußerungen und Beziehungen der Menschen, die er wahrgenommen hat, in Zusammenhänge zu setzen und darzustellen. Die beiden Momente, Weltanschauung und persönliche Lebenserfahrung, stehen in Wechselwirkung, sie beeinflussen sich gegenseitig; beim realistischen Künstler ergänzen, korrigieren und fördern sie einander. Der Künstler, der in der Beobachtung des Lebens subjektiv aufrichtig ist, strebt, wenn er wahrhaftige Werke schaffen will, über die bloße Lebensbeobachtung hinaus nach dem gesetzmäßigen Zusammenhang der beobachteten Erscheinungen.

Der Wahrheitsgehalt des Kunstwerks resultiert also sowohl aus unmittelbaren Lebenserfahrungen des Künstlers wie aus seiner Kenntnis und Beachtung der objektiven Entwicklungsgesetze der Gesellschaft.

Kraft seines Wahrheitsgehalts besitzt das realistische Kunstwerk einen Erkenntniswert und bildet einen bereichernden Bestandteil des gesellschaftlichen Bewußtseins.

18. Analog der Spezifik des Gegenstandes der Kunst besitzt auch die im Kunstwerk enthaltene Wahrheit ihre Spezifik: das realistische Kunstwerk enthält nicht Wahrheit schlechthin, sondern Wahrheit über den Gegenstand der Kunst, das heißt Wahrheit über den Menschen und seine Beziehungen zu der ihn umgebenden Welt. Der Wahrheitsgehalt des Kunstwerks hängt nicht von der Übereinstimmung mit den äußeren Erscheinungen im einzelnen, den sogenannten „Tatsachen“, ab, sondern vom Erfassen der objektiven Triebkräfte der Erscheinungen.

19. Der Realismus setzt sich im Rahmen verschiedener individueller Methoden, Stile oder Richtungen durch. Dabei ist von Bedeutung, welche Gattung jeweils vom Künstler gewählt wird; je nach den Möglichkeiten und Gesetzen der Gattungen gelangen andere, ihr gemäße Bereiche und Seiten der Wirklichkeit zur Darstellung.

20. Mit dem Realismus als der Grundmethode ist noch nicht das Spezifische der Dichtung erschöpft. Realismus bezeichnet lediglich jenen – allerdings grundlegenden – Zug, wodurch das Kunstwerk befähigt ist, die Welt in bezug auf den Menschen in ihrer Gesetzmäßigkeit aufzunehmen und sinnfällig abzubilden. Unter Realismus in der Dichtung verstehen wir die künstlerische Darstellungsweise menschlicher Lebenswirklichkeit, die diese nicht statisch gestaltet, sondern in ihrer Bewegung, ihrer Entwicklung und Widersprüchlichkeit, das heißt analog den objektiven dialektischen Prozessen in der Wirklichkeit.

21. Alle realistische Kunst nimmt im Sinne des Humanismus Partei, wendet sich gegen die überlebten, die menschliche Entwicklung hemmenden Kräfte und dient so den fortschrittlichen Kräften. In diesem Sinne ist sie ihrem Wesen nach kritisch.

22. Zwei wesentliche Grundzüge realistischer Gestaltung besagen, daß im dichterischen Werk die menschliche Figur als individueller Charakter, die Wirklichkeit als Prozeß erscheint. Bei dieser Definition muß – einmal abgesehen davon, daß sie nicht für alle literarischen Genres gilt, sondern im wesentlichen nur für die großen Formen – beachtet werden, daß sie abgeleitet ist von jenen Formen des Realismus, wie sie sich seit der Renaissance auf der Grundlage der neuen Auffassung vom Menschen als Persönlichkeit und vom Prozeßcharakter der Wirklichkeit herausgebildet haben. Sie werden vom sozialistischen Realismus als wichtiger Bestandteil

der Realismustradition aufgenommen und weiterentwickelt. Durch diese Feststellung soll nicht die Möglichkeit ausgeschlossen werden, daß frühere Perioden der Literaturentwicklung im Zusammenhang mit dem jeweiligen Weltbild zumindest in Ansätzen vergleichbare Gestaltungsprinzipien, beziehungsweise andere, in der späteren Literatur verlorengegangene Prinzipien der künstlerischen Gestaltung entwickelt haben, die ebenfalls ein wertvolles Erbe darstellen können.

23. Den Prozeßcharakter der Wirklichkeit und die Prägung der menschlichen Charaktere durch die Gesellschaft erfaßt der Künstler nicht allein vom Beobachterstandpunkt aus, sondern vor allem, wenn er selber an den gesellschaftlichen Auseinandersetzungen seiner Epoche beteiligt ist. Nur so erschließen sich ihm die menschlichen Beziehungen allseitig, sowohl in ihrer realen Erscheinungsform und Bewegung, als auch, in ihrem emotionalen Reflex, in ihrer Willen und Charaktere prägenden wie auch in ihrer bewußtseinsmäßig-erkenntnismäßigen Bedeutung.

Parteinahme im Sinne des humanen Fortschritts ist eine unerläßliche Bedingung realistischer Kunst. Sie ist sowohl ihre erkenntnismäßige als auch ihre ethische Grundlage.

Sozialistischer Realismus

24. Für den sozialistischen Realismus sind die gleichen Kriterien, die für die sozialistische Literatur im allgemeinen gelten, verbindlich: proletarische Klassengrundlage, sozialistische Ideologie, sozialistische Parteilichkeit. Darüber hinaus weist der sozialistische Realismus eine Reihe von Kriterien auf, die zum Teil für den Realismus überhaupt Gültigkeit haben, also auch für den Realismus der bürgerlichen Literatur, die im sozialistischen Realismus jedoch abgewandelt bzw. weiterentwickelt werden, zum anderen Teil im Realismus vorangegangener Literaturepochen nur keimhaft vorhanden waren und jetzt zu voller Entfaltung gelangen (zum Beispiel die realistische Gestaltung der Perspektive).

Die sozialistische Literatur kann bereits in ihren Anfängen als eine sozialistisch-realistische in Erscheinung treten – wie beispielsweise 1905 in Rußland –, der sozialistische Realismus kann aber auch erst das Ergebnis einer längeren, noch vor- oder halbrealistischen Entwicklung der sozialistischen Literatur sein.

25. Das sozialistisch-realistische Kunstschaffen erfordert, daß der sozialistische Schriftsteller die Tradition des Realismus – und zwar die nationale sowohl wie die der Weltliteratur – in sich aufnimmt und verarbeitet, um sie weiterführen zu können. Deshalb gelangen in den ersten Anfängen der deutschen sozialistischen Literatur solchen Schriftstellern, die bereits auf der Grundlage einer bürgerlichen, demokratisch-revolutionären Gesinnung der

Tradition des Realismus fest verbunden waren, auf Anhieb einzelne Werke von sozialistisch-realistischer Qualität (Heine, Weerth). Deshalb konnte in der Aufschwungsperiode der deutschen sozialistischen Literatur in den zwanziger und Anfang der dreißiger Jahre durch eine falsche Theorie der Ablehnung und Ignorierung der Tradition (Proletkult) die Entwicklung der sozialistischen Literatur zum Realismus gehemmt werden. Deshalb entstanden die ersten Werke des sozialistischen Realismus bei solchen Schriftstellern, die theoretisch, zumindest aber in ihrer schöpferischen Praxis die Bedeutung der volkstümlichen und realistischen Traditionen erkannten und auf ihnen aufbauten (Brecht, Becher, Seghers, Weinert, Wolf).

26. Entscheidend für den Durchbruch zum Realismus in der sozialistischen Literatur war und ist die Erkenntnis und schöpferische Anwendung der Spezifik der verschiedenen literarischen Gattungen. Die Gattungsgesetze, die immer ein Form-Inhalt-Verhältnis bezeichnen, sind innerhalb der literarischen Entwicklung das konstanteste Element. Ihre Anwendung im Hinblick auf die neuen Gegebenheiten des Inhalts ist entscheidend für den Realismus eines Werkes.

27. Da die einzelnen literarischen Gattungen verschiedene Bereiche der Wirklichkeit auf verschiedene Weise erfassen, wäre es verfehlt, an alle Gattungen unter den gleichen Gesichtspunkten heranzugehen. So entspricht es zum Beispiel den Möglichkeiten der kleinen Formen (Gedicht, Skizze, Kurzszene u. a.), daß sie sich auf die Widerspiegelung kleiner, begrenzter Wirklichkeitsausschnitte beschränken können. Deshalb wurden die neuen Stoffe und Themen, die sich aus dem proletarischen Klassenkampf ergaben, in den meisten Fällen zuerst in den kleinen Formen aufgegriffen, deshalb konnten hier, vor allem in der politisch-satirischen Lyrik und im Kampflied die ersten Durchbrüche zum Realismus erfolgen (Weinert und Brecht bereits vor 1933). Die kleinen Formen, vor allem die politischen Genres, die in höchstem Maße tagesbezogen, aktuell im Sinne der Tagesereignisse und Tagesaufgaben sind, die direkt auf politische Institutionen zielen, konnten auf Grund ihrer Spezifik von der sozialistischen Literatur als erste realistisch erfüllt werden. Die Höherentwicklung der unmittelbar politischen Genres im sozialistischen Realismus tritt um so deutlicher in Erscheinung, als gerade sie in der bürgerlichen Literatur am stärksten in Verfall geraten waren. Beiträge in diesen Genres, die von der Seite linksbürgerlicher, radikal anti-imperialistischer Schriftsteller kommen, weisen nicht selten enge Berührungspunkte zur sozialistischen Literatur auf (zum Beispiel Tucholsky).

28. In den großen Formen (Roman, Drama, verschiedene lyrische Genres) dagegen kann sich der sozialistisch-realistische Schriftsteller nicht auf die Behandlung der unmittelbaren Tagesfragen beschränken, sondern muß zu den grundlegenden Problemen und Widersprüchen der Gesellschaft vor-

dringen. Der Gehalt erschöpft sich hier nicht in der unmittelbar politischen Aktualität, sondern stößt darüber hinaus zu den Grundfragen vor. Deshalb wirkt die Beschränkung auf eng tagesgebundene Problemstellungen, die in der sozialistischen Literatur die kleinen Formen rasch zur Blüte brachte, in den großen Formen hemmend für den Realismus. Die Einengung der Aufgabenstellung auf die unmittelbar politischen Tagesfragen für die gesamte sozialistische Literatur (Agitprop-Theorie) war für die Entwicklung des Realismus in diesen Gattungen schädlich. Sie führte im Drama und in den episch-lyrischen Formen zu didaktisch-lehrhafter Einengung, im Roman zum Steckenbleiben im Reportagehaften, das heißt Nicht-Erzählerischen, bei gleichzeitiger romanhafter Anlage.

29. Bei der Aneignung der neuen Inhalte ergeben sich für den sozialistischen Schriftsteller eine Reihe von Schwierigkeiten. Es kann zu Mängeln kommen, die jedoch ihrem Wesen nach nicht antirealistisch sind wie die formal zuweilen ähnlichen Verfallserscheinungen in der bürgerlichen Literatur. Sie sind manchmal unvermeidbare Durchgangsstufen für die realistische Bewältigung neuer Stoffe und Themen, besonders dann, wenn es sich um Arbeiterschriftsteller handelt, die sich die bildungsmäßigen Voraussetzungen für ihr Schaffen erst mühsam aneignen müssen. So hat im Zusammenhang mit dem Roman die Reportage oft die Funktion einer Vorform für die große Gestaltung, einer ersten, noch rohen und nicht voll künstlerischen Entfaltung eines neuen Stoffes. Diese Durchgangsstufen werden nur dann hemmend für die Entwicklung des Realismus, wenn sie als endgültig, als die der sozialistischen Literatur entsprechenden Formen hingestellt werden.

30. Zusammen mit der Verarbeitung der Tradition und dem Erfassen der Spezifik der Gattungen war für den Durchbruch zum Realismus in der deutschen sozialistischen Literatur ein weiteres Moment entscheidend. Sie mußte sich von einer thematisch-inhaltlich begrenzten „Klassenliteratur“, das heißt einer nur und ausschließlich für Arbeiter – und sogar nur für die fortgeschrittensten – geschriebenen und nur von Arbeitern handelnden Literatur zur Literatur von nationaler Gültigkeit entwickeln. Diese Entwicklung wurde durch Linkssektierertum, vor allem durch falsche theoretische Ansichten in der nationalen Frage, in den zwanziger Jahren gehemmt. Erst indem diese Begrenzung durchbrochen wurde, erst indem die sozialistische Literatur die proletarischen Interessen und Ziele nunmehr als Interessen und Perspektiven der Nation gestaltete, konnte sie sich realistisch entfalten. Im wesentlichen erfolgte dieser Durchbruch zum sozialistischen Realismus in der deutschen Literatur in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre, führend in den Werken von Brecht, Becher und Seghers.

Der sozialistische Realismus als höhere Stufe des Realismus

31. Nicht nur die weltanschauliche Grundlage von bürgerlichem und sozialistischem Realismus ist verschieden, sondern auch die Beziehungen der Weltanschauung zur Methode sind andere.

32. Die bürgerliche Ideologie wirkt immer in dieser oder jener Weise hemmend auf die realistische Methode und gerät mit ihr in Widerspruch. Dieser Widerspruch entspringt aus der geschichtlichen Rolle der Bourgeoisie und liegt im Wesen der bürgerlichen Ideologie. Auf der einen Seite setzt die Herausbildung und Anwendung der realistischen Methode im Künstler einen Impuls voraus, in den Zuständen und Beziehungen der Gesellschaft Wahrheit aufzufinden. Realismus als künstlerische Schaffensmethode ist insofern immer mit humanistischer Gesinnung verbunden, als der Künstler durch den Wahrheitsgehalt seines Kunstwerks den Menschen helfen will. Diese Gesinnung bildet in der fortschrittlichen Phase der Bourgeoisie einen Bestandteil ihrer Ideologie. Auf der anderen Seite aber entspricht es selbst in der Aufstiegsphase nur bis zu einem gewissen Grade dem bürgerlichen Klasseninteresse, die Wahrheit des Lebens aufzudecken. Da mit der Entwicklung des Kapitalismus die Bourgeoisie immer weniger an der Darstellung der Wahrheit interessiert ist, dient das realistische Schaffen nicht mehr der Bourgeoisie. Der realistische Schriftsteller erfährt den Widerspruch zwischen seinem Streben und dem herrschenden Klasseninteresse. Solange er aber in seinen Ansichten über die Gesellschaft bürgerlicher Denker bleibt, das heißt den Kapitalismus nicht als überwindbar ansieht, die historische Rolle des Proletariats nicht begreift, insofern also seine Ideologie noch nicht völlig von der herrschenden Klasse abgelöst ist, wirkt dieser Widerspruch auch auf seine künstlerische Gestaltungsmethode ein. Seine Darstellung der Gesetzmäßigkeiten der Geschichte und der Perspektiven der Entwicklung trägt idealistische und utopische Züge (Realismus der deutschen Klassik), oder seine Darstellung der Genesis der bestehenden Gesellschaft erfolgt einseitig, unter weitgehender Ausklammerung der geschichtlichen Bedeutung des Proletariats („kritischer Realismus“).

33. Aus dem Widerspruch zwischen der künstlerisch-praktischen Realisierung des humanistischen Strebens nach wahrheitsgetreuer Darstellung des Lebens und der Bindung des Künstlers an die bürgerliche Ideologie ergibt sich, daß der von Engels bei Balzac nachgewiesene „Sieg des Realismus“ für den bürgerlichen Realismus keine Ausnahme, sondern – selbstverständlich in den verschiedensten Formen und Graden – die Regel ist. Dieser „Sieg“ – die Korrektur und teilweise Widerlegung des bürgerlichen Weltbildes durch die treue Abbildung wesentlicher Lebensprozesse – ist jedoch

nie ein vollständiger. Auch beim größten bürgerlichen Realisten werden diesem Sieg durch die Weltanschauung Grenzen gesetzt. Dennoch kann die wahrheitsgetreue Darstellung des Lebens in der künstlerischen Gestaltung durchaus das Übergewicht haben.

34. Seit der Entstehung der Arbeiterbewegung und des wissenschaftlichen Sozialismus üben diese auf viele bürgerliche Realisten Einfluß aus. Die Ahnung oder die Erkenntnis, daß der Kampf der unterdrückten Volksmassen mit ihrem humanistischen Streben übereinstimmt, die Sympathie mit dem Sozialismus als Möglichkeit der Rettung der Menschheit wirken vielfach befruchtend auf die realistische Methode der Künstler, sei es, daß der Kampf der Arbeiterklasse, als Thema ergriffen wird (Hauptmann), sei es, daß die Kritik der Klassengesellschaft tiefgründiger wird (Thomas und Heinrich Mann, Feuchtwanger). Es kommt zu künstlerisch bedeutsamen Übergängen zum sozialistischen Realismus (A. Zweig).

35. Die Widersprüche und Hemmnisse im Prozeß der künstlerischen Aneignung der Wirklichkeit, die für die bürgerliche Literatur charakteristisch sind, bestehen im Prinzip für den Künstler, dessen Weltbild vom dialektischen Materialismus und den Interessen der Arbeiterklasse bestimmt ist, nicht. Die sozialistische Ideologie, weil sie wissenschaftlich fundiert ist, hindert ihn nicht, sondern hält ihn an, die Welt vorurteilsfrei, so wie sie ist, aufzufassen. Deshalb widerlegt die wahrheitsgetreue Gestaltung des Lebens sein Weltbild nicht, sondern bereichert und ergänzt es. Widersprüche und Hemmnisse können zum Beispiel in der Übergangsperiode auftreten, wenn der Künstler teilweise oder gänzlich falschen, vulgär-materialistischen Auffassungen von der Welt und der Kunst unterliegt (zum Beispiel Proletkult), oder wenn weit verbreitete Vorurteile ihn beeinflussen (Personenkult, dogmatische Theorien usw.). Die Kenntnis der Gesetzmäßigkeiten der gesellschaftlichen Entwicklung, das sozialistische Bewußtsein der Verantwortung gegenüber dem Volk lenken die künstlerische Phantasie und verhelfen ihr dazu, nicht am Zufälligen oder nur Subjektiven zu haften. Das künstlerische Bewußtsein richtet sich auf die Bedürfnisse der Gesellschaft und kann so die von der Phantasie vorgenommene Typisierung in Gestalten, Handlungen, Situationen usw. überprüfen und korrigieren.

36. Aus den unterschiedlichen Beziehungen der bürgerlichen bzw. der sozialistischen Ideologie zur realistischen Methode ergibt sich ein wesentlicher Unterschied in der Art der Parteinahme des Künstlers. Eine endgültige und andauernde Verschmelzung der Interessen des humanistischen Schriftstellers mit den Interessen einer Klasse ist erst in der Identifizierung mit dem Befreiungskampf des Proletariats möglich. Erst in der sozialistischen Ideologie tritt die theoretische Einheit von Objektivität der Lebensdarstellung und Parteilichkeit ein. Der bürgerliche Realist im entwickelten

Kapitalismus kann nicht mit den tatsächlichen Zielen der Bourgeoisie sympathisieren, deren Ideologie er jedoch teilweise verhaftet bleibt. Daher benötigt das ästhetische Denken des bürgerlichen Humanisten die Illusion der „Unabhängigkeit“ der Kunst von Klasseninteressen. Die bewußte Parteinahme des bürgerlichen Realisten erschöpft sich oft in einem Humanismus unbestimmter Zielrichtung. Der sozialistische Schriftsteller hingegen stellt sein Werk bewußt und zielstrebig in den Dienst der Arbeiterklasse, die überhaupt die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen aufhebt.

37. Zur sozialistischen Ideologie des Schriftstellers gehört die Anerkennung der führenden Rolle der marxistisch-leninistischen Partei für die Entwicklung der sozialistischen Literatur. Wie die sozialistische Ideologie nicht spontan aus dem Kampf der Arbeiterklasse hervorgeht, so können auch bloße Sympathie und Identifizierung des Schriftstellers mit diesem Kampf nicht zu einem sozialistischen Bewußtsein führen. Das Schaffen des sozialistischen Schriftstellers bedarf der Führung durch die Partei. Die Bedeutung der führenden Rolle der Partei zeigte sich zuerst in den künstlerischen Höhepunkten, die in den Werken Heines und besonders Weerths, später im Werk Gorkis zweifellos auf den Einfluß von Marx und Engels bzw. Lenin zurückzuführen sind.

38. Die führende Rolle der Partei besteht vor allen Dingen darin, daß die Partei die Schriftsteller zu Kämpfern für den Sozialismus erzieht, die mit den Sorgen, Nöten und Interessen der Arbeiter und Bauern eng verbunden sind, daß sie im Künstler das Verständnis für die Grundfragen des Marxismus-Leninismus und für die Politik der Partei weckt.

39. Die führende Rolle der Partei setzt sich auch in solchen Fällen durch, wo in gelungener Weise die marxistisch-leninistische Theorie auf Probleme der Literatur derart angewandt wird, daß der Künstler dadurch Fehler überwinden, Umwege abkürzen kann und der Einfluß bürgerlicher ästhetischer Vorstellungen ausgeschaltet wird. Sowohl gründliche Analysen vorbildlicher und Kritiken mißlungener Werke der Gegenwartsliteratur als auch literaturtheoretische und literaturgeschichtliche Arbeiten können und sollen in dieser Richtung wirken.

40. Die Partei weist den Künstler auf die Erscheinungen des Lebens hin, deren literarische Gestaltung für die sozialistische Bewußtseinsbildung des Volkes besonders wichtig ist; sie versucht zu erreichen, daß sich das künstlerische Interesse der Schriftsteller an diesen Problemen entzündet. Kulturpolitische Maßnahmen wie Wettbewerbe, Preise, Ehrungen können diesem Ziele dienen. Dabei muß ständig der leninsche Grundsatz beachtet werden, daß die künstlerische Arbeit am wenigsten eine schablonenhafte Behandlung verträgt. Ungeduld, Mißachtung der Eigenarten des Talents, der Mög-

lichkeiten, der Herkunft usw. des jeweiligen Schriftstellers können leicht schädliche Rückwirkungen haben.

41. Indem der sozialistische Realismus die Traditionen des Realismus fortsetzt und weiterentwickelt, bildet er eine höhere Stufe des Realismus.

Die höhere Stufe des Realismus wird zunächst in dem höheren und umfassenderen Wahrheitsgehalt und Erkenntniswert sichtbar. Damit hängt jedoch die potentielle – und in den besten Werken des sozialistischen Realismus auch bereits realisierte – Möglichkeit neuer ästhetischer Qualitäten zusammen. Neue, in der vorsozialistischen Literatur nicht oder nicht genügend gewürdigte Stoffe, Themen und Gestalten werden gewonnen und eröffnet, wo sie gemeistert sind, neue Bereiche des Schönen in der Kunst. Während die vorsozialistische Literatur mit dem Ideal des Schönen zugleich Illusionen vermittelt bzw. als kritischer Realismus ein solches Ideal weitgehend vermissen läßt, vermag die Literatur des sozialistischen Realismus die Gesetzmäßigkeiten und Perspektiven der gesellschaftlichen Entwicklung ohne idealistische Verzerrung künstlerisch abzubilden und auf diese Weise die sich verändernden und wachsenden ästhetischen Bedürfnisse des sozialistischen Menschen zu befriedigen. Dabei wird selbstverständlich der Sinn für die Kunstwerke der Vergangenheit nicht verkümmern, sondern im Gegenteil anwachsen.

Eduard Zak

Ein Weg in die Welt

Erwin Strittmatter: „Der Wundertäter“, Roman

Aufbau-Verlag, Berlin 1957

Erwin Strittmatters Begabung, Geschichten zu erzählen, ist längst entdeckt. Über seinen „Tinko“ ist viel diskutiert worden, insbesondere über die Frage, ob dort die Beschränkung auf die Erlebnismöglichkeit eines Kindes, die zur Fiktion gehörte, sich fördernd oder hemmend ausgewirkt hätte. Auch Strittmatters Stil im Tinko hat nicht nur Bewunderer gefunden: das Streben nach sinnlicher Prägnanz in der Wortwahl und bei der Erfindung neuer Wörter wurde bestaunt, es wurde sehr mit Recht als eine Erfrischung für unsere Literatursprache empfunden; andererseits fand mancher, daß die Tinko-Manier sich verselbständigt hätte zur Manieriertheit im Stil Strittmatters. Jedenfalls konnte niemand entgehen, daß der Autor des „Tinko“ das Erzählen nicht für eine Gottesgabe, sondern für eine Kunst hält und seine Mittel mit Bedacht wählt.

Der Roman „Der Wundertäter“, von dem bis jetzt nur der erste Band vorliegt, ist so angelegt, daß er zu einem für unsere junge sozialistische Literatur bezeichnenden, zu einem bedeutenden Werk werden kann. Aber der Roman macht es dem, der eben die Nase aus den fünfhundert Seiten, aus dem Leben dieser Seiten hebt, nicht eben leicht, das Warum und Weshalb herauszufinden.

Die Zentralfigur des Romans, deren Lebensweg durch die Fährnisse des Daseins aufgezeichnet wird, ist Stanislaus Büdner, Sohn eines Glasbläfers aus einem Dorfe, wo alle Leute für den Gutsherrn zu arbeiten hatten. Stanislaus ist unser

Zeitgenosse. Wir lernen ihn und seine Welt in den Jahren 1909 bis 1943 kennen. Er ist vierunddreißig Jahre alt, wenn wir ihn am Ende des Romans (vorläufig) aus den Augen verlieren. Auf den letzten Seiten sehen wir ihn mit einem Kumpanten als Mönch verkleidet am Eingang zu dem Kloster einer Insel im Ägäischen Meer. Er ist nach vielfältigen Erlebnissen und schwierig erworbenen Einsichten aus der faschistischen Wehrmacht desertiert. Einheimische, vielleicht Partisanen, denen er – nur halb bewußt – geholfen hat, haben ihm weitergeholfen. Der Entschluß, die Seite der Unterdrücker zu verlassen, ist der erste entscheidende Schritt auf die richtige Seite zu; aber noch bleibt die Frage, ob er, der bis dahin so „lange unterwegs“ gewesen ist, auch schon ein Mitkämpfer auf der richtigen Seite, auf der Seite seiner Klasse geworden ist. „Neue Wandlungen“, denen Stanislaus Büdner entgegengeht, sind angekündigt und wahrscheinlich Stoff für den zweiten Band des Romans.

Was aus dem Stanislaus Büdner wird, was er aus seinen weiteren Begegnungen lernen wird, liegt einstweilen noch bei seinem Schöpfer, dem Autor. Aber ein vierunddreißigjähriger Stanislaus, Bäcker-geselle, heimlicher Dichter und zuletzt Soldat, ist schon eine Figur geworden, mit der der Autor nicht mehr verfahren kann, wie er will. Die Welt hat ihn geformt, mehr mit Schubsen und Behinderungen als mit zarter Hand; die Gesellschaftsordnung, in der er aufwuchs, hat ihm die Denkkzettel verpaßt, die sie für

Menschen seiner sozialen Stellung bereithält. Sie hat ihm illusionäre Ausweichmöglichkeiten aus der Enge vorgegaukelt: durch magische Macht als „Wundertäter“, durch „Allgemeinbildung“, Dichtertum, Ergebenheit in Gott, durch Mädchenliebe und spießberische Bescheidenheit. Aber die Enttäuschungen, die ihm aus den mißglückten Fluchtversuchen erwachsen, haben ihn auch gelehrt, die Denkkzettel zu lesen, zu studieren. Und schon ahnt er, daß sie, richtig verstanden, eine tüchtigere Lehre sind als die Lehrbriefe der „Methode Mentor“, die auf die Verhältnisse seines Bäckerlebens nicht eingerichtet sind.

Der arme Junge, der bei sich „Wunderkräfte“ entdeckt und auch bald daraufkommt, daß der Glaube an solche „Kräfte“, verbreitet unter den Einfältigen aller Gesellschaftsklassen, ihm manchen Vorteil für sein Fortkommen bieten könnte, hätte ein Schelm werden können. Die ersten Kapitel des Buches bereiten beinahe auf einen Schelmenroman vor: wir erwarten, einen sympathischen Schwindler vorgestellt zu bekommen, einen Eulenspiegel, der in klassischer Manier die Reichen schädigt, die Geizhalse prellt, die Dummköpfe foppt und sich dabei ein gutes Gewissen und die Neigung des Lesers bewahrt, weil er seine Solidarität mit den Hilflosen nicht aufgibt. Stanislaus hätte ein gewitzter Bursche werden können. Anlagen und Situation befähigen ihn frühzeitig, die morschen Stellen, die losen Maschen in der Welt, die ihn umgibt, zu erkennen. Die Konzeption einer solchen Romanfigur, des Schelmen als Romanhelden, hätte für ein satirisch-ironisches Bild der kapitalistischen Wirklichkeit hingereicht. Dem sozialistischen Autor Strittmatter aber kam es auf mehr und anderes an, als die alte Gesellschaft von ihrer Kehrseite her aufzudecken. Der Schelm als Romanheld reicht nur so weit hin, als er, der das Produkt einer bestimmten Gesellschaftsordnung ist, sich innerhalb dieser Ordnung bewegen kann, deren Mechanismen

er kennt und auf die er eingespielt ist. Er müßte aber mit dieser „Ordnung“ abtreten. Seine Existenz, nur scheinbar gegen sie gerichtet, gründet sich ja auf sie. Er, ihr Nutznießer, wäre niemals imstande, für die Klasse zu kämpfen, die sich anschickt, dieser Ordnung den Gar aus zu machen. Kurz, eine zu simple Anlage hätte den „Wundertäter“ unfähig gemacht, der Held eines Romans unserer Übergangsepoche zu sein, nämlich: aus dem plebejischen Widersacher der Ausbeuterordnung zur proletarischen Figur zu werden.

Nicht genug hervorzuheben und als tiefe Einsicht in die Bedeutung einer richtigen Konzeption der Zentralfigur zu preisen ist Strittmatters Entschluß, die Wundertäterei seines Helden nur episodisch zu behandeln. Die „übernatürlichen Fähigkeiten“ seiner Kindheit wirken eigentlich bei seinem Bildungsprozeß lediglich psychologisch nach, indem sie ihn innerlich einigermaßen von seinen Alters- und Berufsgenossen absondern; sie machen ihn geneigt, eher auf eigene Faust Vorstöße aus der Enge seines Daseins zu unternehmen, als, sei es in gutem, sei es in schlechtem Sinne, sich mit seinen Arbeitskollegen zu solidarisieren. Er spürt nur die „Väterlichkeit“ des sozialistischen Arbeitskollegen oder auch des sozialistischen Kriegskameraden, er achtet sie, aber er folgt nicht ihren Winken. Nicht aus Sturheit, sondern weil er aus dem Wundertäter ein Romantiker geworden ist, verliebt in seine Illusionen über sich und die Gesellschaft, verliebt in die Liebe. Mit dieser romantischen Schicht hat der Autor seinen Helden kompliziert; aber er hat ihn auch aus dem Bannkreis, der sozialen Beschränktheit eines Wundertäters herausgehoben, ihn befähigt, etwas zu sehen und endlich auch etwas zu tun, was außerhalb seines nächsten eigenen Interesses bleibt. Noch bis an den Schluß der Geschichte bleiben die Guttaten des Stanislaus mehr oder minder spontan: So verhilft der in seiner Liebe zu den Mädchen so oft Enttäuschte

einem jungen Pariser Liebespaar nur deshalb zur Flucht aus den Händen der Wehrmacht, weil er die Liebe für einen erhobenen Zustand des Menschen ansieht, – und weil ihm die Feldweibel, unter den Kleinen die Mächtigen, zum Inbegriff des Abscheulichen geworden sind. Die Pariser Partisanin, die sich mit der Bombe selbst hinopfert, ist ihm ein romantisches Idol, aber keineswegs ein politisches Ideal. Dieser komplizierte Stanislaus sieht alles noch verkehrt, aber er beginnt schon, das Richtige zu sehen. Leitbilder zeichnen sich ab. Wir sehen ihn – besser als er sich selbst – auf dem Wege, auf den alles, was an seinem Gerechtigkeitssinn, seiner Menschlichkeit und auch seiner Romantik echt ist, einmünden muß. Auf dem Weg zur Solidarität mit seiner Klasse und ihren Kämpfern.

Strittmatter erzählt aus einer Welt, die er kennt, die ihm eine unerhörte Fülle profilierter Gestalten liefert. Es sind die kleinen Handwerksmeister und die von ihnen ausgebeuteten Gesellen und Lehrlinge, ein „Stand“, in dem der Lohnarbeiter, genarrt von der Chance, vielleicht selbst einmal zum Meister aufzurücken, nur auf Umwegen zum Klassenbewußtsein finden kann. Vor allem in den kleinen Städten, wo die Industriearbeiterschaft mit ihrem weiter fortgeschrittenen Bewußtsein fehlt, ist das so. Die kleinlichste Ausnutzerei, vom Herkommen sanktioniert, herrscht in den Winkelbuden des biedereren Handwerks: „Es währte kein halbes Jahr, bis Stanislaus alles wußte und konnte, was ein Bäckergehilfe wissen und können muß. Aber was wollte er? Er stand im ersten Lehrjahr und war gewissermaßen der Fußabtreter für Meister und Meisterin, für Fritz Latte und, wenn er sich nicht wehrte, sogar für Sophie, das Hausmädchen . . .“ Und es galt beinahe als selbstverständlich, daß man Gesellen zumuten konnte, für Lehrlingslohn weiterzuarbeiten. Der Weg aus dieser kleinbürgerlichen Umwelt, in die Stanislaus geraten war, und die ihn so dicht umstellt, daß er sich physisch wie geistig

immer wieder Luken und Fenster suchen muß, um einen Blick auf das Leben zu erhaschen, ist langwierig. Schon der Ausgang ist kaum zu finden. Und alles Lokkende draußen erweist sich alsbald wiederum nur als Falle. Der Wundertäter, der Einzelgänger, muß eine Kette von Zusammenbrüchen erleben. Und währenddessen nimmt irgendwo in der Ferne die Geschichte ihren unerklärbaren Verlauf. Stanislaus, wie seinesgleichen, nimmt nur ihre Auswirkungen wahr: die Arbeitslosigkeit – auf einmal ist sie da; die SA – auf einmal ist sie da; Hitler – auf einmal ist er da; und auf einmal ist der Krieg da. Nicht einmal ein schüchternes Warum? erhebt sich.

Der Bäckergehilfe Stanislaus ist weder Nazi noch Antifaschist geworden. Er ist, wie ein großer Teil unseres Volkes, „unpolitisch“ geblieben und mitschuldig geworden. Bis zu dieser Einsicht führt Strittmatter seinen „Wundertäter“. Und auch, mit dieser Einsicht zusammenfallend, bis zu dem Gelingen seines ersten wirklichen Gedichts.

Strittmatter hat uns die Geschichte des Wundertäters in prall mit Handlung und Leben gefüllten Episoden erzählt. Seine Sprache, biegsam und kräftig, zart oder rauh, vermag schlechthin alles. Ohne eigentlich aus der epischen Diktion zu fallen, ohne Lyrismen bewältigt sie sogar die lyrischen Ausschweifungen und das Reifen echter Dichterschaft bei seinem Helden. Mit Vergnügen sieht man in manchen Partien, wie sich die Tradition des Eichendorffschen „Taugenichts“ in die moderne Welt fügt.

Die breite Anlage des Buches verträgt sich bemerkenswert gut mit dem doch eigentlich schmalspurigen Verlauf des Stanislaus Büdnerschens Lebens; es kommt kein kleinstes Kapitelchen vor, das nicht unmittelbar mit Stanislaus zu tun hätte. Das hängt damit zusammen, daß in diesem „Erziehungsroman“ der Umwelt – und oft ihren unscheinbarsten Faktoren – die allmähliche Bildung der Persönlichkeit zufällt. Die Breite, die bei Stritt-

matter immer Fülle ist, läßt beinah nirgends Längen zu. Selbst von den Kapiteln aus der Rekrutenzeit, in denen das Mitgeteilte etwas weniger Originalität hat, möchte ich nicht behaupten, daß sie hätten fortbleiben dürfen. Von den Figuren scheint mir allein der Dichter Weißblatt nicht ganz ausgerundet. Er ist zunächst karikaturistisch angelegt, gewinnt aber im Verlauf eine Bedeutung in dem Geschehen, für die diese Anlage

nicht hinreicht. Mag sein, daß er eine Figur ist, für die sich Strittmatter erst im Lauf des Fabulierens zu interessieren begonnen hat.

Erwin Strittmatter hat mit seinem „Wundertäter“ ein Buch geschrieben, das uns freut und lange erfreuen wird. Wiederum hat sich erwiesen, daß wir in Deutschland eine sozialistische Romanliteratur von Rang haben. Eine Literatur, in der die Frische eines jungen Tages ist.

Achim Roscher

Wirklichkeit und Poesie

*Herbert Jobst: „Der Findling“, Roman
Verlag Tribüne, Berlin 1957*

Straßenkehrer Heinrich Adler findet auf einer Parkbank, in Decken gehüllt, ein Kind. Ein Zettel klärt den Sachverhalt: „Liebe Midmenschen, nemt euch dieses Kindes an, Vater gefallen, Mutter in sozialen Nöden...“ Was kann ein armer Mensch, der selbst auf ein Strohlager im städtischen Armenhaus angewiesen ist, in solch einem Falle tun? Er trägt das Bündel zum Fundbüro. „Für jeden Fund erhält man dort eine Belohnung; Adler hat sogar einmal gehört, daß der Finder gesetzlichen Anspruch auf einen Teil des Fundwertes hat. Was mag nun wohl so ein Menschlein wert sein? Tausend Mark? Vielleicht sogar fünftausend? Adler fühlt, daß ihm allmählich warm wird.“

Schon die ersten Seiten lassen deutlich die Problematik des Buches erkennen. Was ist ein Mensch wert, ein Menschenkind ohne Namen, ohne Mutter und ohne Vater mit Brieftasche, noch zu jung, um Arbeitskraft verkaufen zu können? Nichts ist er wert, Ballast im Klassenstaat ist er, ein Ausgestoßener, auf den „feinere Leute“ – man schreibt den September 1915 – mit dem Finger zeigen. So muß Straßenkehrer Adler ohne Finderlohn das Rathaus verlassen, denn dies war kein Fund, der belohnenswert wäre. Das Kind erhält als

Vormund die Armenkasse, die nur noch dem Namen nach existiert, weil sie längst in der Kriegsanleihe aufgegangen ist.

Adam – so wird das Wurm genannt – wächst nun bei den verschiedensten Familien auf, sogenannten kinderlieben Menschen, die ihn nur ins Haus nehmen, weil sie sich durch die gesetzlichen dreißig Mark monatliche Beihilfe eine Aufbesserung ihres Familienetats erhoffen oder, Jahre später, weil sie in ihm eine billige Arbeitskraft sehen. Auf diese Weise lernt das Kind die verschiedensten Menschentypen kennen, kleine und große Strolche, Geschäftemacher wie den Fleischermeister Krause, der sich an der Notzeit gesundstößt, oder politische Windhunde wie „Pflegevater“ Richter, Mitglied des faschistischen Kyffhäuserbundes und Totschläger, der mit der Zeit geht. Aber auch die andere Seite ist natürlich vertreten. Einmal wohnt Adam bei einem Arbeiter, dem darf er das beste Stück Fleisch aus dem Topf fischen, wenn er ihm mittags das Essen in die Fabrik bringt. Doch dieses Glück währt nicht lange, denn Onkel Karl, „der in dem kleinen Jungenherzen die Liebe... geweckt hat“, wird wegen Beteiligung an einem Aufstand (1924) von regierungstreuen Truppen erschossen. Die

nächste Station in Adams Leben ist die Erziehungsanstalt.

Herbert Jobst griff bei seinem Buch, es ist sein erstes, vor allem auf eigenes Erleben zurück; wir kennen seinen Lebenslauf aus der ersten Nummer der Zeitschrift „Junge Kunst“, und es scheint, als hielte sich der Autor sehr streng daran. Dennoch würde man dem Werk in keiner Weise gerecht, betrachtete man es ausschließlich als eine literarische Biographie des Findelkindes Adam. Es ist Jobst gelungen, einen Abschnitt der Geschichte einer deutschen Kleinstadt und darüber hinaus auch ein Kapitel der deutschen Geschichte künstlerisch darzustellen. Seine Figuren sind plastisch, charakteristisch für jene Zeit und offenbaren in leicht satirischer Beleuchtung das sozial-psychologische und ideologische Wesen der verschiedensten Menschenschichten und -gruppen im Deutschland der Jahre von Beginn des ersten Weltkrieges bis 1930. Auch die Zeitbezüge, unter denen diese Menschen handeln, genauer gesagt, zu wenig oder in der falschen Richtung handeln, sind typisch. Jobst versteht es, Wichtiges von Unwichtigem zu trennen. In teilweise sehr dichten Impressionen werden Blick und Interesse des Lesers auf Ereignisse gerichtet, die scheinbar nur für das Städtchen Rabenberg maßgeblich, jedoch auch für das allgemein politische und gesellschaftliche Geschehen von Bedeutung sind. Nicht immer steht Adam im Zentrum der Handlung; über manche Strecken treten Menschen in den Vordergrund, die Adams „Schicksal“ oder das der Stadt – und damit letzten Endes wiederum das Schicksal des Jungen – in irgendeiner Richtung beeinflussen. So erleben wir Saufabende der Mitglieder des Kyffhäuserbundes, auf denen politische Schand- und Gewalttaten ausgeheckt werden, oder sind Zeuge von mehr oder minder heftigen politischen Auseinandersetzungen in der Druckerei des Rabenberger Tageblatts.

Meistens erzählt Jobst aus der Perspektive des Jungen. Er hat es verstan-

den, trotz des naiven, aber reizvollen kindlichen Tons (wobei er derbe Umgangssprache, kaum aber Gossendeutsch verwendet) stets eine objektive Einschätzung der Vorgänge, ihrer dialektischen Gesetzmäßigkeit, durchblicken zu lassen. An keiner Stelle wird es dem Leser schwer gemacht, das Geschehen selbst zu beurteilen, auch dann nicht, wenn Adam die Sache nicht zu durchschauen vermag. Die Szenen, in denen Adam in den Hintergrund tritt, erleichtern dem Autor eine ausreichende psychologische Motivierung der übrigen Personen; er erzwingt die Objektivität nicht auf Kosten der inneren Glaubwürdigkeit seines kleinen Helden (wie dies in Strittmatters „Tinko“ bisweilen geschehen ist), weil er nicht *nur* aus der Sicht des Jungen erzählt.

Viele Reaktionen Adams beruhen – wie bei Kindern oft – vorwiegend auf vereinfachenden Gefühlsentscheidungen. Die guten Menschen, das sind die Arbeiter, Onkel Karl zum Beispiel, der erschossen wird; die Arbeiter und Arbeiterinnen einer Fabrik, die Adam und seinen Freund beköstigen und neu einkleiden, als sie aus der Erziehungsanstalt ausgerückt sind; die Arbeiterfunktionäre im Erholungsheim der Kommunistischen Partei. Die Schlechten, das sind die frömmelnden „Erzieher“ in der Anstalt, das ist der prügelnnde Lehrer, dessen Hühnerstall Adam ausmisten muß, weil er die christlichen Gebote nicht gelernt hat, und – nicht zu vergessen – das Schlechte sind die Nazis. Richter zum Beispiel prügelt Adam einer kleinen Dummheit wegen bis aufs Blut, während er ihn ein andermal zur Lüge anhält, um sich nach einer politischen Mordtat ein Alibi zu sichern. Nicht immer aber ist ein fortschrittlicher Mensch zugleich kinderlieb, nicht immer enthüllt ein Nazi seine reaktionäre Gesinnung dadurch, daß er Kinder prügelt; der Autor macht Adam das Erkennen von gut und schlecht leichter, als es in der widerspruchsvollen Wirklichkeit möglich ist.

Als ein Beispiel für die knappe und

zielbewußte Dialogführung eine kurze Probe (es handelt sich um das Verhör des Religionslehrers, das dem Hühnerstall-ausmisten vorangeht):

„Warum hast du die Gebote nicht gelernt?“

„Weil ich nicht Zeit habe.“

„Warum hast du keine Zeit?“

„Weil ich arbeiten muß.“

„Was mußt du arbeiten?“

„Schuhe putzen, einkoofen, offwaschen, Straße kehren, Karnickelstall ausmisten, Teppich kloppen!“

Zuruf aus der Klasse: „Schwindel, Herr Renner, Richters ham gar keen Teppich!“

Adam versucht herauszufinden, woher das kam. So ne Bande.

„Also, welcher Teppich wurde von dir geklopft?“

„Der von dem ollen Pillendreher, dem Rampfke.“

„Apotheker Rampfke“, verbesserte der Lehrer. Herr Rampfke ist sein Partner im Skatklub. „Und warum lernst du nicht abends?“

„Weil mich die Richtern um sieben ins Bett jagt, und dort is es dunkel.“

„Aber um sieben scheint doch noch die Sonne!“

„Nee, bei mir offn Boden nich.“

Adam fährt nach Dresden, um bei einer Druckerei wegen einer Lehrstelle vorzusprechen, und lernt bei dieser Reise die Kraft der organisierten Arbeiterschaft kennen. Bei einem Zusammenstoß der Kommunisten mit der Polizei hilft er zwei

Verwundete vor der Polizei verstecken. Er tut dies nicht aus politischer Einsicht, sondern zunächst aus dem Gefühl heraus, helfen zu müssen. Auch auf den letzten Seiten des Romans bleibt Adam ein verschwommen denkender, weltanschaulich hin und her pendelnder Mensch; und doch spürt man, auf welche Seite er sich eines Tages stellen wird.

Der Autor arbeitet gegenwärtig an einem Fortsetzungsband, in dem sich Adam während der Lehre – falls der Autor weiterhin seiner eigenen Biographie folgt – zu einem klassenbewußt denkenden und handelnden Menschen entwickeln wird. Dennoch erzeugt das Ende des vorliegenden Buches ein gewisses Unbehagen, denn der Autor läßt Adam in einem höchst zweifelhaften Kreis zurück, in der Gesellschaft eines politischen Wetterhahns, eines erklärten Nazis und eines rücksichtslosen Geschäftemachers; auch der derbe Humor des letzten Satzes kann darüber nicht hinweghelfen.

Es bleibt jedoch der Eindruck eines gelungenen und optimistischen Buches; ein wirklicher Erzähler hat ein Kunstwerk geschaffen. Erwin Strittmatter, der wie Jobst verhältnismäßig spät, erst in unserer Gesellschaftsordnung und durch sie zum Schreiben gekommen ist, hat einmal vor jungen Autoren gesagt: „Aus einem leeren Topf kann man nicht schöpfen; ein Schriftsteller sollte nur über das schreiben, was ihn wirklich erfüllt.“ Herbert Jobst hat es getan.

Adolf Endler

„Es grünt in meinem Blute . . .“

Wieland Herzfelde: *„Im Geben geschrieben“, Verse aus vierundvierzig Jahren*
Aufbau-Verlag, Berlin 1956

Seit Wieland Herzfelde in die deutsche Literatur und Literaturpolitik eingetreten ist, es war zur Zeit des ersten Weltkrieges, hat er neben theoretischen und erzählenden Schriften auch immer Verse

verfaßt. Daß es nicht sehr viele geworden sind und die Auswahl seines bisherigen lyrischen Werks aus vierundvierzig Jahren lediglich einen Band von 90 Seiten füllt, hat gute Gründe. Wieland Herzfelde hielt

sich nie eine Laube für meditative Übungen, um dort blaue oder ähnlich gefärbte Stunden verbringen zu können; sein Platz war gleichsam stets in den vorderen Geschäftsräumen und auf den Straßen. Es galt, im Dienste der Arbeiterklasse die fortschrittliche Literatur zu organisieren und an die wichtigsten Fronten zu transportieren, sie sichtbar und wirksam zu machen – um so bewundernswerter, daß ihn seine Aufgaben als Verleger und Lehrer zu keiner Zeit ganz davon abgehalten haben, in kürzeren oder längeren Abständen mittels des Gedichts die Summe seiner Erfahrung zu ziehen. Lediglich in den ersten zwanziger Jahren versiegt der Strom zeitweilig.

Das ist charakteristisch für Herzfeldes Lyrik seit 1927: seine Gedichte sind Wegsteine. Wo stehe, woher komme ich und wohin gehe ich weiter? Fragen, die man sich stellt, um sich seiner Position in der Gesellschaft und in der Geschichte zu vergewissern, und die man auf verschiedene Weise beantworten kann, auf dem Blatt des Tagebuchs, im Essay – Wieland Herzfelde beantwortet sie sich und uns im Gedicht. Da Herzfeldes Leben eng mit den Schicksalen der Avantgarde des Proletariats verknüpft ist, mit den Erlebnissen jenes Teils rebellierenden Bürgertums, der sich vorbehaltlos in die Reihen der revolutionären Arbeiter fügte, bleiben seine Gedichte freilich nicht private Selbstprüfungen, sondern werden zu getreuen Spiegelbildern allgemeinerer gesellschaftlicher Vorgänge: Selbst das Privateste, wie in dem schönen „Liebesgedicht an meine Frau“, wird in diesem Sinne historisches Dokument:

*Nach dem Wunderbaren stand mein Sinn,
Als das Leben lag im Frühblicht mir,
Trieb im Zauberstrom der Lust dahin –
Auch mit dir.*

*Kampf und Arbeit zügelten den Traum,
Und ich suchte nach dem Weg zum Wir.
Halt fand ich im rätselreichen Raum
Stets bei dir.*

*Mit dem Knaben, den du uns gebarst,
Gabst du Jugend wieder mir und dir,
Da du Mutter und Gespielin warst
Ihm und mir.*

*Macht die Zukunft durch des Enkels Blick
Unsre Gegenwart zum Wunder mir –
Du geliebte Frau, auch dieses Glück
Dank ich dir.*

Ein Verhältnis zur Lyrik wie das skizzierte begünstigt kultivierten Dilettantismus – Dilettantismus dieser Art ist übrigens durchaus wünschens- und förderungswert. Man greift – wie man hin und wieder, um sich wohlzutun, die Tasten des Klaviers bewegt – zum poetischen Rhythmus, zum Reim, um Seelenhygiene zu treiben, weniger mit dem Ziel, ein gutes Gedicht zu schreiben. Es wird mir immer wunderbar bleiben, wie es mit Wieland Herzfelde – trotz der großen Pausen zwischen den Gedichten – ganz anders ist, oder besser: wie das eine das andere nicht ausschließt. Der Band enthält zwar einige recht schwache Arbeiten – so das rhythmisierte, zerhackte Feuilleton „An eine Moskauer Straßenbahnschaffnerin“, das unglaublich kontrastiert etwa zu so strengen und vorbildlichen Sonetten wie „Der Vierkant“ –: Aber Herzfelde ist im allgemeinen ein seiner Kunstmittel sehr sicherer Dichter, er pflegt sie und bringt sie meistens mit seinen Themen überzeugend in Übereinstimmung. Gerade das kunstvoll-einfache „Liebesgedicht an meine Frau“ macht das deutlich.

Das poetische Feuer, das die bunten, schillernden Lavaströme der frühen expressionistischen Versuche Herzfeldes und manche merkwürdige Blase darin treibt („Jauchzende Granate will ich aufwühlen deiner Lippen Purpurbeet! / Ich möchte deines Leibes Dom durchgülden wie Flötenton die abendlichen Hügel, / Den Krokus meiner Tränen weben in dein himmelblau gelöstes Angesicht.“), dieses poetische Feuer hat den Dichter in Herzfelde ebensowenig verbrannt, wie der Kampf der Klassen es ersticken konnte. Beides

ist häufig genug geschehen. Die frühe Poesie Herzfeldes, erkennt man heute, war freilich schon anderer Art als die der damaligen Freunde und enthielt Stoffe, die widerstandsfähig waren. Die Eigenart Herzfeldes läßt sich – weil hier die Distanz schon größer ist – gerade an diesen Gedichten gut ablesen.

Damals strebte jeder nach „Eigenartigkeit“, so sehr, daß man die Lyriker zweiter Garnitur dieser Zeit heute kaum noch auseinanderhalten kann. Herzfelde sticht ab: es gibt mancherlei Traurigkeiten und Verzweiflungen, vor allem durch den Krieg hervorgerufen, die ihn mit seinen Altersgenossen verbanden, aber gleichzeitig tauchten feste, gesunde Materialien dieser Art auf: „Es grünt in meinem Blute / ein Kinderlied, / das staunt / wie eine Sage vom Zwergenvolk.“ Oder: „Es greifen meine Hände ins Sonnenlicht, / ich kugle mich im Grase, / das riecht so naß, / ich reit auf unserm Hunde / und schrei vor Freud.“ Der Anfang und das Ende dieses ersten und frühesten Gedichts des Bandes. Nun rate man den Titel... Er lautet „Heimweh“. Ja, selbst das Weh zerfetzte Herzfeldes Freude am Leben nie, es beschwört sogar diese Freude. Auch wenn er seine poetischen Bilder expressiv aufbauscht, meint man ihn dabei schreien zu hören vor Freude über die wundervoll quirlende Buntheit, wie sie etwa auch eine Briefmarkensammlung vermittelt, der Herzfelde einen Hymnus widmet.

Ob es richtig war, diese frühen, zum Teil sehr schwer zugänglichen Verse heute zu publizieren? Vor allem solche wie „An Diana“ und „An Niobe“, in denen das Bild das Objekt des Gedichts eher einspinnt als der Gestaltung zu dienen? Ja, schon allein deshalb, weil der Bruch mit dieser poetischen Konzeption, die am Ende immer weiter von der Realität weg, in eine Sackgasse geführt hätte, selten so deutlich wird wie hier. Dieser Bruch findet sich bei fast allen bedeutenden sozialistischen Dichtern der Generation Herzfeldes – bei Pablo Neruda wie bei Vitezlav Nezval, bei Louis Aragon wie bei Paul

Eluard. Ich habe ihn freilich noch nie mit solcher „Brutalität“ vollzogen gesehn wie hier, wo – nach langer Pause freilich – dem „Milchgrün Getaste Tulpen gell zerschneiden...“ das „Wir schwören: keine Macht der Welt / Soll zwingen uns aufs Knie. / Auf, auf, Proleten! Kämpft vereint! / Sonst kommt die Freiheit nie“ wie ein Faustschlag dazwischenfährt – Verse aus einem amerikanischen Arbeiterlied, deren sechs, von Herzfelde übersetzt, am Beginn der zweiten Abteilung des Bandes stehn, die überschrieben ist: „Es erfüllte sich uralter Traum“. Da wird keine Konterbande der Vergangenheit heimlich in die Zukunft mitgeschleppt. Da wird ein Schluß gemacht. Der Abschied ist entschieden und endgültig.

Es ist eine Art Askese, die sich Herzfelde auferlegt. Die kargen Arbeiterlieder stehn für eine zeitweilige Absage an die Kunst. Aber schon 1933, mit dem „Leben und Tod der Bäume“ stellen sich wieder rhythmische Eleganz und – feinere – Farbigkeit ein, die die der expressionistischen Gedichte an Qualität übertreffen. Von nun an wächst die poetische Potenz, jetzt beherrscht – ein Wachstum, das nach der Rückkehr Herzfeldes aus dem Exil in Amerika seinen vorläufigen Höhepunkt erreicht. Einige dieser letzten Arbeiten sind bereits genannt und charakterisiert worden. Ich muß noch einige Titel hinzufügen. Zuerst sei auf das „Ferne Lied“ hingedeutet, das ebenso wie das „Liebesgedicht an meine Frau“ ein ganzes Leben überschaut, hier das sich wandelnde Verhältnis des Dichters zu einer Zukunftsmelodie – bemerkenswert, wie sich Vergangenheit und Zukunft auf den engen Raum eines fünfstrophigen Gedichts treffen und einander durchdringen. „An die Kleinmütigen“ ist ein vorbildliches Agitationsgedicht (die „Losungen und Inschriften“ hätte man weglassen sollen), „Geliebte“ ein Liebesgedicht, das die Zerbrechlichkeit zartester Liebesempfindungen in subtilen Bildern und empfindlichen freien Rhythmen fängt. Nochmals sei auf die Sonette „Der Vierkant“ verwiesen.

Max Schroeder hat den Gedichten ein Vorwort mitgegeben, in dem der Weg Herzfeldes präzise nachgezeichnet wird: „Im Gehen geschrieben“ nennt Wieland bildlich die Auswahl seiner Gedichte aus über vierzig Jahren. Der Weg führte aus der Traumwelt der Heimat durch das Entsetzen des Krieges, über die Tagträume des Expressionismus zu Besinnung und Zügelung. Aus der Einsamkeit zur Gesellschaft und durch sie wieder zum Ich. In den zwanziger Jahren läßt die Tätigkeit

des Verlegers der lyrischen Muse wenig Spielraum. Wieland schreibt in diesen Jahren fast nur Prosa. Im Exil hingegen setzt sich der Drang zur Lyrik wieder durch. In den Versen nach der Heimkehr verdichten sich Melodie und Harmonie im Streben, das ‚Ferne Lied‘ nahezubringen.“ Von diesen letzten Gedichten wird man wahrscheinlich einige in späteren Anthologien, die die repräsentative Lyrik unsrer Zeit sammeln, wiederfinden – jeder mag selbst entscheiden, welche.

Werner Ilberg

Amerikanische Frauen im Kriegsalltag

Edith Anderson: „Gelbes Licht“, Roman, Aufbau-Verlag, Berlin 1956

Allzuoft haben allzu viele Deutsche die Gastfreundschaft anderer Völker in Anspruch nehmen müssen, als daß wir uns nicht freuen dürften, nun auch einmal „hospitality“ bieten zu können. Edith Andersons, der geborenen Amerikanerin und nunmehrigen Bürgerin unserer Republik, erster Roman, „Gelbes Licht“, wurde zwar in ihrer Muttersprache geschrieben, aber in deutscher Übersetzung bei uns veröffentlicht.

Helden des Buches sind eine Reihe junger Frauen und Mädchen, die es während des Krieges für ihre patriotische Pflicht halten, sich bei einer der großen Eisenbahngesellschaften als Schaffnerinnen ausbilden zu lassen, um an die Stelle der zur Armee eingezogenen Männer zu treten. Die Schwierigkeiten für sie liegen nicht nur in der abnormen körperlichen Anstrengung, sondern ebenso sehr in den Vorurteilen, denen sie begegnen, und zwar nicht nur bei den Herren Arbeitgebern, sondern auch bei den männlichen Kollegen. Diese haben, durch ihre Gewerkschaft, im Laufe eines jahrzehntelangen Kampfes bestimmte Rechte erworben, von denen das wichtigste das Recht auf Dienststellung nach dem Dienst-

alter ist, mit dem Arbeitserleichterungen und Lohnfragen verbunden sind. Die Schaffner wollen ihren weiblichen Kollegen weder Rechte noch den Eintritt in ihre Organisation gewähren, aus Konkurrenzgründen, aus Eifersucht, aus männlichem Überlegenheitsgefühl. Sie wissen sich ihrer Haut zu wehren, wenn nicht immer durch Kampf, dann durch Ausnützung der mannigfaltigen Korruptionsmöglichkeiten. Die Frauen aber verschmähen diese Methode, sie erzwingen sich ihre Gleichberechtigung allein durch ihre Tüchtigkeit, ihren Mut und ihre proletarische Zuverlässigkeit.

Edith Anderson weiß hervorragend zu charakterisieren, zu individualisieren. Und sie hat Humor, den trockenen, schlagfertigen, blitzartig enthüllenden Humor der Angelsachsen. Sie nimmt auch kein Blatt vor den Mund, selbst nicht in heikelsten Dingen. Die Sprache der Eisenbahner ist selbstverständlich nicht immer sehr salonfähig, und die originelle Schriftstellerin geniert sich nicht, sie unverhüllt wiederzugeben. Die Präliminarien zu einer „Liebes“affäre etwa werden mit einer an Naturalismus grenzenden Treue nachgezeichnet. Darin liegt eine der Schwächen

des interessanten und aufschlußreichen Romans: aus dem Wunsch, das Milieu echt zu zeichnen, wird einiges zu breit ausgewalzt. Hier wäre weniger mehr gewesen. Ebenso hat die Autorin im Streben nach Naturtreue immer neue Figuren eingeführt, statt das Geschehen straff auf die Hauptpersonen zu konzentrieren. Offenbar sollte der Ablauf so dargestellt werden, „wie es doch wirklich gewesen ist“, aber die künstlerisch überzeugende Wirklichkeit ist nicht unmittelbar mit der Lebenswirklichkeit identisch. Ein in den Roman übernommenes Protokoll sprengt vollends den künstlerischen Rahmen, wirkt reportagehaft und war unnötig, da die Autorin das Bedeutsame des darin behandelten Vorgangs schon vorher eindringlich klargelegt hat.

Es ist für deutsche Leser interessant, die Mentalität amerikanischer Arbeiter kennenzulernen. Wenn Heine einst Amerika apostrophierte, es sei „kein Friedhof der Romantik“, kein „alter Scherbenberg von verschimmelten Symbolen und versteinerten Perücken“, dann kann man nur sagen: Amerika, wie hast du dich verändert. Die Gewerkschaften in diesem Roman bezeichnen sich als Bruderschaften,

sind aufgebaut wie Logen, und ihre Spitze ist eine Großloge. Die Botschaften an die Brüder sind in einer altertümlichen Sprache gehalten, die Regeln ersticken fast das Leben, kurz, nachdem einstmals der alte Zopf radikal abgeschnitten worden war, ist ein neuer nachgewachsen.

Dennoch – die Autorin hat es ausgezeichnet verstanden, zu zeigen, wie der Klassenkampf immer wieder die ideologische Verkleidung durchstößt, ohne daß Worte wie Klassenkampf oder Ideologie je gebraucht würden. Auch das Beispiel der Sowjetunion wirkte, obwohl ihr Name kaum genannt werden durfte. Das Weltanschauliche ist in der Gestaltung vollkommen aufgegangen.

Die Übersetzung von Max Schroeder und Otto Wilck zeichnet sich durch eine saftige, echte Sprache aus. Sie haben es verstanden, den Derbheiten des amerikanischen Slang einen adäquaten deutschen Ausdruck zu geben.

Zum Schluß eine Anregung: Unserer Meinung nach wäre es nützlich, diesen Roman auch in der Originalfassung, in amerikanischer Sprache, herauszubringen, etwa in der Reihe der „Seven seas books“.

Hans Friederici

Goethe-Forschung auf Irrwegen

*Hildegard Emmel: „Weltklage und Bild der Welt in der Dichtung Goethes“
Hermann Böblaus Nachfolger, Weimar 1957*

Hildegard Emmel will nachweisen, die Weltklage durchziehe Goethes gesamtes Werk, wenn sie auch nicht seinen einzigen Inhalt ausmache. Unter der Weltklage Goethes will sie des Dichters Reden von der „schnöden, armen Welt, der öden, sandigen, der verruchten, kalten Welt, der grauen, der wilden, ungestümen Welt“, dem „wilden Lauf der Welt“ verstanden wissen.

In der Einleitung stellt sie zum Beweis eine Folge von Zitaten zusammen, die

den verschiedensten Epochen des Goetheschen Schaffens entstammen. Nun läßt sich mit dieser Methode der Aneinanderreihung aus dem Zusammenhang gerissener Stellen alles und nichts beweisen. Die Verfasserin hat das offenbar auch empfunden und schreibt im Schlußkapitel: „Suchte man allein nach einzelnen Stellen, wie die Einleitung sie für die Klage brachte, so ließen sich bei Goethe selbstverständlich gleichfalls viele Stellen zum Preis der Welt anführen. Doch wäre die

Klage damit weder aufgehoben noch widerlegt. Sie ist ein nicht zu überschendes Element in Goethes Werk.“

Unter den Belegen für Goethes Weltklage findet sich der folgende Satz aus einem Brief an Lavater vom 22. Juni 1781: „Glaube mir, unsere moralische und politische Welt ist mit unterirdischen Gängen, Kellern und Kloaken miniert, wie eine große Stadt zu sein pflegt, an deren Zusammenhang und ihrer Bewohnenden Verhältnisse wohl niemand denkt und sinnt.“ Ferner wird aus einem Brief an den Herzog vom 5. Juli 1781 zitiert: „Die Welt ist voll Torheit, Dumpfheit, Inkonsequenz und Ungerechtigkeit; es gehört viel Mut dazu, diesen nicht das Feld zu räumen und sich beiseite zu begeben.“ Ist das Klage? Doch wohl nicht. Es ist Kritik an der Gesellschaft, in der Goethe zu leben gezwungen war. Der entscheidende Mangel der ganzen Untersuchung besteht darin, daß die Verfasserin Goethes Werk verabsolutiert, es aus seinen historischen Voraussetzungen und Beziehungen löst. Sie verfährt, als habe es nie ein 1789, 1806, 1813/14 gegeben oder als sei es möglich, daß ein Mensch sich den Einwirkungen so gewaltiger gesellschaftlicher Veränderungen entziehen könne.

Diese „Weltklage“ hält sie ganz offenbar für ein Spezifikum Goetheschen Dichtens – tatsächlich handelt es sich um Gesellschaftskritik, wie sie sich im zeitgenössischen Schrifttum in den mannigfaltigsten Formen manifestierte. Wir begegnen ihr in der Leidenschaftlichkeit der vorrevolutionären Sturm- und Drang-Literatur, wir begegnen ihr in der nachrevolutionären Kritik Schillers an den verderblichen Folgen der kapitalistischen Arbeitsteilung für eine allseitige, harmonische Ausbildung des Menschen ebenso wie im antikapitalistischen Protest einiger Romantiker.

Die Verfasserin, die es offenbar als erwiesen betrachtet, daß die klagende Haltung gegenüber der Welt für Goethe charakteristisch sei, untersucht nunmehr, in welchen dichterischen Bildern Goethe

seine „Aussage für das Verhältnis des Menschen zur Welt“ gestaltet habe. Sie glaubt, drei Perioden feststellen zu können. Jeder ist eins der drei Hauptkapitel der Arbeit gewidmet. In der ersten Periode – hier werden als die entscheidenden Werke „Götz“, „Werther“, „Urfaust“, „Stella“ und „Claudine von Villa Bella“ genannt – erscheine Goethe „die Welt als Kerker“; in der zweiten – „Wilhelm Meisters theatralische Sendung“, „Egmont“, „Iphigenie“, „Tasso“, „Lehrjahre“ und „Faust I“ – gestalte der Dichter „die Welt als Raum des Irrsins“; in der dritten – „Hermann und Dorothea“, „Wahlverwandtschaften“ und „Wanderjahre“ – herrschten das Haus und das häusliche Dasein, werde vorzüglich die Spannung zwischen Haus und Welt behandelt.

Die Methode der Autorin sei zunächst am Beispiel des „Götz“ dargetan. Sie untersucht nicht die Fabel, nicht die Dialektik der Kräfte, die die Handlung vorwärtstreiben, nicht die Charaktere, in denen diese Kräfte Gestalt gewinnen, nicht die Problematik der Titelfigur und der Stoffwahl. Vielmehr greift sie einen Satz der Elisabeth aus dem fünften Akt auf, der ihr zum Beweis ihrer These geeignet erscheint: „Die Welt ist ein Gefängnis.“ Und sie begründet das: „Durch ihren Platz am Ende der Dichtung (was übrigens nicht stimmt. H. F.), unmittelbar nach dem Tod Götzens, und als Erwiderung Elisabeths auf sein programmatisches letztes Wort verleiht Goethe der Aussage ihr Gewicht. Sie erklärt, warum Götz sich vergeblich gegen die Übermacht der Feinde wehrte, warum er trotz aller Bemühungen scheitern mußte. Dem idealen Streben Götzens wird die Tatsache seiner Gebundenheit entgegengestellt. Er lebte stets im Gefängnis.“ Was ist das für ein Gefängnis? Darauf kann die Autorin, die jeden historischen Bezug meidet, keine Antwort geben. Sie sieht nicht, daß dieses Gefängnis dichterisches Bild für die Willkür und die Gewaltherrschaft der deutschen Fürsten des 18. Jahrhunderts ist,

daß sich mit dem Ruf nach Freiheit das aufstrebende Bürgertum gegen die fürstliche Unterdrückung zur Wehr setzt. Die Häufung von Kerker Szenen im literarischen Schaffen Goethes ist natürlich kein Zufall: Im Kerker endet das Leben der Kämpfer gegen Fürstenwillkür (Götz), gegen die Despotie des Absolutismus und für bürgerliche Freiheit (Egmont), endet das Leben der Opfer einer Gesellschaftsordnung, der nicht die Klage, sondern die Kritik des Dichters gilt (Gretchen). Es entspricht durchaus der Lage der bürgerlichen Klasse in Deutschland, daß diese Gestalten moralisch die Sieger bleiben, aber physisch zugrunde gehen.

Die gleichen methodischen Mängel weisen die übrigen Analysen auf. In der Deutung der Verfasserin wird zum Beispiel Werther so etwas wie ein Monomane, und ihr abschließendes Urteil über den Roman lautet: „Der Dichter verrät damit sehr viel und zugleich sehr wenig und läßt die grundsätzlichen Fragen auf sich beruhen.“ Im „Werther“ wird die bürgerliche Klasse ernst genommen, abgesehen von den Spießbürgern, denen neben den Feudalen die Angriffe des Dichters gelten; das einfache Volk wird als seelisch gleichwertig dargestellt. Hierin liegt die gewaltige Wirkung des Romans.

Was hat es nun mit der „Welt als Raum des Irrens“ auf sich? Betrachten wir zunächst die Analyse des „Wilhelm Meister“. Es ist richtig, daß der Held des Romans wiederholt irrt. Das zentrale Problem ist aber die Auseinandersetzung zwischen aristokratischer und bürgerlicher Lebensform. Wilhelm sucht die historisch notwendige Auseinandersetzung nicht im gesellschaftlichen Sein, sondern ausschließlich in gewissen Bezirken des gesellschaftlichen Bewußtseins, nämlich in den ästhetischen Bezirken. Es ist die Tendenz des Erziehungsprozesses, den Wilhelm durchläuft, aus seiner Subjektivität zu den objektiven gesellschaftlichen Realitäten zu gelangen.

Die „Theatralische Sendung“ wird nicht

als Widerspiegelung der Bemühungen um ein deutsches, von bürgerlich-humanistischen Ideen bestimmtes Nationaltheater gesehen, die „Lehrjahre“ nicht als Bildungsroman mit der eben erwähnten Tendenz, sondern die Romane sind nach Meinung der Autorin verschiedene Etappen der Einschätzung der Welt als „Raum des Irrens“. „Seit Beginn der klassischen Zeit birgt der Irrtum für Goethe nicht mehr Gefahr in sich.“ Der Mensch lebe „von nun an in einer organischen Ordnung“. Der Dichter weiß, „daß Irrtümer nützlich sind und daß es einen Sinn hat zu irren. Dieser Sinn ist als solcher verborgen und muß es auch bleiben“: Goethe wird zu einem Apologeten des Irrationalismus gemacht.

Besonders deutlich wird die methodische Unzulänglichkeit der Arbeit bei der Deutung des „Egmont“. Egmonts Leben galt nach Meinung der Autorin der Verwirklichung der „arkadischen Freiheit“: „... es können für die Unordnung in den allgemeinen Lebensverhältnissen nicht Gründe und Anlässe genannt werden, die es zu beseitigen gelte, sondern es gibt, nach dem, was an Lebensrealität in dieser Dichtung sichtbar wird, für Egmont keinen Raum auf der Erde.“ Sie hätte nur Schillers Egmont-Rezension aufzuschlagen brauchen; dort werden die „Gründe und Anlässe“ beim Namen genannt. Die historische Wahrheit, die Bedeutung der Volksmassen, der revolutionäre Geist, die Ideen der Nation und der Freiheit: das war es, was Schiller am „Egmont“ begeisterte. Einer späteren subjektivistischen und psychologistischen Literaturbetrachtung blieb es vorbehalten, den Charakter des politischen Freiheitsdramas „Egmont“ zu verfälschen.

In seiner Kritik der „Iphigenie“ schrieb Schiller: „Hier hat das Genie eines Dichters, der die Vergleichung mit keinem alten Tragiker fürchten darf, durch den Fortschritt der sittlichen Kultur und den mildern Geist unsrer Zeiten unterstützt, die feinste edelste Blüte moralischer Verfeinerung mit der schönsten Blüte der

Dichtkunst zu vereinigen gewußt und ein Gemälde entworfen, das mit dem verschiedensten Kunstsiege auch den weit schönern Sieg der Gesinnungen verbindet...“ Schon Schiller hat als das Entscheidende diesen Schritt auf eine höhere moralische Ebene empfunden, auf die Goethe den antiken Stoff gehoben hat, auf die Höhe bürgerlich-humanistischer Ideen, die Goethe über die Gesinnungen eines überlebten Despotismus siegen ließ. Diese bürgerlich-humanistischen Ideen des Sittlich-Schönen und Guten und der alles überwindenden Kraft der Menschenliebe rufen jenes neue, harmonische Lebensgefühl hervor, das in deutlichen Gegensatz zum disharmonischen Weltbild des Parzenliedes gestellt wird. Die Welt der „Iphigenie“ ist also alles andere als ein „Raum des Irrsins“. Daß es bei der Wandlung des Thoas außerdem um das für Goethe höchst aktuelle Problem der Fürstenerziehung nach bürgerlichen Idealen geht, liegt auf der Hand. Diese zentrale Problematik umgibt die Verfasserin zugunsten ihres Schemas: „An dem Gegensatz zwischen dem Bereich des Herzens und der Welt... leiden Egmont, Iphigenie und Tasso gleichermaßen. Auch bei ihnen geht es wie bei Wilhelm Meister um Gefangenschaft, Freiheit und Irrtum.“ Um die „Iphigenie“ allerdings in diesem „Raum des Irrsins“ noch unterbringen zu können, faßt ihn die Autorin so weit, daß jedes Literaturwerk, das Spannungsmomente aufweist, in ihm Platz findet: „In der Welt als dem Raum des Irrsins gibt es nicht im voraus Sicherheit über den Erfolg einer Handlung.“ Vor allem aber muß sie die zentrale Idee des Dramas verfälschen, um es in ihr Schema pressen zu können. Nach ihrer Meinung bezwingt den Despoten nicht das Vertrauen einer hohen Seele in sein Menschentum, nicht Iphigenies Vertrauen in die Menschlichkeit wird belohnt, sondern nur ihre Menschenkenntnis: „Wiederum behält nicht das ‚reine kindliche Vertrauen‘ als solches recht, es wird auch nicht grundsätzlich ‚belohnt‘, sondern nur weil es Vertrauen ‚zu einem edlen Manne‘

war. Hätte Iphigenie einem Alba gegenüber gestanden, so hätte es ihr wie Egmont ergehen können. Sie behält recht, weil sie den edlen Mann, den sie ihres Vertrauens würdigte, als den erkannte, der er war.“

Bei der Analyse des „Torquato Tasso“ wird sehr ausführlich der Gegensatz Tassos zur „Gesellschaft“ herausgearbeitet. Wie jetzt schon nicht mehr anders zu erwarten, kommt die Autorin aber über die Auffassung einer durchaus abstrakten Gesellschaft nicht hinaus. Daß es sich hier um die problematische Situation des bürgerlichen Dichters an einem Fürstenhof handelt, daß die Problematik des bürgerlichen Dichters an einem deutschen Hof des 18. Jahrhunderts von Goethe transponiert wurde an einen Hof der italienischen Renaissance, wird nicht erkannt.

Im dritten Teil der Arbeit beschäftigt die Autorin sich mit dem Thema „Haus und Welt“: „Biographisches und Grundsätzliches, Persönliches und Allgemeines verbinden sich zu einem künstlerischen Thema, das umschrieben sei mit ‚Haus und Welt‘.“ „Im Haus zeigte sich, wie der Mensch die Umstände bestimmt, wie seine schöpferischen Kräfte sich gestaltend betätigen und in selbst gezogenen Grenzen sich auswirken.“ Diese Feststellung ist so weit richtig, wie sie Goethes Forderung ausspricht, der Mensch möge seine Tätigkeit auf einen bestimmten Bezirk beschränken und dort Tüchtiges, der menschlichen Gesellschaft Förderliches leisten. Den folgenden Interpretationen kann man dann aber nicht zustimmen. Dem „Bild der Welt“ in „Hermann und Dorothea“ wäre die Verfasserin viel näher gekommen, wenn sie sich bemüht hätte, die zitierten Partien zu der wirklichen Welt in Beziehung zu setzen. „Mit den Mitteln rationaler Worterklärung sind die hier aufgereihten Belege, die das Wort Welt enthalten, nicht zu interpretieren. Nur vom Stil der Dichtung und dem Bildzusammenhang der jeweiligen Verse her ist ihnen näherzukommen.“ O nein, sie sind nur zu begreifen von der Wirklichkeit der

Geschichte her, von hier aus allerdings sehr einfach und ohne jeden gelehrten Aufwand. „Die Sprache ist symbolisch zu verstehen, wenn gesagt wird, daß Krieg die ‚Welt zerstört‘...“ Eine Literaturwissenschaft, die das – übrigens durchaus in Goethes Sinn – ganz konkret versteht und ebenso konkret vermittelt, scheint mir ihre gesellschaftliche Aufgabe besser zu erfüllen. Um die Verse Goethes

*Armut selbst macht stolz, die unver-
diente. Genügsam*

*Scheint das Mädchen und tätig; und so
gehört ihr die Welt an*

zu deuten, die sich ohne Mühe jedem erschließen, der sich Verständnis für ein kraftvolles, volkstümliches Deutsch bewahrt hat, setzt die Autorin einen umfangreichen gelehrten Apparat in Bewegung: „Der christlich-antike Sprachbereich ist Wurzelboden und zugleich lebendiger Hintergrund der Vershälfte, und so gehört ihr die Welt an.“ Die Erkenntnis, daß Goethes Sprache dem Luther-Deutsch verpflichtet sei, ist alt und unbestritten. Aber um diesen Vers im Hinblick auf Goethes „Bild der Welt“ zu deuten, brauchte die Verfasserin „hellenistisch-jüdischen Sprachgebrauch“, spätantike Inschriften und die Evangelisten Matthäus, Markus und Lukas nicht zu bemühen. Auch hier wird die zentrale Idee des Werkes – eine bürgerlich-progressive Idee – nicht erfaßt: der Sieg einer tüchtigen Jugend über ein kleinliches Alter.

Wenn die Autorin schreibt: „Haus und Welt stehen in den ‚Wahlverwandtschaften‘ in polarem Verhältnis“, so weist sie richtig auf ein Charakteristikum Goetheschen Wesens hin. Zog es den Dichter und Forscher auch zeitweilig in die Einsamkeit

und Stille des Hauses, so blieb er sich doch stets seiner Verpflichtung zu tätigem Wirken in der Welt bewußt. Allerdings steht dies Problem wiederum nicht im Zentrum des Werkes, das zu untersuchen sie sich anschickt, denn dort geht es um die Problematik der Ehe in einer bestimmten Gesellschaftsordnung, um die Ansprüche des Individuums auf Befriedigung seiner natürlichen Leidenschaften einerseits und um die Forderungen der herrschenden gesellschaftlichen Moral andererseits.

Warum sie die deutlich gesellschaftskritischen Züge auch dieses Romans, die sie etwa im Zusammenhang mit der Charakterisierung Lucianes herausarbeitet, wieder mit dem Terminus „Weltklage“ belegt, ist nicht einzusehen. Daß gar der Gehalt der „Wanderjahre“ aus einer Spannung Welt – Haus nicht zu fassen ist, bedarf keines Nachweises.

Gewiß betont Hildegard Emmel im Schlußkapitel, daß sie nicht den Eindruck erwecken wolle, als sähe sie in der Weltklage den einzigen Inhalt von Goethes Werk. Durch die Art und Weise aber, wie sie diese vermeintliche Weltklage in den Mittelpunkt rückt, wie sie die Werke schließlich doch unter diesem Gesichtspunkt deutet und die echten Probleme so gut wie völlig vernachlässigt, entstellt sie die tatsächliche Aussage der Dichtungen Goethes. Die Willkürlichkeit der Methode hat ihren letzten Grund darin, daß sie die Beziehungen zwischen Kunst und Leben, zwischen Dichtung und Wirklichkeit, zwischen den Dichtungen Goethes und der Gesellschaft seiner Zeit grundsätzlich nicht zur Kenntnis nimmt; das Werk Goethes ist in ein von der Wirklichkeit völlig losgelöstes Schema gepreßt worden.

Lessing - Preis und Gegenwartsdramatik

Der diesjährige Lessing-Preis ist, wie schon kurz mitgeteilt, dem Dramatiker und Bühnenschauspieler Hans Lucke zuerkannt worden. Bei der Preisübergabe hielt Fritz Erpenbeck, Lessing-Preisträger 1956, eine Ansprache, deren wichtigste Abschnitte wir hier wiedergeben.

Lassen Sie mich, der ich sonst kein Freund von Zitaten bin, dennoch mit einem Zitat beginnen. Hören Sie Lessings Fabel „Die Nachtigall und die Lerche“: „Was soll man zu den Dichtern sagen, die gern ihren Flug weit über alle Fassung des größten Teiles ihrer Leser nehmen? Was sonst, als was die Nachtigall einst zu der Lerche sagte: Schwingst du dich, Freundin, nur darum so hoch, um nicht gehört zu werden?“

Das Gehörtwerden – darum ging es Lessing. Er wollte zunächst und unbedingt gehört werden. Von seiner Klasse, dem Bürgertum, wollte er verstanden werden, das Bürgertum wollte er aufrufen zu politischem Bewußtsein. Dieses politische Wollen war Ausgangspunkt aller, auch der kunstästhetischen Äußerungen Lessings. Es war ebenso Ausgangspunkt all seiner künstlerischen Tätigkeit. Philosophie, Kunst und politisches Wollen – das war die wechselwirkende, lebendige Einheit, die die Persönlichkeit Gotthold Ephraim Lessings prägte. Lessing war ein bürgerlicher Revolutionär. Sein gesamtes Wirken war unermüdlich und opfervoll geführter Klassenkampf für die damals fortschrittlichste Klasse Deutschlands. So sah es schon Heinrich Heine, der, wenn er von Lessing spricht, geradezu pathetisch wird.

Gestatten Sie mir noch ein Zitat, diesmal von Franz Mehring. In Mehrings „Lessing-Legende“ findet sich eine Stelle, die mit aller Deutlichkeit zeigt, daß es in unserem Arbeiter-und-Bauern-Staat mehr ist als eine bloß formale Dichterehrung, mehr als eine bloße literaturgeschichtliche Reminiszenz, wenn wir Dramatikern, Kritikern und Literaturtheoretikern einen Preis zusprechen, der Lessings Namen trägt. Die Stelle lautet:

„Lessings Lebensarbeit gehört nicht der Bourgeoisie, sondern dem Proletariat. In der bürgerlichen Klasse, deren Interessen er verfocht, waren beide noch eins, und es wäre töricht, ihm eine bestimmte Stellung zu historischen Gegensätzen anzudichten, die sich erst lange nach seinem Tode entwickelt haben. Aber Wesen und Ziel seines Kampfes ist von der Bourgeoisie preisgegeben, von dem Proletariat aufgenommen worden; den bürgerlichen Klassenkampf, den Lessing in die Philosophie rettete, löste Marx aus der Philosophie als proletarischen Klassenkampf.“

Auf unsere Situation, jetzt, in diesem Augenblick, in diesem Saal bezogen, heißt das: Der Lessing-Preis gebührt nicht Dichtern oder Philosophen, Dramatikern oder Literaturkritikern schlechthin. Er gebührt solchen Persönlichkeiten, die als Schriftsteller Klassenkämpfer sind. Das hat unser erstes Kriterium zu sein: Sieht der Autor seine Aufgabe in der Bewußtseinsbildung unserer heutigen Menschen, will er sie mit seinem Werk hinführen zum Sozialismus? Erst wenn wir hierauf mit einem eindeutigen Ja geantwortet haben,

können wir weiter fragen: Wie, mit welchen künstlerischen oder schriftstellerischen Mitteln setzt er sein Wollen in die Tat um?

Hierbei kann es sich nicht um abstraktes Ästhetisieren handeln. Auch hier müssen wir an Lessings Fabel denken: an das Gehörtwerden. Es hilft unseren Arbeitern und Bauern wenig oder nichts, wenn, womöglich noch mit dem Anspruch auf Allgemeingültigkeit, dramaturgische Theorien aufgestellt und nach diesen Theorien dann Werke geschrieben werden, die irgendwo oben in einem Wolkenkuckucksheim verklingen – mag auch die Lerche noch so kunstvoll tirilieren (es wäre noch zu untersuchen, ob das Tirilieren wirklich immer so kunstvoll ist). Mir jedenfalls ist die Nachtigall lieber, auch wenn ihr hie und da ein falscher Ton unterläuft. In Lessings „Miss Sarah Sampson“ war es so – und dennoch datiert von da ab der Beginn des bürgerlichen Klassenbewußtseins in der Dramatik. Deshalb ist dieses Schauspiel trotz seiner offenkundigen Mängel theatergeschichtlich wichtiger als die künstlerisch vollendeteren Werke, die der Dichter folgen ließ. Und aus dem gleichen Grunde ist für uns im gegenwärtigen historischen Augenblick so manches Gegenwartstück, trotz künstlerischer Schwächen, bedeutsamer und wichtiger als ein anderes, das vielleicht formal vollendeter ist, das aber, wie das Tirilieren der Lerche in unserer Fabel, nur von besonders Feinhörigen vernommen wird. Ich möchte nicht mißverstanden werden: Es kann auch sein, daß wir die eine oder andere noch nicht ganz wohlklingende Nachtigall überschätzen. Aber wäre das so sehr schlimm? Halten wir es mit Lessing, der in der „Hamburgischen Dramaturgie“ von sich selbst sagte, er zweifle an seinem Talent, er müsse alles mühsam „wie durch ein Röhrenwerk nach oben pressen“ – und der doch der Dichter der „Minna von Barnhelm“, der „Emilia Galotti“ und des „Nathan“ wurde.

Gebrauchen wir, um uns richtig zu

verstehen, ein Wort, das eigentlich nur ästhetisierende Kleinbürger und theaterfremde Idealisten zu erschrecken pflegt: Lessing schrieb (wie vor ihm Shakespeare, wie Molière) und forderte (wie die Theaterdirektoren Shakespeare, Molière, Goethe, Brahm) das *Gebrauchsstück*. Er wußte aus der Praxis des Lebens und des Theaters, daß aus der Fülle, der großen Quantität von Stücken, die gebraucht werden und zu gebrauchen sind, die Qualität der Dichtung hervorspringen muß. Wobei ihm, dem großen bürgerlichen Kunstästhetiker, das Kriterium der Brauchbarkeit für seine, die bürgerliche Epoche der *bürgerliche Inhalt* war. So, wie es uns der *sozialistische* ist.

Hans Lucke, den wir heute ehren, ist ein Mann der Praxis, ein Mann des Theaters. Er versteht sich also auf das, was man Publikumswirkung nennt. Das bedeutet zunächst lediglich, daß er eine Voraussetzung erfüllt, um von vielen, sehr vielen gehört zu werden. Und aufs Gehörtwerden kommt es, wie Lessing sagte, zuerst an. Aber *was* soll gehört werden? Luckes erstes Stück, „Fanal“, behandelt Konflikte aus dem Arbeiteraufstand von 1923, es ist ein Thälmann-Stück. Einerlei jetzt, welchen künstlerischen Wert man diesem Erstlingswerk (es wurde 1953 geschrieben) zubilligen will: hier gab ein Mensch der jungen Generation, ein dem Nazikrieg Entronnener, ein Schauspieler, mit seinem Schaffen eine programmatische Erklärung ab. Er bekannte sich zur Zukunft, zum Sozialismus. Luckes zweites Stück war ein Schwank, „Tailleweite 68“. Ich weiß, daß mancher, der zusammenhanglos und unhistorisch denkt, mit einem Achselzucken sagt: Ein Schwank, was ist das schon? Darauf ist zu antworten: Ein guter Schwank ist ebenso schwer zu schreiben wie ein gutes Drama. Wie war die Situation, als Lucke „Tailleweite 68“ schrieb? Überall bei uns wurde – mit Recht – die Forderung nach Humor, nach dem leichtverständlichen Gebrauchsstück erhoben. Aber herrschte nicht damals, um 1953, beim Publikum, ja sogar bei den

Kritikern, die Meinung vor, ein Schwanke müsse „unpolitisch“ sein, und wenn er sich mit unangenehmen Dingen des Alltags beschäftige, so seien das „Fremdkörper“? Lucke hat sich von solchen Meinungen nicht zurückhalten lassen. Er hat den gesellschaftlichen Auftrag gefühlt und ausgeführt. Seine Arbeit war brauchbar und wurde gebraucht. Einige Zeit später schrieb er das Kriminalstück „Kautions“, dann die Komödie „Glatteis“. Im vorigen Jahr folgte das Schauspiel „Der Keller“. Viele Tausende Zuschauer in Stadt und Land sind von diesem Stück, einer Auseinandersetzung ehemaliger Hitlersoldaten mit dem Zusammenbruch an der Front, erschüttert worden. Sie erkannten, daß die treibende Kraft des Geschehens die über den Telefonbunker, den „Keller“, hinwegrollende siegreiche Sowjetarmee ist. Selbstverständlich ist auch in diesem Stück Hans Luckes manches zu kritisieren. Aber das Wichtigste ist wiederum: Hier

hat ein talentierter Autor, sozialistisch parteilich, mit seinen Mitteln – den Mitteln der Lessingschen „Kanzel“, der Bühne – ein brennend wichtiges Thema zur Bewußtseinsänderung des gegenwärtigen Zuschauers gestaltet.

Lessing stellt einmal (in der „Hamburgischen Dramaturgie“) jene bedeutsame Frage, die jeder Dramatiker sich ernsthaft beantworten muß, bevor er ans Schreiben geht, die Frage nämlich, ob es zweckdienlich ist, eine Menschenmenge in einem Saale zu versammeln, die Schauspieler schwierige Texte lernen, sich schminken und kostümieren zu lassen, um dann nicht einmal die Wirkung zu tun, die ein Buch, am Kamin gelesen, weit besser täte. Eben diese Frage, die sich auf *Stoffwahl* und *Genre* bezieht, hat Hans Lucke bisher stets im Sinne Lessings beantwortet. Er wird sie in Zukunft gewiß noch besser, noch tiefer und damit noch erfolgreicher beantworten.

Wolfgang Joho 50 Jahre alt

„Ein Künstler, der schätzbare Arbeiten verfertigt, ist nicht immer imstande, von eigenen oder fremden Werken Rechenschaft zu geben“, sagt Goethe einmal vorsichtig-zweifelnd. Zu den Ausnahmen von der Art, wie er sie einräumt, gehört der Erzähler und Publizist Wolfgang Joho. Dieser Schriftsteller „verfertigt schätzbare Arbeiten“ und gibt zugleich in Aufsätzen, Artikeln und Rezensionen Rechenschaft über die Literatur unserer Zeit, oft auch über die Zeit selbst, ihre Aufgaben, ihre Probleme.

Wolfgang Joho entstammt einer bürgerlichen Familie. Er studierte Medizin und Geschichte, promovierte 1931 mit einer Arbeit über den utopischen Sozialisten Wilhelm Weitling und war als Redakteur in Stuttgart und Berlin tätig. Im Juni 1937 wurde Joho, seit 1929 Mitglied der KPD, von den Nazis verhaftet und zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt. Während des

Krieges wurde er zum Strafbataillon 999 eingezogen.

Das Jahr 1945 ist auch für Joho – um mit dem Titel seines letzten Romans zu sprechen – die „Wendemarke“; erst jetzt beginnt seine eigentliche literarische Tätigkeit. Nach der Rückkehr aus englischer Kriegsgefangenschaft wurde er Redakteur der Wochenzeitung „Sonntag“. Er blieb es sieben Jahre lang, gab aber auch danach seine publizistische und kritische Tätigkeit nicht auf. Zugleich widmete er sich eigenen schriftstellerischen Arbeiten, die beim Publikum starken Anklang fanden. Seit mehreren Jahren ist er Vorsitzender des Bezirks Berlin des Deutschen Schriftstellerverbandes.

Insgesamt liegen elf Bücher aus der Feder Johos vor. Immer wieder setzt er sich darin mit dem Weg des deutschen Bürgertums im zwanzigsten Jahrhundert und zugleich indirekt mit seiner eigenen

Entwicklung auseinander. In seinen beiden letzten Romanen, „Der Weg aus der Einsamkeit“ und „Die Wendemarke“, die zu den bedeutenden Werken unserer Gegenwartsliteratur gehören, findet Johos Held, der bürgerliche Intellektuelle Thomas Ramuz, an die Seite der Arbeiterklasse. Daß der Autor seinen Helden diesen Weg gehen läßt, ist zugleich ein persönliches Bekenntnis.

Zu seinem 50. Geburtstag am 6. März wünschen wir Wolfgang Joho weiterhin Schaffenskraft und Erfolg, auch im Namen unserer Leser, die ihn aus vielen in dieser Zeitschrift erschienenen Arbeiten kennen.

Anwältin der Ausgestoßenen

„Erlebtes mit Käthe Kollwitz“ ist der Titel eines Erinnerungsbuches, das Lenka von Koerber vor kurzem (im Verlag Rütten & Loening) veröffentlicht hat.

Nach dem ersten Weltkrieg Journalistin, später Bildberichterstatlerin, war Lenka von Koerber eine der ersten weiblichen Schöffinnen und Geschworenen in Deutschland. Mit aller Leidenschaft ihres politischen Temperaments hat sie sich dieser Aufgabe gewidmet. Sie war informatorisch in Gefangenenanstalten und praktisch in der Entlassenenfürsorge tätig. In Wort und Tat kämpfte sie, unterstützt von der SPD und später von der KPD, gegen die Mißachtung des Menschen in den Einrichtungen des bürgerlichen Strafvollzugs. Den Ausgestoßenen, die ein schweres Leben auf Abwege gezerrt hatte, half sie nach verbüßter Strafe einen Platz in der Gesellschaft einzunehmen.

Lenka von Koerbers Debüt als Schriftstellerin ist verbunden mit dem Namen Käthe Kollwitz. Ihr Buch „Erlebnisse unter Strafgefangenen“ (1928) erschien mit einer Zeichnung der großen Künstlerin. In ihrem Erinnerungsbuch schreibt sie: „Während ich mich in den Anblick der Radierungen, Steindrucke und Holzschnitt vertiefte, sah ich immer deutlicher, wieviel ich für meine Fürsorgearbeit von ihr lernen konnte, und fand meine

Überzeugung bestätigt, daß es die Umwelt ist, die den Menschen in Unglück und Schuld verstrickt.“

1930 erschien Lenka von Koerbers zweites Buch „Menschen im Zuchthaus“. Kurz nachdem der Faschismus über Deutschland hereingebrochen war und auch ihre Bücher verboten wurden, erschien noch bei Rowohlt ein Buch („Sowjetrußland kämpft gegen das Verbrechen“), in dem sie sich nach einer Studienreise durch die Sowjetunion mutig zu dem Staat bekannte, der das zu Wirklichkeit gemacht hatte, wofür sie sich all die Jahre eingesetzt hatte: „Nichts konnte mir den Unterschied zwischen dem sowjetischen und dem deutschen Strafvollzug besser verdeutlichen als die Tatsache, daß sich der Straftlassene in der UdSSR jederzeit und überall eine neue Existenz schaffen kann, während dem deutschen Straftlassenen eine Strafe lange, manchem das ganze Leben lang, wie ein Schatten folgte und ihm jede Möglichkeit, sich wieder einzuordnen, verdunkelte.“

Nach 1945 galt Lenka von Koerbers Sorge besonders den durch die Auswirkungen des Krieges gefährdeten Jugendlichen. In ihrem Buch „Verirrte Jugend“ (1952) schreibt sie: „Dem Jugendrecht entspricht ein neuer Jugendstrafvollzug. Er verwirklicht die Ideen, für welche fortschrittliche Strafrechtler und Sozialpädagogen vor und nach 1933 kämpften.“

Über jene einfachen Menschen, denen das Lebenswerk von Käthe Kollwitz gewidmet war, hat Lenka von Koerber wohl ihr schönstes Buch geschrieben: „Agnes geht den schmalen Weg“ (1956). „Ich fühlte“, lesen wir in der Vorbemerkung dazu, „daß ich die Verpflichtung hatte, dieses Leben in seiner Einfachheit, seiner Selbstlosigkeit und seiner Härte zu schildern, damit nicht nur ich, sondern viele andere, vor allem die Jungen, sehen, wie dankbar sie sein müssen für das Heute, das uns alle Möglichkeiten erschließt.“

Wir wünschen Lenka v. Koerber zu ihrem siebzigsten Geburtstag am 16. März Gesundheit und noch viele schaffensreiche Jahre.

Kisch in Paris

Am 31. März jährt sich der Tod Egon Erwin Kischs zum zehntenmal. Wir begeben diesen Gedenktag, indem wir einen Glückwunschartikel im Wortlaut wiedergeben, der zum 50. Geburtstag Kischs im April 1933 geschrieben und in den „Neuen Deutschen Blättern“ (Prag) veröffentlicht wurde.

Bald nachdem ihn Spandau entlassen hatte, Pfingsten 1933, kam Kisch in Paris an. Der Anlaß war ein kämpferischer. Es war der antifaschistische Kongreß am 4. Juni im Saal Pleyel, von dessen Tribüne Kisch über Hitler als den Kulturvernichter sprach:

„Verbrennen Sie nur ruhig Marx, Engels, Lenin auf Ihren Scheiterhaufen, Herr Hitler! Verbrennen Sie auch die anderen Werke der menschlichen Kultur, die untrennbar zum Begriff des Marxismus gehören – aus dem Flammenzeichen wird auch der sozial unaufgeklärte Geistesarbeiter in seinem Elfenbeintürmchen begreifen lernen, daß Reaktion und Faschismus so untrennbar zusammengehören wie Kultur und Marxismus. Im Schein der brennenden Kultur wird auch der Nachtblinde der Politik zu sehen beginnen. Er wird sehen, daß es keinen Platz zwischen den Schlachtlinien gibt, sondern daß jedermann, der für Kultur ist, auch für sie kämpfen muß, und daß ihm sein Kampfplatz an der Seite der revolutionären Arbeiterschaft zugewiesen ist.“

Bei der Eröffnung der „Freiheitsbibliothek“ wiederholte Kisch diesen Mahnruf an die Intellektuellen.

Kisch liebt das historische wie das heutige Paris. Den Spuren der Kommune nachgehend, schloß er einen Bund mit dem Paris der roten Vorstädte, die ihm nicht nur als Autor seiner ins Französische übersetzten Werke, sondern auch von Angesicht kennen. Es war am 14. Juli 1933, als Kisch und Lehmann-Rußbüldt, der Pazifist, sich bei der bengalischen

Festbeleuchtung des Volksfestes an der Bastillesäule trafen. „Wissen Sie, wo ich Sie zum letztenmal sah?“ fragte Kisch den Alten mit dem friedlichen Ziegenbart. „Im Korridor des Berliner Polizeipräsidiams am Morgen nach dem Reichstagsbrand. Ich sah gerade, wie ein SA-Führer Sie fesseln ließ, weil Sie vor ihm nicht strammstehen wollten.“ Beide dachten an die deutsche Bastille und an die Kameraden, die hinter ihren Mauern auf einen deutschen 14. Juli warteten. Es war die Zeit des Reichstagsbrandprozesses. In Paris tagte in Permanenz der Untersuchungsausschuß zur Aufklärung des Reichstagsbrandes. Die Verteidigung Dimitroffs wurde organisiert. Gegen den Lügenapparat eines 60-Millionen-Staates mußte mit den Mitteln, die internationale Solidarität aufbrachte, eine Welt aufgeklärt werden. Es war ein kleiner Kreis von Antifaschisten, der diese Arbeit begann. Nichts hätte er ausrichten können, hätten nicht hinter ihm die Massen gestanden in fiebernder Kampfbereitschaft. Kisch schrieb damals eine Broschüre über Dimitroff, die in Zehntausenden Exemplaren in die Welt ging, auch nach Deutschland. Er schilderte „die drei Männer aus Sofia“, die Geschichte der Sprengung der Sofioter Kathedrale durch faschistische Provokateure. Alle Kraft setzte Kisch ein, um die große Schlacht gegen den Hitlerfaschismus gewinnen zu helfen.

Es wiederholte sich an allen Stätten der Wirksamkeit Kischs: Sein Kaffeehaus tisch wurde bald ein Energiezentrum. Auch in Paris wirkte die Anziehungskraft der Persönlichkeit Kischs. Bald war bekannt, daß er in dem Café des Deux Magots am Boulevard St. Germain (gegenüber hatte der Verlag Carrefour seine Büros) mit Joseph Roth und Hermann Kesten stritt und sie aus ihren „Elfenbeintürmen“ herauszuholen versuchte. All-

wöchentlich versammelten sich die antifaschistischen Schriftsteller im ersten Stock eines alten Cafés mitten unter den Devotionalienläden von St. Sulpice. Hier erfüllte Kisch mit der launigen Verbissertheit, die ihm eigen ist, seine Funktion als Vorsitzender des damals neben dem Schutzverband Deutscher Schriftsteller bestehenden Bundes Proletarisch-Revolutionärer Schriftsteller. Ob man über ein Buch diskutierte oder über die Notwendigkeit und die Möglichkeiten, den großen Kampf als Schriftsteller zu unterstützen – Kisch polterte, witzelte, ärgerte sich und andere, und riß mit.

Nicht anders ging es zu in dem kleinen Bistro in der Nähe des Senats, wo Kisch „privat“ sein wollte. Er schaffte es nicht.

Der Sammlung zum Schreiben eines Buches bedürftig, beschloß Kisch in den ersten Monaten des zweiten Emigrationsjahres, sich nach Versailles zurückzuziehen. In einem kleinen Hotel wohnte er ganz nahe dem Schloß mit seinen Gärten und Wasserspielen. Das hatte viel Komplikationen zur Folge. Den Behörden schien es verdächtig – denn kein Fremder wohnt sonst in Versailles. Den Freunden bereitete es Schwierigkeiten, Kisch in der gewohnten Weise aufzusuchen. Es war zur Selbstverständlichkeit geworden, Kisch zu holen, wenn es an der literarischen Front Wichtiges zu arbeiten gab. Aber manchmal fehlte es am Fahrgeld nach Paris. Es war schwer, alle Vereinbarungen und Verabredungen einzuhalten.

Die allergrößte Schwierigkeit aber tauchte auf im Zusammenhang mit den Fremdenführern von Versailles. Versailles ist sehr schön und sehr interessant, und es ist noch schöner und interessanter, wenn es einem der Geschichtsnarr Kisch erklärt. Wir kamen sonntags mit Frauen und Kindern. Wurden die Kleinen vorzeitig müde, legte man sie in das Bett des „Rasenden Reporters“ schlafen. Er dagegen führte seine Gäste an die historischen Stätten von Versailles (schon in Paris hatte er Sonntagsführungen für die

Emigranten durch das Musée Carnavalet veranstaltet, um ihnen die Erinnerungen an die Kommune zu zeigen und zu erklären) und vertiefte sich in die Anekdoten der großen Revolution, die für ihn in Versailles lebendig wurden. Mit Vorliebe führte er seine Besucher ins Musée du Jeu de Paume in Versailles, in das historische Ballhaus, wo am 23. Juni 1789 die Mitglieder der Nationalversammlung, von Mirabeau aufgefordert, den Eid leisteten, der königlichen Gewalt zu trotzen und nicht auseinanderzugehen, ehe die Verfassung bewilligt sei. Er kannte dort buchstäblich jedes Stück. Besonders verweilte er bei dem Bild des Doktor Guillotin, der die Einführung einer Maschine zur Hinrichtung der Konterrevolutionäre empfahl. Auch die Tatsache, daß einer der Abgeordneten der Nationalversammlung Fiala hieß und offenbar aus Prag stammte, machte Kisch zu schaffen. Die vielen Gruppenbesuche, die Kisch in das kleine Nationalheiligtum führte, die autoritativen Erklärungen, die er mit lauter Stimme gab, erweckten in dem Museumsdiener, der sich um die Möglichkeit gebracht sah, seine eigenen Führungen zu veranstalten (und so auch um das Trinkgeld), den Verdacht, daß Kisch ein verkappter Fremdenführer sei. Es bedurfte vieler Apéritifs, um den braven Mann davon zu überzeugen, daß Kisch ihm keine unlautere Konkurrenz zu machen beabsichtigte.

Paris, im Sommer ein kochender Teerkessel, wurde aus einem Gegenstand der Neigung zu einer Stätte der Pflicht. Am Montparnasse, in dem schmalen Zimmer, wo zwei ungestrichene Tische, viel zu klein, um den Bergen von Zeitungen und Manuskripten Raum zu geben, die Redaktion des „Gegen-Angriffs“ und der Monatsschrift „Unsere Zeit“ darstellten, war Kisch fünf Minuten, nachdem er den Zug der Vorortbahn verlassen hatte. Der „Gegen-Angriff“ war es, dessen erste Nummer sofort nach der Haftentlassung Kischs dessen „Kriminalistische Bemerkungen zum Reichstagsbrand“ veröffent-

licht hatte. Und er blieb das Organ, in dem Kisch als politischer Publizist immer wieder seine Stimme erhob. Hier beschwor er alle Demokraten und Humanisten, für Thälmann so einzutreten, wie sie für Dimitroff eingetreten waren:

„Wo es sich darum handelt, dem erklärten Führer der revolutionären Arbeiterschaft Deutschlands zuerst die Ehre und dann den Kopf abzuschneiden, also ‚nur‘ um einen politischen Prozeß, werden sich auch hier die Humanisten, die Rechtsfreunde, die liberalen Weltorganisationen finden, um den Vorrichtern und dem Nachrichten der Nazijustiz in die Arme zu fallen?“

Hier veröffentlichte er seinen Nachruf auf den ermordeten Freund und Kampfgefährten Erich Mühsam:

„Erich Mühsams Lieder singt die revolutionäre Arbeiterschaft. Sie ist es, in deren Gedächtnis ewig das Bild dieses Dichters und Kämpfers stehen wird, den braune Henkersknechte mit Stahlruten und Revolverschüssen zwingen wollten, das Horst-Wessel-Lied zu singen, und der mit dem Aufgebot seiner letzten Kräfte die Internationale sang.“

Hier war Kischs Pariser „Zuhause“. Er war äußerst unzufrieden mit der Arbeit der Redaktion, die ihm in der Tat die Druckfehler der französischen Setzerei nicht ersparen konnte. In einer Nummer von „Unsere Zeit“ ist es sogar passiert, daß aus einer Reportage von Kisch über das Pariser Judenviertel (das er für sein Ghetto buchstudierte) ein ganzer Absatz wegfiel. Außerdem war er ein erklärter Gegner der lärmenden Aufmachung der antifaschistischen Presse. Er protestierte gegen typographische Hervorhebungen in Artikeln durch fette oder gesperrte Schrift. „Ich als Leser lasse mich nicht von einem hergelaufenen Redakteur bevormunden. Ihr wollt mich zwingen zu lesen, was ihr für wichtig haltet. Das will ich mir selber aussuchen können.“ Gediegenen Inhalt, nicht schreiende Lettern verlangte Kisch. Eines Tages erklärte er melancholisch: „Ich bin eben altmodisch.“

Niemals durfte er allerdings den Raum verlassen, ohne seinen Tribut in Form einer Anekdote entrichtet zu haben. Er erzählte freiwillig drei, denn er brauchte (mit Anekdoten) nicht zu knausern.

Hinter dem Feuerwerk von liebenswertem Humor verbarg sich die ernste disziplinierte Arbeit des Schriftstellers. Die Reisen nach Spanien und Belgien verarbeitete er unter dem Titel „Eintritt verboten“ zu einem seiner besten Reportagebücher. Unermüdlich wirkte er weiter im SDS, wo er eine Arbeitsgemeinschaft über Reportage führte. 30 bis 40 junge Schriftsteller und solche, die es werden wollten, folgten seinen Vorträgen in dem rauchigen Stübchen im ersten Stock eines Cafés am Boulevard St. Michel. Kisch jagte die Leute hinaus zur Arbeit. Sie mußten die Besichtigung der Citroënwerke mitmachen und dabei als zukünftige rote Reporter entdecken, was hier verheimlicht wird und was zu diesem Betrieb vom Standpunkt der Marxisten zu sagen ist. Die Wahrheit, nicht die subjektive Wahrheit der impressionistischen Reportage, die mehr ein Bild des Seelenlebens ihres Verfassers vermittelt, sondern die objektive Wahrheit, die gesellschaftliche Wahrheit zu erforschen, das sei die Aufgabe der Reporter.

Keine Aktion der antifaschistischen Schriftsteller in Paris, an der Kisch nicht führend beteiligt gewesen ist. Auf der Kundgebung des SDS zum Gedächtnis Erich Mühsams gedenkt Kisch der Verdienste der Ermordeten um die revolutionäre Sache und setzt sich durch gegen die Störungsversuche von Anarchisten und Weißgardisten. Die illegale Thälmann-Broschüre der Anna Seghers wird von ihm eingeleitet, die illegale Zeitschrift der Schriftsteller von ihm mitredigiert. Jede Phase der antifaschistischen Arbeit der Schriftsteller, die von Paris aus geleistet wurde, ist verbunden mit seinem Namen. Ergeben der Sache des großen Kampfes, arbeitet er unermüdlich und ohne sich zu schonen mit allen seinen Kräften (Gisl, seine treue Kameradin,

weiß davon ein Lied zu singen) an den Aufgaben, die ihm die antifaschistische Bewegung stellt, und darüber hinaus an allen Aufgaben, die sich Männer der Feder stellen sollten.

Eines Tages – wieder hatte ihn die Bewegung gerufen – war er grußlos verschwunden. Innerhalb 24 Stunden mußte er abreisen. Man ließ ihm keine Zeit, ein paar neue Schuhe zu kaufen. Wir erfuhren erst viel später, daß er unterwegs sei – nach Australien.

Aus unserer Korrespondenzmappe

In Peter Hacks' Aufsatz „Das realistische Theaterstück“ (NDL, Heft 10/57) heißt ein Abschnitt „Über realistische Satire“. Trotz wiederholter Lektüre ist mir nicht klargeworden, wofür Hacks sich nun eigentlich einsetzt, und wogegen er polemisiert.

Die Verwirrung beginnt beim ersten Satz dieses Abschnittes. Dort heißt es: „Eine weithin anerkannte, unrichtige Definition von Satire heißt: Satire ist Überhöhung von Negativem.“ Diese Definition ist selbstverständlich unrichtig, aber ist sie wirklich „weithin anerkannt“? Verwechselt Hacks hier nicht eine Methode der Satire mit ihrem Wesen? Oder unterstellt er diese Verwechslung nur seinen fiktiven Diskussionspartnern?

Wie auch immer, Hacks wendet sich gegen die Überhöhung von Negativem – auch als Methode. Er wirft ihr vor, sie sei nicht realistisch und mindere die Wirkung. In der Beweisführung für diese Behauptung stellt sich dann heraus, daß Hacks einen sehr eigenen Begriff von „Überhöhung“ hat. Er setzt Überhöhen gleich Deformieren oder Verzerren. Liegt hier nicht ein Irrtum vor? Ist es nicht so, daß Überhöhung und Verzerrung keineswegs identisch sind, sondern die Verzerrung aus der unmäßigen Anwendung der Überhöhung entsteht? Es handelt sich demnach um einen Umschlag von Quantität in Qualität. Wir haben also zu

unterscheiden zwischen der dem Kunstwerk nützlichen Überhöhung und der ihm schädlichen Verzerrung. Das Kriterium dafür, ob es sich um das eine oder das andere handelt, liegt in der Distanz zur Realität. Die Glaubwürdigkeit des satirisch behandelten Gegenstandes als möglicher Realität entscheidet darüber, ob es sich um erlaubte Überhöhung oder unerlaubte Verzerrung handelt.

Ich glaube mit Hacks einer Meinung zu sein, wenn ich sage, daß der Kern realistischer Kunstgesinnung im Herausarbeiten des Wesentlichen (des Allgemeinen, Sozialen) aus dem gegebenen Stoff besteht. Die Methoden hierfür sind: Weglassen und Abschwächen des Unwesentlichen, Verwendung und Betonung des Wesentlichen. Ist Betonung nicht nur ein anderes Wort für Überhöhung? Und da sich die Satire, ganz allgemein gesprochen, mit Negativem befaßt, so scheint mir „Überhöhung von Negativem“ ein realistisches Kunstmittel par excellence zu sein. Wenn Hacks also die „Satire ohne Überhöhung“ fordert und die überhöhte durch die „realistische“ Satire ersetzt wissen will, so schafft er einen künstlichen Gegensatz, der in Wirklichkeit gar nicht existiert.

Ich verstehe nicht, was Hacks mit seiner Forderung bezweckt, die Satire als komisches Genre aufzuheben und als realistisches zu etablieren. Seit wann schließen „komisch“ und „realistisch“ einander aus? Satire ist doch wohl eine bestimmte Art, kritisch auf negative Zeiterscheinungen zu reagieren. Die Besonderheit der satirischen Kritik besteht darin, daß sie Spott, Witz, Ironie als ihre vorzüglichen Mittel betrachtet. Sie will das aktive Gelächter erregen, das in sich den Willen zur Veränderung des Negativen trägt. Darum sucht sie die komische Seite an negativen Personen oder Handlungen zu entdecken und darzustellen. Was soll daran unrealistisch sein?

Ich meine, daß das satirische Theaterstück von jeher realistisch ist, daß es sich von anderen gesellschaftskritischen Stücken

nicht inhaltlich, sondern durch die vorzugsweise Anwendung der oben (sehr unvollständig) angedeuteten Mittel unterscheidet. So scheint mir die Aufhebung der realistischen Satire im realistischen Theaterstück, wie Hacks sie verlangt, ein tautologischer Sturmangriff auf offene Türen zu sein.

Nachtrag: Ich werde den Verdacht nicht los, daß Hacks etwas anderes meint, als ich aus seinem Aufsatz herauslese. So etwas kann am Leser liegen, aber auch am Schreiber. Ein bißchen liegt es, glaube ich, am Schreiber. Hacks hat neulich in einer Diskussion gesagt, daß er sich so vertrackt ausdrückt, um Zeit zu sparen. Ich sehe mit einigem Vergnügen, daß er die nächste Zeit in der Hauptsache damit verbringen wird, die Resultate seiner so ungeheuer zeitsparenden Schreibweise zu erklären.

Ernst Kabler

Boris Pasternak stellt richtig

„Eingemachte süßsaure Pilze, Kaviar, gebratene Rebhühner und Johannisbeerschnaps“ standen auf dem Tisch, als der sowjetische Schriftsteller Boris Pasternak einige Journalisten aus westlichen Ländern in seiner Moskauer Wohnung empfing. Der Berichterstatte der „Welt“, der zu den Eingeladenen gehörte, vermerkt diese kulinarischen Einzelheiten ebenso wie einige andere, aus denen – offenbar zu seiner Überraschung – hervorgeht, daß Pasternak in günstigen Verhältnissen lebt. Anlaß zu dem Gespräch war Pasternaks Wunsch, die Verzerrungen und Fälschungen zu berichtigen, denen sein Roman „Doktor Schiwago“ in westlichen Zeitungen und Zeitschriften ausgesetzt ist. Die Autoren dieser Darstellungen haben, wie der Dichter erklärte, das Buch überhaupt nicht gelesen. Sie scheuen sich aber nicht, ihm Tendenzen zu unterschieben, an die der Autor niemals gedacht hat. Pasternak erklärte seinen Besuchern, er sei der Meinung, daß die sowjetische Revolution ihre Ziele erreicht und zur Entwicklung der Menschheit einen dau-

ernden Beitrag geleistet hat. „Ich verdanke dieser Epoche und diesem Land alles“, sagte er, „und ich bin diesem Land, dieser Zeit und dieser Gesellschaftsform dankbar.“

Sputnik-Verse von . . . Mörike!

Eduard Mörike, der Lyriker, Idylliker und Märchendichter, hätte wohl kaum jemals ein technisches Objekt zum Thema eines Gedichtes gewählt. Dennoch finden sich in der zweiten Szene seines phantasmagorischen Zwischenspiels „Der letzte König von Orplid“ (im Rahmen der Dichtung „Maler Nolten“) Verse, welche die Schöpfung eines Erdtrabanten vorwegzunehmen scheinen. Sie seien hier in den beiden vorliegenden Fassungen zitiert. Die ursprüngliche Fassung von 1832 lautet:

*Sagt man nicht,
Daß auch ein Ball, geworfen über die
Grenze
Der Luft, bis wo der Erde Atem nicht
mehr hinreicht,
Nicht wieder rückwärts fallen könne, nein,
Er müsse kreisen, ewig, wie ein Stern.*

In der Ausgabe Julius Klaibers von 1878 findet sich die folgende überarbeitete Fassung:

*Ich hörte schon,
Ein Ball, geschleudert in des Himmels
Raum,
Wobin der Erde Odem nicht mehr reicht,
Und böher stets, der Bahn des Mondes
zu,
Er könne rückwärts nimmer fallen, nein,
Er müsse kreisen ewig, wie ein Stern.*

Margarete Hugk

Keine Atomwaffen auf deutschem Boden!

Der Deutschlandsender des Deutschen Demokratischen Rundfunks ruft zur Beteiligung an einem Literatur-Preis Ausschreiben auf. Der Wettbewerb steht unter dem Motto: „Keine Atomwaffen auf deutschem Boden.“ Alle Schriftsteller

sind eingeladen, diesen Gedanken zum Thema von Erzählungen, Hörspielen, Gedichten, Liedern zu machen, die der Deutschlandsender in seinen Programmen ausstrahlen kann. Für die einzureichenden Arbeiten gilt keinerlei formale oder inhaltliche Bedingung außer der einen: Sie sollen auf hohem literarischem Niveau zur Mobilisierung des deutschen Gewissens gegen die Atomgefahr beitragen und den Kampf der Völker gegen die Atomdrohung unterstützen.

Für die einzelnen Gattungen sind Preise bis zu 7000 DM ausgesetzt. Preisgekrönte Werke werden gesendet, die Sendung wird in der üblichen Weise honoriert. Prämiiert werden nur Werke, die bisher nicht veröffentlicht sind. Hörspiele

sollen die Länge von etwa 50 bis 70 Sendeminuten haben. Erzählungen sollen nicht länger sein als 25 Schreibmaschinen-seiten. Auch nichtprämiierte Arbeiten werden, wenn geeignet, zur Sendung angenommen. Letzter Termin für die Einreichung der Arbeiten ist der 31. März 1958. Die Ergebnisse des Wettbewerbs werden am 30. April veröffentlicht. Der Jury gehören an: Leonhard Frank; Willi Bredel; Josef Orlopp, Sekretär des Bundesvorstandes des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes, Mitglied des Deutschen Friedensrates; Prof. Hans Grundig; Dr. Wolfgang Rödel; Hans Busse, Chefdramaturg des Staatlichen Rundfunkkomitees; Heinz Geggel, Intendant des Deutschlandsenders.

Zu unseren Beiträgen

Harald Hauser schrieb seine dramatische Erzählung „Im Himmlischen Garten“ nach einem längeren Aufenthalt in Tibet.

Die Gedichte von Hasso Grabner erscheinen demnächst innerhalb eines Gedichtbandes „Fünfzehn Schritte gradaus“, im Aufbau-Verlag.

Die beiden Gedichte von Erich Mühsam drucken wir mit freundlicher Genehmigung des Verlages Volk und Welt. Sie sind im ersten Band der Ausgewählten Werke in Einzelausgaben enthalten, der, im Auftrag der Deutschen Akademie der Künste, soeben erschienen ist.

Peter G. Hrivnak, etwa 25 Jahre alt, lebt in Bratislava.

Die „Thesen zum sozialistischen Realismus“, die wir in unserer Diskussionsrubrik veröffentlichten, entnehmen wir der Nummer 2 des ersten Jahrgangs der Universitätszeitung „Humboldt-Universität“.

NEUERSCHEINUNGEN

Belletristik

Johannes R. Becher: Der Glücksucher und die sieben Lasten. Verlorene Gedichte. Aufbau-Verlag, etwa 208 S. DM 7,50

Sebastian Brant: Das Narrenschiff. Rütten & Loening, 464 S. DM 8,10

Elfriede Brüning: Rom hauptpostlagernd. Verlag Neues Leben, etwa 184 S. DM 5,40

Louis Fűrnberg/Kuba: Weltliche Hymne. Dietz Verlag, 50 S. DM 5,50

Helmut Hauptmann: Der Unsichtbare mit dem roten Hut. Verlag des Ministeriums für Nationale Verteidigung, etwa 160 S. etwa DM 4,70

Gottfried Keller: Sämtliche Werke in acht Bänden. Aufbau-Verlag, etwa 5000 S. DM 90,-

Bernhard Kellermann: Yester und Li / Das Meer. Verlag Volk und Welt, etwa 496 S. etwa DM 8,40

Herbert Nachbar: Die gestohlene Insel. Aufbau-Verlag, etwa 256 S. DM 6,60

Charlotte Thomas: Der Tanz um das Gold. Rütten & Loening, 174 S. DM 5,30

B. Traven: Der dritte Gast. Novellen. Verlag Volk und Welt, etwa 208 S. etwa DM 5,40

Erich Weinert: Um Deutschlands Freiheit. Verlag Volk und Welt, etwa 464 S. etwa DM 7,40

Kapriolen der Liebe – 33 nicht ganz sittsame Geschichten. Hrsg. Kurt Böttcher. Eulenspiegel Verlag, 428 S. etwa DM 9,20

Honoré de Balzac: Die Frau von 30 Jahren. Verlag der Nation, 208 S. DM 1,75

Julius Fučík: Literarische Kritiken, Polemiken und Studien. Aus dem Tschech. von Günther Jarosch. Dietz Verlag, 360 S. etwa DM 12,-

Ilja Kremlow: Soldaten der Revolution. Aus dem Russ. von Leon Nebenzahl. Dietz Verlag, etwa 960 S. etwa DM 12,-

Jugend- und Kinderbücher

Eugen Jianu: Zwischen Nacht und Morgen. Aus dem Russ. von Leo Hornung. Alfred Holz Verlag, 92 S. etwa DM 4,50

L. Pantelejew: Der tolle Ritt. Aus dem Russ. von Wera Rathfelder. Der Kinderbuchverlag, etwa 128 S. DM 2,-

George Sand: Die sprechende Eiche und andere Erzählungen. Aus dem Franz. von G. Lazarus. Der Kinderbuchverlag, etwa 208 S. etwa DM 6,80

Kunstwissenschaft

Ruth und Max Seydewitz: Das Dresdener Galeriebuch (400 Jahre Dresdener Galerie), VEB Verlag der Kunst, 408 S. etwa DM 28,-

ZEITSCHRIFTEN- UND ZEITUNGSSCHAU

Gleichberechtigt in unserer neuen Literatur, von Lilly Becher, „Sonntag“ 2. 2. 58/S. 9

Kulturfragen sind Machtfragen, von Dr. Wilhelm Girnus, „Sonntag“ 19. 1. 58/S. 4

Ästhetik und Wirklichkeit, von Dr. Hans Koch, „Neues Deutschland“ 18. 1. 58/Beilage

Unsere Kultur muß sozialistisch sein, von Klaus Gysi, „Deutschunterricht“ H. 1. 58/S. 2

Hat die Kunst einen spezifischen Gegenstand?, von K. Dawletow, „Kunst und Literatur“ H. 1. 58/S. 61

Sowjetische Wissenschaftler über das Inhalt-Form-Problem, von W. Penkin, „Kunst und Literatur“ H. 1. 58/S. 91

Über sozialistischen Realismus, von Dr. Inge Diersen, Gert Hillesheim, „Neues Deutschland“ 23. I. 58

Der Krieg als Abenteuer? von Jutta Bartus, „Berliner Zeitung“ 23. I. 58/S. 6

Die gesellschaftliche Problematik in Kafkas Romanen, von Paul Reimann, „Weimarer Beiträge“ H. IV. 57/S. 598

Perspektiven der Germanistik, von Dr. Wilhelm Girnus, „Neues Deutschland“ 18. I. 58/S. 4

Auf der Suche nach dem verlorenen Dichter, von Rolf Schneider, „Aufbau“ H. I. 58/S. 7

Notate zu „Katzgraben“, von Bertolt Brecht, „Junge Kunst“ H. I. 58/S. 4

Vorwärts – und nicht vergessen!, von Klaus Pfützner, „Junge Kunst“ H. I. 58/S. 33

Randbemerkungen zu einem Vortrag über die deutsche Literatur im 20. Jahrhundert, von Prof. Dr. Georg Mende, „Wissenschaftliche Zeitschrift der Friedrich-Schiller-Universität Jena“ H. 5. 57/S. 641 (Erwiderung auf einen Artikel von Prof. Joachim Müller – veröffentlicht in der gleichen Zeitschrift H. 3/4. 57)

G. W. Plechanows Rolle bei der Verteidigung und Begründung der Philosophie des Marxismus, von W. A. Fomina, „Deutsche Zeitschrift für Philosophie“ H. 6. 57/S. 697

„Neue Deutsche Literatur“, Monatsschrift für Schöne Literatur und Kritik. Aufbau-Verlag, Berlin W 8, Französische Straße 32, Fernsprecher 22 54 21. Redaktion: Berlin W 8, Friedrichstraße 169/170, Fernsprecher 22 07 31 25. Nachdruck nur mit Genehmigung und Quellenangabe gestattet. Zuschriften, die den Inhalt der Zeitschrift betreffen, sind an die Redaktion, Zuschriften in Fragen des Vertriebs und Bezugs sind an den Verlag zu richten. Für unverlangt eingehende Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden. Anzeigenannahme durch den Verlag. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. I gültig. Druck: I/16/01 Märkische Volksstimme, Potsdam. Lizenz-Nr. 1313. A 141